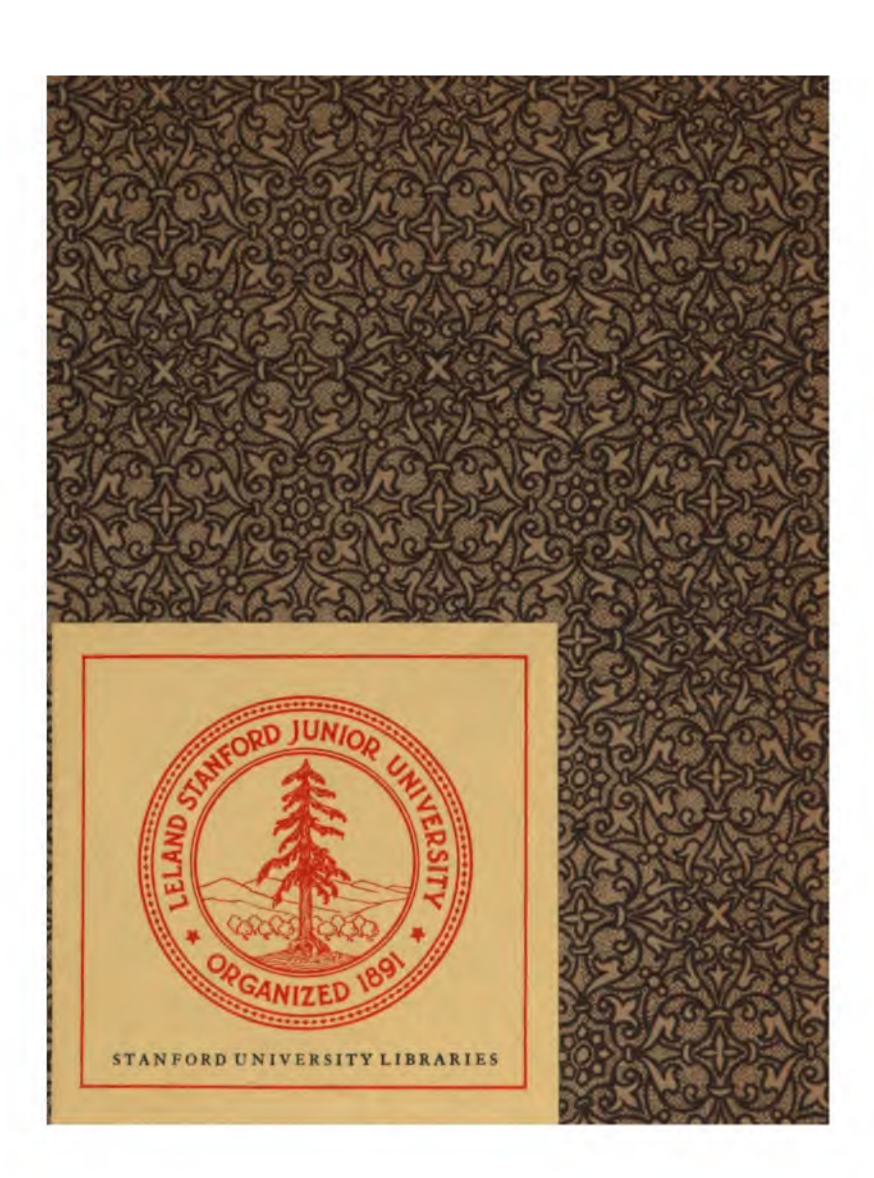
Schwarze Fürsten

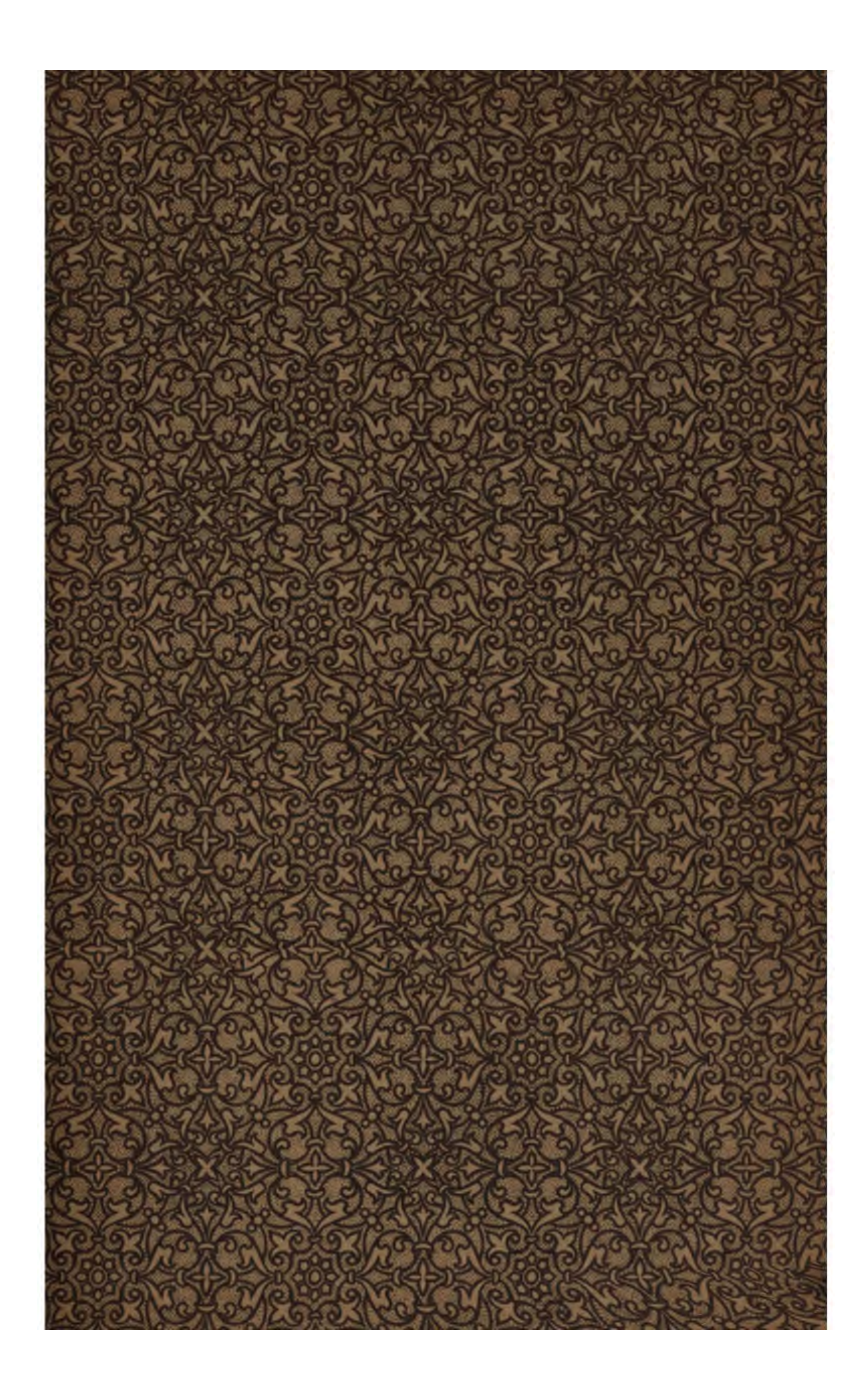
von

C. FALKENHORST

Herrscher in Ostafrika

Westafrikanische Könige


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

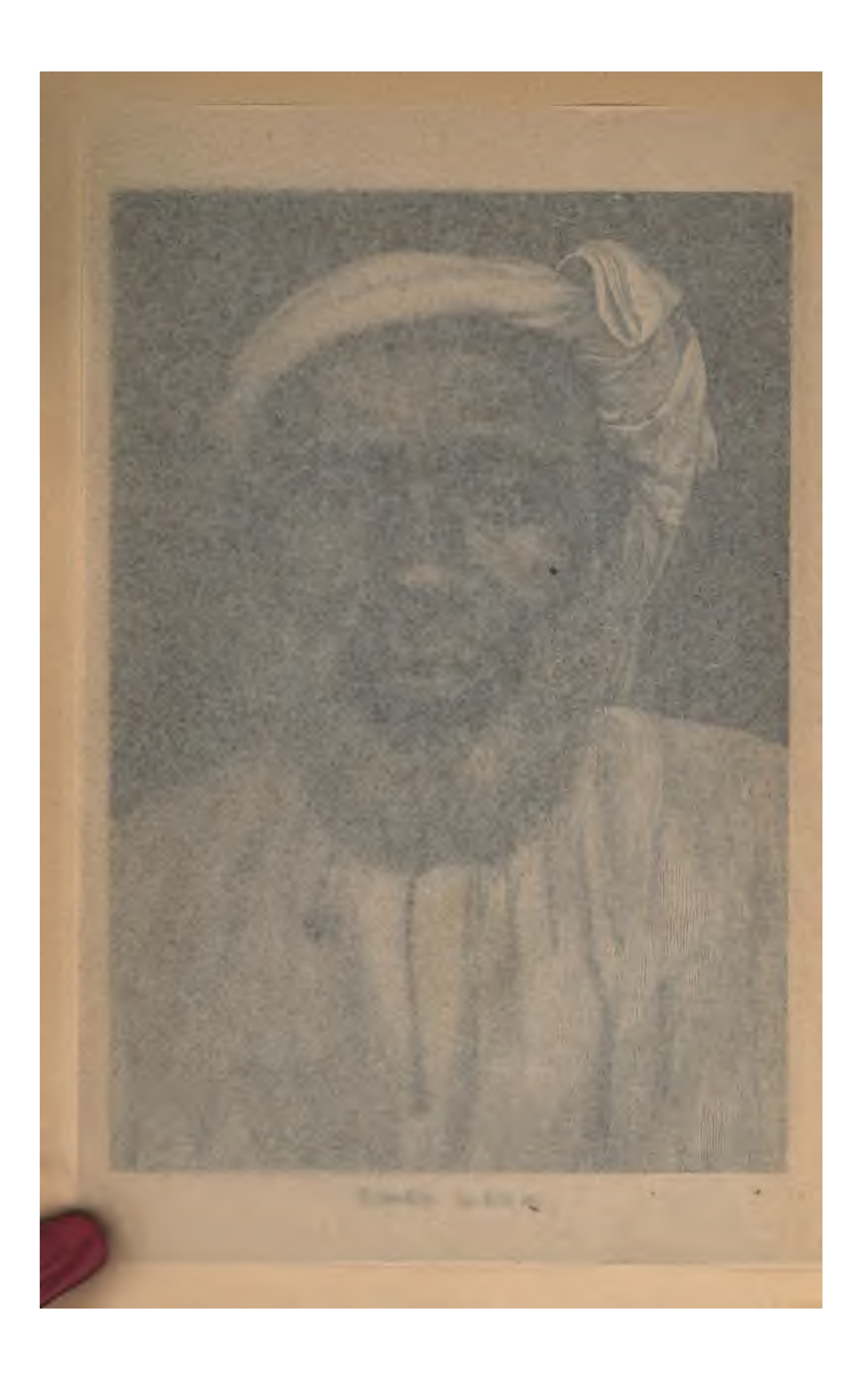








Tippu-Tip. (Zu Seite 47.)



Schwarze Fürsten.

Bilder aus der Geschichte des dunklen Weltteils.

Von

C. Falkenhorst.

Zweiter und dritter Teil in einem Bande.

Zweiter Teil:

Herrscher in Ostafrika.

Dritter Teil:

Westafrikanische Könige.

Mit 8 Abbildungen.



Leipzig,
Ferdinand Hirt & Sohn.
1892.

Zur geneigten Beachtung.

Mit dem vorliegenden Bande, dessen Stoff früher auf zwei Bände berechnet war, ist das Unternehmen zum Abschluss gebracht; die Abrundung von drei auf nur zwei Bände ist auf den uns vielfach kundgegebenen Wunsch hin erfolgt, durch nicht zu ausgedehnten Umfang und dementsprechend billigeren Preis das Werk den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Der

I. Teil: **Fürsten des Sudan**

kostet ebenfalls in Prachtband 7 Mark, geheftet 5 Mark 50 Pfennige. Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.

Inhalt.

Zweiter Teil: **Herrscher in Ostafrika.**

Dritter Teil: **Westafrikanische Könige.**

Zweiter Teil:

Herrscher in Ostafrika.

Der Schauplatz.

Es ist ohne Zweifel schwierig, wenn nicht unmöglich, einen ganzen Kontinent mit wenigen Worten zu schildern, in einige Sätze die Charakteristik ungeheurer Gebiete zusammenzufassen. An dem Versuch einer solchen Darstellung bleibt immer der Stempel einer Ungenauigkeit haften. Nichtsdestoweniger fühlt der menschliche Geist das Bedürfnis, solche allgemeine Umrisse zu entwerfen, und wenn eine geschickte Hand von einem sachkundigen Geiste dabei geleitet wird, so fallen auch diese Versuche zum mindesten lehrreich aus.

Ein berühmter englischer Forscher, Henry Drummond, hat in seinem Werke „Inner-Afrika“ das Herz des dunklen Weltteils kurz skizzieren wollen: Afrika — so lautet ungefähr seine Darstellung — steigt in drei breiten Streifen von den drei es umgebenden Meeren in die Höhe. Zu äusserst ein niederer, Fieberluft erzeugender Küstenstrich; dann ein Hochland etwa von der Durchschnittshöhe der Vogesen; nach diesem ein zweites, höheres Hochland, welches im innersten Teil des Landes, viele tausend Kilometer weit, mit Berg und Thal sich hinzieht. Man fülle diesen Umriss aus, und man hat Afrika vor sich.

Man denke sich den Küstenstrich als eine sonnverbrannte Graswucherung, in der hie und da eine Palme steht; Dörfer sind hier nicht zahlreich, und die wenigen von heruntergekommenem Volk bewohnt; Leoparden, Hyänen, Krokodile haben hier ihre Heimat. Dann folgen die Hochebenen; beide mit endlosem Wald bedeckt — nicht herrliche, satte Wälder sind es jedoch wie in Südamerika,

noch üppige Dschungel wie der Wald Indiens, sondern eher eine dürftige Waldung: niederer Baumwuchs mit unansehnlichen Stämmen, dessen mageres Laubwerk den Wanderer nur schlecht vor der tropischen Sonne schützt. Die Bäume an sich sind auch nichts Besonderes, man braucht nicht in die Tropen zu gehen, um derartiges zu finden. Hier und dort erblickt man eine Wein- und Fächerpalme, eine wie ein Kronleuchter sich ausbreitende Euphorbie, eine farbenglühende Mimose oder den trostlosen Baobab; auch sieht ein aufmerksames Auge allerlei Schlinggewächs, und zwischen den Sträuchern bergen merkwürdige Orchideen ihre bizarren Blütenformen. Der äussere Typus des Waldwuchses aber ist ähnlich dem europäischen; Bäume wie Eschen, Ulmen und Buchen, nur selten so gross gewachsen wie bei uns und, von den Flussufern abgesehen, selten so schön. Man kann tagelang durch diese Wälder streifen, und wenn die klimatischen Verhältnisse nicht wären, würde man kaum daran erinnert, wo man ist. Die Tierwelt ist allerdings eine andere; aber wenn man nicht besonders darauf aus ist, sieht man selten einen Vierfüssler; die Vögel sind andersartige, aber man hört sie nie, und was das Gestein betrifft, so finden sich von biederen Basaltgängen durchzogene Gneise und Granite mit krausem Flechtenwuchs an verwitterter Wand, ganz wie bei uns. Viele tausend Kilometer Wald also, über Berg und Thal sich hinziehend, ein dürftiger, schattenloser, spurloser, sangloser Wald — das ist das östliche Innerafrika.

Zauberduftige Labyrinthe von Farn und Palmen, Lianengewinde, die des Wanderers Füsse hemmen, schwanke Guirlanden von Schlinggewächs über ihm, die mit dem würzigen Wohlgeruch ihrer leuchtenden Blüten die Luft erfüllen, wohliges Gesumme farbenglühender Insekten, prächtig gefiederte Vögel, Papageien auf überhängendem Ast, neckische Affen im geheimnisvollen Dunkel des Urwaldes — das giebt es ja nicht in Afrika. Alle acht Tage sieht man eine Palme, aller Vierteljahre begegnet man einem Affen; der Blütenschmuck ist kein auffallender, und die Bäume sind, wie gesagt, eher dürftig. .... Während des grössten Teils des Jahres stehen diese Wälder sonnenverbrannt und kahl, kein Moos, kein würziger Waldmeister breitet Kühlung zu ihren Füssen, an die nackten Stämme heftet sich selten die groteske Flechte, und an ausgedorrten Ästen hängt dürstend und matt das Laub. Blumen giebt's natürlich,

grosse und kleine, in zahlloser Mannigfaltigkeit, aber keinen Blütenschmuck, keine mit einem Male sich erschliessende Blütenfülle, wie wenn auf unsern Berghalden der goldene Ginster und die rötliche Heide in Blüte stehen. Vielleicht hat der grelle Sonnenschein der heissern Zone etwas damit zu thun, dass Farbenschönheit der tropischen Natur versagt scheint; denn es giebt einen Moment, ein paar kurze Minuten nach Sonnenuntergang, wo sich der Ton der Landschaft wie magisch verwandelt und ein unbeschreiblicher Zauber einem entgegentritt. Das ist der lieblichste Augenblick des afrikanischen Tages, und nur zu schnell senkt die Nacht ihre dunklen Schleier über das milde Zwielicht, das dem überreizten Auge eine wunderbare Erquickung ist und der Sehnsucht des Wanderers wie ein Gruss aus der Heimat.

Henry M. Stanley wendet sich mit grosser Entschiedenheit gegen diese Beschreibung des Professors Drummond: „Njassaland ist nicht Afrika, sondern nur Njassaland," ruft er. „Ebensowenig kann man die Wildnis des Massailandes, die mit Gestrüpp bedeckte Kalahariwüste, das wellige Grasland von Usukuma, die dünnen Wälder von Unjamwesi, das ockerfarbige, mit Akazien bewachsene Gebiet von Ugogo anders nennen als Teile eines Kontinents, der sich vieler Zonen rühmt. Afrika ist an Ausdehnung ungefähr dreimal grösser als Europa, aber unendlich viel mannigfaltiger. Man findet die Wüste der Wüsten in der Sahara, die Steppen des östlichen Russland im Massailand und in einigen Teilen von Südafrika, die kastilischen Hochlande in Unjamwesi, die besten Teile Frankreichs in Ägypten repräsentiert; man hat die Schweiz in Ukondju und Toro, die Alpen in dem Ruwensori, Brasilien im Kongobecken, im Kongoflusse den Amazonenstrom, und dessen ungeheure Wälder haben ihresgleichen in dem zentralafrikanischen Walde am Aruwimi."

Fassen wir aber Ostafrika allein ins Auge, so können wir die Schilderung Drummonds nicht ganz verwerfen; ja, der weite Strich von der Küste des Indischen Ozeans bis zur Wasserscheide des Kongo ist im grossen und ganzen so beschaffen, wie uns ihn der englische Naturforscher schildert. Nur müssen wir auf diesem Grunde einige besondere Striche einzeichnen, welche Ausnahmen von der Regel bilden. — Steppen, die noch wüster sind als der trostlose, trockene Wald, fruchtbare Oasen längs einiger Flüsse und an

Seeufern, riesige mit ewigem Schnee bedeckte Berge. Traurigen Anblick bietet uns die Njika, welche den Kilimandscharo von der Küste trennt. Die dichten Dschungeln, die grasigen Lichtungen, der offene Wald verschwinden hier, und an ihre Stelle tritt ein Dornenland — ein Wald von Skeletten. Geisterhaft und gespenstisch ist der Anblick dieser graugefärbten Bäume und Büsche; denn sie sind fast völlig entblösst von jedem zarten, wogenden Zweig oder zitterndem Laub. Kein geschmeidiger Ast oder gefälliges Laubwerk antwortet auf den erfrischenden Druck der durchziehenden Brise. Steif und unnachgiebig strecken sie ihre straffen Arme und furchtbaren Stacheln aus, als wollten sie der Dürre und dem Sturme Trotz bieten. Um die düstere Wirkung der Landschaft noch zu erhöhen, sind nach allen Richtungen hin abgestorbene Bäume zu sehen, welche ihre zersplitterten Formen zwischen die lebenden erheben, weil sie unfähig sind, im Kampf ums Dasein sich aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten. Kaum ein grüner Flecken hebt die niederdrückende Landschaft, und selbst zur Regenzeit ist hie und da nur ein Grastüpfel zu entdecken. Ein düsteres Schweigen herrscht überall, nicht unterbrochen von dem Zirpen eines Insekts oder dem Gesange eines Vogels. Kein Grashalm rauscht, kein belaubter Zweig seufzt oder klatscht vom aufschlagenden Regen. Der Wind erhebt sich nur zu klagendem Pfeifen oder dumpfem Knirschen voller Traurigkeit, als ob er sagen wollte: hier ist alles Tod und Verlassenheit!*)

Aber schon wenige Tagemärsche von diesen öden Gefilden erreichen wir eine Gegend, deren Boden durch den von den Höhen des Kilimandscharo kommenden Lumifluss getränkt wird, und treten urplötzlich in eine paradiesische Landschaft ein, in den Wald von Taweta mit jenen lauschigen Labyrinthen, mit welchen die volkstümliche Einbildung die äquatorialen Gegenden zu beleben beliebt, die aber von dem marschmüden afrikanischen Reisenden so selten erblickt werden. Und dahinter liegt der prächtige, grüne Sockel des schneebedeckten Kilimandscharo — jene Wunderlandschaft, in der wir Palmen und Schnee mit einem Blicke zu umspannen vermögen.

Aber auch eine und dieselbe Landschaft wechselt mit den

*) Vgl. Thomson, „In Massailand“ S. 64 u. ff.

Jahreszeiten ihr Aussehen. Wir ziehen z. B. zur Regenzeit im Thal des Mukondokwa. Er erscheint uns als ein Riesenstrom, der weit über die Landschaft seine Fluten wälzt und durch seine Überschwemmungen die ganze Umgegend in einen Sumpf verwandelt, durch den sich die Karawanen nur mit grösster Mühe durcharbeiten können. Die Wasserflächen sind mit Wasserpflanzen bedeckt, mächtiges Schilf schiesst aus ihnen hervor, Berge und Hänge sind mit frischem Grün bedeckt. Aber nach wenigen Monaten in der dürren Jahreszeit ist das Bild ein ganz andres geworden; der gewaltige Strom ist zusammengeschrumpft und rauscht behend über Granitfelsen in einem tief ausgehöhlten Bette; vier bis sechs Meter hohes Schilfrohr umrahmt ihn auf weiten Strecken und rauscht jetzt unheimlich, wenn der Wind über die dürren Riesenhalme fegt; verschwunden sind die Sümpfe, das Gras auf den weiten Flächen ist gelb und verdorrt, oder es ist abgebrannt, und eine schwarze Aschendecke liegt auf dem Boden; hier und dort nur steht ein verdorrter oder versengter Baum, und über den trostlosen Gefilden tanzen im Winde düstere Aschentromben; in den Wäldern haben die meisten Bäume ihr Laub abgeworfen, ein dürres Gewirr von Lianen umschlingt die nackten Äste. Die Natur ist tot und wartet, bis der erste Regen fällt, der sie rasch, binnen wenigen Tagen zu neuem Leben wecken wird.

So wechseln hier, terrassenförmig von der Küste aufsteigend, Berg und Ebene ab und steigen zu dem Hochplateau im Innern an, welches die Quellen und Wasserreservoire der wichtigsten Ströme dieses Weltteils bildet.

Im Norden liegen die Quellen des Nils, die sich zu den drei Nilquellseen, dem mächtigen Victoria-Njansa, dem Albertsee und Albert-Edwardsee vereinigen. Hier im Herzen des Kontinents erhebt sich das Alpenland des Ruwensori mit seinen schneebedeckten Zinnen. Trostlos ist dieser Teil des Kontinents keineswegs; denn hier erstrecken sich am Victoria-Njansa die wunderbaren, fruchtreichen Landschaften von Uganda, während nach dem Albertsee hin die schönsten Viehweiden von Unjoro liegen.

Weiter im Süden liegt der langgestreckte Tanganjika, der seine Fluten periodisch in den Kongostrom entleert. Seine Ufer sind nicht so sanft wie die südlichen und westlichen Landschaften

am Victoria-Njansa. In leuchtenden Farben schildert Burton den Anblick dieser Seelandschaft. „Doppelt schön erscheinen die lachenden Ufer dieses Beckens nach den schweigenden, geisterhaften Mangrowen der ostafrikanischen Küstenlandschaft und der melancholischen, einförmigen Wüsten- und Urwaldlandschaft, den verbrannten Felsen, versengten Flächen und schwarzen Sümpfen Ugogos." Der Charakter der Ufer ist kühn, wahrhaft alpin, wenn auch den Bergen am Tanganjika die Gletscher fehlen; die gewaltige Grösse dieses „Sammelplatzes der Gewässer" bringt es aber mit sich, dass man nur einen Teil der Ufer auf einmal betrachten kann und das Ganze weniger abwechselnd und malerisch erscheint als die Umgebung unsrer Seen. Prachtvoll sind dagegen die natürlichen Beleuchtungseffekte namentlich bei Sonnenauf- und -untergang. Ein sonderbarer Binnensee, dessen Wasser zum Teil brackig ist, auf dem Möwen hausen, und in dessen Fluten Quallen gefunden worden sind. Der zerrissene, bergige Charakter der Uferlandschaft und der nächsten Umgebung bringt es mit sich, dass hier weniger Siedelungen vorhanden sind, als man erwarten sollte. Dafür giebt es hier wieder Striche, welche mit den schönsten Berglandschaften der Welt wetteifern. „Unsre schönsten Lagerplätze," schildert Dr. Böhm seinen Marsch durch das Bergland Kawende, „waren am Katumaflusse, wo riesenhafte Wollbäume ein wahrhaft undurchdringliches Urwalddickicht überschatteten, und in der weiten, menschenleeren Wildnis um die Bergbäche Mgengäwe und Manda. Der erstere zwängt sich dort durch eine Bergschlucht, die der prachtvollste Urwald mit riesigen Lianengruppen und weissblühenden, duftenden Orchideen auf den mächtigen Stämmen vollständig verfinsterte. Der Manda floss tief in einem engen Thal, dessen jähe Wände überall mit einem wahren Forst von Bambus bestanden waren, und stürzte in drei Absätzen zur Tanganjika-Ebene herab, welcher herrliche Fall mit der rings wuchernden üppigen Tropenvegetation ein prächtiges Landschaftsbild bot. Und dazu die grossartige, erhabene Einsamkeit! Hinter mir zwei lange Tagemärsche keine Menschenseele, keine Hütte, kein Feld, nur Bergwildnis, vor und unter mir ein neues Gipfelmeer, wieder zwei Tage lang nur die Fährten von Nashörnern und Büffeln, die ihre tiefen Pfade durchs Bambusdickicht zum Wasser getreten; das Rufen der metallisch glänzenden Vögel, und

das Rieseln und Klingen des Wassers als die einzigen Naturlaute, da geht einem das Herz auf!"

Noch weiter im Süden liegt der Njassa, aus dem der Sambesi als majestätischer Strom hervorbricht, ein „See der Stürme", wie ihn Livingstone nannte, mit einer Brandung, die etwas Ozeanisches an sich hat. Er ist von Hochebenen umgeben, aber wie die Erfolge der englischen Missionare ergeben haben, eignet sich das Land wohl zum Anbau.

So ist das weite Gebiet des als armselig verschrieenen Ostafrika beschaffen; Savanne und trockner Wald mögen in ihm überwiegen, aber der lachenden Oasen giebt es so viele, dass man wohl sagen darf: Ostafrika ist eins der entwicklungsfähigsten Länder der Erde.

Leider ist seine Bevölkerung zurückgeblieben. Am düstersten schildert sie wieder Henry Drummond. „Verborgen in diesen endlosen Wäldern, wie Vogelnester im Dickicht, in steter Furcht voreinander und vor ihrem gemeinsamen Feinde, dem Sklavenjäger, finden sich die kleinen Ortschaften der Eingebornen. Und hier in paradiesischer Einfalt haust der Mensch im Urzustand, ohne Kleidung, ohne Bildung, ohne Gelehrsamkeit, ohne Religion, das echte Kind der Natur, gedankenlos, sorglos und zufrieden. Dieser Mensch ist allem Anschein nach stets vergnügt, er hat, was er braucht: ein zugespitzter Stecken liefert ihm seinen Speer; zwei Stecken, aneinander gerieben, gewähren ihm Feuer; aus fünfzig Stecken macht er sich ein Haus; die Rinde, die er davon abschält, giebt sein bisschen Kleidung ab; die Früchte, die an den Ästen hängen, sind seine Nahrung. Es ist ganz erstaunlich, wenn man darüber nachdenkt, wie die blosse Natur dem Naturgeschöpf, genannt Mensch, genügen kann und wie wenig ein menschliches Wesen an sich nötig hat zu seiner Reise durchs Leben. Ich wohnte einmal dem Begräbnis eines Afrikaners bei; nach Gewohnheit seines Stammes wurde seine ganze irdische Habe mit ihm bestattet. Nach dem Leichnam wurde des Gestorbenen Tabakspfeife ins Grab gesenkt, dann ein kunstloses Messer, dann eine irdene Schüssel und zuletzt Pfeil und Bogen, die Sehne des letzteren durchschnitten, ein rührendes Symbol, dass die Arbeit gethan. Das war alles — vier Gegenstände der ganze Besitz eines Menschenkindes während eines halben Jahrhunderts. Er war ein Durchschnittsmann vom Mittelstand, wie wir sagen würden. Niemand hat eine Vorstellung davon,

was der Mensch ist, bis er gesehen, mit wie wenig er leben kann und doch noch ein Mensch sein; mit andern Worten, niemand hat einen Begriff von der Grösse des Menschen, bis er geschaut hat, von wie geringer Herkunft er ist.“

So düster sieht es nicht überall in Ostafrika aus. Wie verschiedenartig das Land ist, so verschieden sind auch die Völkerstämme, die es bewohnen. Es giebt unter ihnen eigenartige Ackerbauer und Nomaden, ärmere und reichere Stämme, allen gemeinsam ist aber der Mangel an Organisation. Über das weite Gebiet herrschen Tausende von kleinen Häuptlingen, selbst am Fusse des Kilimandscharo auf einem engen Bezirk, der die Grösse eines Fürstentums nicht übersteigt, giebt es über ein Dutzend Fürsten! Nur hier und dort, nur an der Küste und im Norden an den Nilquellseen stossen wir auf Staatengründungen. Im Norden sind es Uganda und Unjoro, ostafrikanische Kaiserreiche, die unsre Aufmerksamkeit auf sich lenken. An der Küste tritt aber ein fremder Erobererstamm in den Vordergrund. Der Araber war hier seit Jahrhunderten heimisch, er war bis auf die jüngsten Tage der eigentliche Herr von Ostafrika, an die Geschichte seiner Eroberungszüge knüpft sich die Geschichte des grössten Teils des Landes, eine Leidensgeschichte bedauernswerter Völker.

Jetzt stehen Europäer im Begriff, Ostafrika der Kultur zu erschliessen. Was sie ihnen bietet, das ist nicht viel. Wohl kennen die Botaniker eine Unmasse von Nutzpflanzen, die auf Ostafrikas Boden gedeihen, aber nur wenige von ihnen werden angebaut, und nur die Küste exportiert einige wenige Ackerbauprodukte. Was Afrika bis jetzt hauptsächlich der Welt geliefert, was in ihm den Araber wohlhabend gemacht hat, das waren Sklaven und Elfenbein. Der Sklavenhandel liegt in den letzten Zügen, und so kommt von den alten Handelsprodukten Afrikas vorläufig nur das Elfenbein in Betracht; aber auch dieses ist in Abnahme begriffen, und so beruht Ostafrikas Zukunft in den Pflanzungen, die erst geschaffen werden müssen. Der Grund, warum das Innere dieses Landstrichs so schwer erschliessbar ist, warum Handel und Wandel in ihm nur langsam aufblühen können, ist in den schwierigen Transport- und Verkehrsmitteln zu suchen. Ostafrika besitzt keine so namhaften Ströme, die schiffbar wären; die natürlichen Verkehrsadern fehlen ihm oder

reichen nur auf kurze Strecken landeinwärts. Ostafrika hat keine Last- und Zugtiere, nur im nördlichen Gebiet kann man mit Kamelen reisen; Pferde gehen in Ostafrika in kürzester Zeit zu Grunde, selbst die Esel halten sich nicht lange, und in vielen Strichen kann das Rind wegen der Tsetsefliege nicht fortkommen. Ostafrika hat auch keine Strassen in unserem Sinne des Wortes. Dafür aber ist kein Land in der zivilisierten und unzivilisierten Welt wohl besser mit Fusswegen ausgestattet, als dieses von keinem Vermessungsbureau aufgenommene Festland. Dorf ist mit Dorf verbunden, jeder Stamm mit seinem Nachbarstamm und darum mit allen andern. Des Reisenden Kunst besteht darin, in dem grossen Netz der Pfade seinen besondern Fussweg zu erkennen. Diese Pfade sind Fusspfade im doppelten Sinne; denn sie sind nie mehr als fussbreit, dabei hart wie Eisen durch den jahrhundertelangen Verkehr und tief eingetreten in den Waldboden. Die Regel ist, dass sie erstaunlich direkt sind; geradeswegs wie die alten Römerstrassen steuern sie über Berg und Thal auf ihr Ziel los, sie schrecken vor keinem Hindernis des Bodens zurück und lassen sich nie auf Abwege ein. Auf diesen Pfaden ziehen im Gänsemarsch die Karawanen, in denen der Mensch das einzige Lasttier ist. Alles Elfenbein, welches in Sansibar oder den Küstenstädten verkauft wird, ist auf den Schultern oder den Köpfen der Neger oft Tausende von Kilometern weit herbeigeschleppt worden; alle europäischen Waren, welche das Staunen der Einwohner am Victoria-Njansa oder am Tanganjika erregen, sind auf dieselbe Weise von der Küste fortgetragen worden. Ein mühseliger Verkehr, wenn wir bedenken, dass ein Träger durchschnittlich nur 25 Kilo auf dem Marsche tragen kann.

Wenn am Victoria-Njansa Kaffeeplantagen, an den Ufern des Tanganjika Tabak- und Baumwollfelder erblühen sollten, sie würden heutzutage nicht lohnen; wie teuer würde die Beförderung ihrer Erzeugnisse bis zur Küste zu stehen kommen!

Langsam, Schritt für Schritt von der Küste aus muss dieses unermessliche Gebiet kultiviert werden, bis der Zauberer Dampf die Schranken des Raumes durchbricht und Afrikas gewaltige Seen dem Ozean nähert; dann wird die Zeit kommen, wo auch Ostafrika in ungewohnter Schnelligkeit emporblühen wird. Dann wird für dasselbe eine neue Ära beginnen, grundverschieden von der alten,

welche den Gegenstand unsrer Betrachtung bilden soll. Unsre Zeit bildet eine Übergangsstufe zwischen beiden; sie wird durch die Pionierarbeit der europäischen Kulturträger auf einem Gebiete bezeichnet, welches bis dahin ein öder Schauplatz afrikanischer Barbarei und arabischer Misswirtschaft war.

Wie im Sudan das arabische Element wie ein gärender Stoff auf die träge Masse der Negervölker eingewirkt hat, so drückte auch hier das Arabertum den politischen Verhältnissen seinen Stempel auf. Aber zwischen den fanatischen Wüsten- und Steppensöhnen, die sich über die Gefilde des Sudan ergossen, und zwischen dem aus Maskat eingewanderten Araber von Ostafrika besteht ein wesentlicher Unterschied. Losgelöst von seiner ursprünglichen Heimat, hat der Araber in Ostafrika ein geringeres Interesse für religiöse Fragen. Er ist hierher gekommen, um sich zu bereichern, er fand keine bedeutenden Staaten, die er zu besiegen hatte; mit wenig Mühe war es ihm gelungen, sich zum Herrn über die Schwarzen aufzuschwingen, und so gründete er nur an der Küste ein neues Reich, in das Innere entsandte er nur Handelsexpeditionen. Allerdings waren dieselben keineswegs friedlicher Natur, denn sie gingen auf Menschenraub aus. Um seine Züge auszudehnen, legte er im Innern des Landes Stationen an, denen er wohl hier und dort den stolzen Namen eines Sultanats beilegte, aber diese Niederlassungen der Sklaven- und Elfenbeinhändler sind zu dürftig, als dass man sie als Staatengründungen auffassen könnte. Mit der Zeit hätten sie sich vielleicht zu selbständigen Reichen entwickelt, wie die Reiche im Sudan; Tabora, Udschidschi und Njangwe schienen wohl einen Anlauf nach dieser Richtung hin nehmen zu wollen, aber unerwartet trat zwischen den ausgebeuteten Neger und den ausbeutenden Araber der Europäer, und er lenkt die Entwicklung des dunklen Erdteils in neue Bahnen ein.

Die Geschichte dieses Teils von Afrika setzt sich aus den Geschichten der beiden zunächst erwähnten Elemente zusammen.

Betrachten wir zuerst die jahrhundertelangen Schicksale der fremden Einwanderer!

Die Araber.

Aus der Vorgeschichte Sansibars.

Den Völkern des Altertums war Deutsch-Ostafrika nicht fremd, so weit reichten bestimmt die Seefahrten der griechischen Kaufleute, und den Geographen des Altertums waren die Insel Sansibar unter dem Namen Menuthias und die Berge Kenia und Kilimandscharo unter dem Namen Mondgebirge aus Erkundigungen bekannt. Viele von diesen Nachrichten sind jedoch unbestimmt; andere sind verloren gegangen. Ostafrika wurde erst durch die Fahrten der Portugiesen in dem grossen Zeitalter der Entdeckungen für die Völker des zivilisierten Europa thatsächlich entdeckt. Das geschah auf der berühmten Fahrt Vasco de Gamas nach Indien.

Nach furchtbaren Leiden, welche die kühnen Seefahrer bei der Umschiffung des Kaps der Guten Hoffnung ertragen mussten, liefen sie im Januar 1498 in die Mündung des Sambesi ein, den sie Rio dos bons Sinaes, d. h. den Strom der guten Anzeichen, nannten, da sie hier zum ersten Male mit hellfarbigen Mischlingen, die des Arabischen mächtig waren, zusammentrafen. Sie hatten an jener Stelle die Sphäre des arabischen Handelsverkehrs erreicht und wandten sich nach der Insel und dem Hafenplatz Mosambik.

Vasco de Gama fand hier ähnliche Verhältnisse, wie sie noch in den letzten Jahrzehnten an der Ostküste Afrikas geherrscht hatten. Die Araber hatten die Hafenplätze besetzt und eine Reihe von Sultanaten begründet. Ihre Einwanderung datierte schon aus dem zehnten Jahrhundert nach Christo, und die blühendsten Reiche waren Melinde, Mombasa, Mosambik, Kilwa, Makdaschu, Merka, Barawa und Sofala.

Die Häfen der Ostküste waren damals als Stationen auf der Fahrt nach Indien für die Portugiesen von hoher Bedeutung, und so setzten sie sich hier fest, wider Willen der Araber, mit denen sie Kämpfe zu bestehen hatten. Interessant ist es nun, dass schon um jene Zeit deutsche Kaufleute an jener Küste, wenn auch vorübergehend, thätig waren. Die durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien neu entstandenen Handelsverhältnisse erregten auch die Teilnahme der grossen deutschen Handelshäuser, welche damals den deutschen Markt beherrschten und durch ihre weitgehenden Verbindungen ein allgemeines Ansehen in Europa erhielten. So gründete das Haus der Welser zuerst für den Handel mit indischen Waren eine Niederlassung in Lissabon und beteiligte sich von dort aus unmittelbar an den Fahrten nach Indien. Zum ersten Male gingen deutsche Schiffe, wiewohl unter portugiesischer Flagge und mit portugiesischer Bemannung, im Jahre 1505 mit der Flotte des Vizekönigs Francisco de Almeida nach Indien. Zwei der deutschen Bevollmächtigten, Balthasar Sprenger und Hans Mayr, haben ihre Erlebnisse niedergeschrieben und drucken lassen, und ihnen verdanken wir auch ausführliche Schilderungen der Städte Kiloa und Mombasa, welche uns einen Einblick in die damaligen Zustände an der Küste von Ostafrika gewähren.

Die Stadt Kiloa lag, laut diesen Berichten, auf einer Insel, die erst durch den Durchbruch des Meeres entstand. Im Umkreise derselben konnten Schiffe von 500 Tonnen vor Anker gehen; Stadt und Insel zählten 4000 Seelen. Die letztere war reich an Früchten, hatte Mais wie in Guinea, Butter, Honig und Wachs; die Bienenkörbe waren auf Bäumen in grossen Gefässen angebracht, mit Matten aus Palmfasern bedeckt und mit kleinen Öffnungen versehen. Auf dem Festlande lagen in einer Entfernung von einigen Kilometern Ortschaften. Bäume gab es viele, sehr verschieden von denen Portugals, unter ihnen viele Palmen. Nach echt deutscher Sitte richtete Mayr sein Augenmerk auf die Gärten. Sie wurden aus Brunnen bewässert, er sah in ihnen viele Orangen, Limonen, Rüben, kleine Zwiebeln und Majoran, endlich eine Pflanze, Tambor genannt, mit Blättern gleich dem Grase, welche von den Mauren sowohl als Nahrung wie als Heilmittel für Wunden gebraucht wurde; sie färbte Mund und Zähne rot und sollte sehr erfrischend sein.

Erbsen fanden sich in grosser Menge, ihr Kraut wurde so hoch wie das Senfkraut, man pflückte sie reif und speicherte sie auf. Alle Gärten waren mit Pfählen von Holz und Rohren von Mais umgeben, letztere glichen den Sumpfrohren, das Gras stand in Mannshöhe. Der Boden von rötlicher Farbe zeigte dem ersten Blicke Ähren und war immer mit Grün bedeckt. Schwarze Sklaven, welche die Gärten besorgen und die Flur anbauen mussten, gab es mehr als weisse Araber. Reich war das Land an fettem Fleische, an Ochsen, Kühen, Hammeln, Schafen und Ziegen, ebenso das Meer an Fischen. Walfische umschwammen die Schiffe; laufendes süsses Wasser fand sich keines. Die kleineren Inseln in der Umgebung von Kiloa waren alle bevölkert.

Die deutschen Teilnehmer an der Expedition beschrieben auch die Fahrzeuge der Araber, die Fusten oder die Sambukos. Sie waren teils wie Caravellen von fünfzig Tonnen, teils kleiner. Zu ihrem Bau wurden keine Nägel verwendet; die Bretter waren durch Seile aus Palmen verbunden; mit solchen war auch das Steuerruder befestigt; geteert waren sie mit wildem Weihrauch und Mastix.

Auf diesen im Vergleich zu den europäischen so schwachen Fahrzeugen unternahmen die Araber weite Fahrten von Arabien nach Indien und nach Sofala an der Südostküste von Afrika, und sie waren dabei mit Kompass, Messinstrumenten und Seekarten vielleicht besser ausgerüstet als die europäischen Seefahrer.

Den Deutschen fiel auch der verhältnismässige Wohlstand in den Häusern der Mauren auf. Sie nennen Glas in allen Arten, baumwollene Tücher von verschiedener Beschaffenheit, Weihrauch und Mastix in grossen Säcken, Gold, Silber und kleine Perlen in grosser Zahl und erwähnen auch das äusserst wohlriechende Rosenwasser in gläsernen Flaschen.

Was nun die Waffen der Bewohner anbetrifft, so führten die Eingeborenen Bogen mit Wurfpfeilen, starke Schilde aus Palmenholz mit Baumwolle durchflochten, Assagaien, Schwerter in geringer Zahl; die Araber waren aber bereits in Besitz von einigen Donnerbüchsen, mit denen sie jedoch nicht gut umzugehen verstanden.

Als Almeida Kiloa besuchte, herrschte in ihr ein Scheich Namens Ibrahim; er wollte sich den Portugiesen nicht unterwerfen und floh aus der Stadt. Da wählte der Vizekönig einen gefügigeren

Mann und ernannte ihn zum Scheich von Kiloa. „Da macht der Hauptmann,“ sagt Sprenger, „ein andern Kunig mit grossen Herrlichkeiten und Eren, und Crönet yn mit einer Cron als einem kunig zugehört, und gab ym das kunigreich mit allen rechten, doch dem kunig von Portugal trew und holt zu sein.“ Die Krönung geschah, nebenbei gesagt, mit derselben Krone, welche Almeida von Portugal gebracht und mit der er noch einige andere Häuptlinge in Indien gekrönt hatte.

Von Kiloa ging die Flotte nach Mombasa, demselben Orte, der jetzt die Hauptstadt von Britisch-Ostafrika bildet. Da die Mombasaner den Portugiesen feindlich gesinnt waren, so beschloss der Vizekönig, die Stadt zu zerstören, damit das unter der portugiesischen Herrschaft stehende Kiloa an Macht gewinne und alle Reiche der Araber an der Ostküste überflügele.

Mombasa war bedeutend stärker als Kiloa. Als die Flotte sich der Stadt genähert hatte, kam ein Christ an den Strand. Es war Antonio de Campo, ein Spanier oder Portugiese, Bombardier von Beruf, der in Mombasa den Islam angenommen hatte. Er sagte den Portugiesen, Mombasa sei nicht wie Kiloa, sie sollten nicht glauben, hier Hühner essen zu können, wie dort; wollten sie aber an das Land kommen, so sei ein Nachtmahl für sie bereitet.

In der That hatten die Araber am Eingange des Hafens ein „onseglich starck bolwerk“ errichtet und dieses mit vielen Donnerbüchsen armiert. Das erste Schiff der Flotte des Vizekönigs, welches einzulaufen versuchte, wurde durch einen Schuss beschädigt, erwiderte aber das Feuer in der Art, dass das Pulver im Bollwerk aufflog, dieses verbrannte, die Araber entflohen, die ganze Flotte einlaufen und vor der Stadt Anker werfen konnte.

Die Erstürmung von Mombasa beschreibt Kunstmann*) nach den zeitgenössischen Berichten etwa folgendermassen:

Den ganzen folgenden Tag wurde die Stadt von allen Schiffen aus beschossen; sie erwiderte das Feuer. Am 15. August lag der Oberbefehlshaber mit acht Schiffen vor einer Seite der Stadt, sein Sohn Don Lorenzo mit drei vor der anderen. Am frühen Morgen des folgenden Tages bewaffneten sich alle Portugiesen. Ein Signalschuss

---

*) „Die erste Fahrt der Deutschen nach dem portugiesischen Indien.“

vom Schiffe des Oberbefehlshabers gab das Zeichen zur Landung, sämtliche Schiffe nahten sich mit der Flut dem Lande. In grosser Ordnung ging die Landung vor sich. Armbrustschützen, vor ihnen Büchsenschützen, nahten über den unebenen Boden der Stadt, in der sie einige Häuser durch das Feuer der vorigen Nacht zerstört fanden. Bei ihrem weiteren Vordringen wurden sie von den Häusern herab, die aus drei Stockwerken bestanden, angegriffen und verwundet, von den Terrassen und flachen Dächern aus mit Steinen beworfen, die Armbrustschützen schossen, die Büchsenschützen noch nicht.

Die Steine flogen bei der engen Beschaffenheit der Strassen von einer Strasse zur andern, was ihre Stärke brach; viele Balkone, die nach der Strasse gingen, waren von Menschen besetzt, die sich dort für sicher hielten. Unter der Führung Almeidas wurde die Stadt erobert und die Standarte Portugals auf der Terrasse in der Wohnung des Scheichs aufgepflanzt. Die Bevölkerung, darunter viele Mauren, die mit reichen Kapuzen und Kopfbedeckungen bekleidet waren, zog sich aus der Stadt nach einem Palmenhaine zurück, wo sie von den Portugiesen nicht mehr belästigt wurde. Am Eingange zu demselben waren 500 Bogenschützen aufgestellt, lauter Neger, Sklaven der weissen Bevölkerung, die aber gleich denen in Kiloa zu ihren Herren mehr im Verhältnisse des Gehorsams als dem einer völligen Unterwürfigkeit standen. Hierauf wurde der Befehl zur Plünderung der Stadt gegeben. Alle fingen nun an, in den Häusern zu plündern, deren Thüren man mit Äxten und Sturmböcken erbrochen hatte. Man fand in der Stadt sehr viele Tücher aus Baumwolle, die von Cambaya dahin gebracht wurden; die Bewohner der ganzen Küste bekleideten sich mit ihnen. Man fand auch Tücher, reich mit Gold und Seide gestickt, feine Tapeten und Pferdedecken; eine der Tapeten, die ihresgleichen nicht hatte, wurde mit andern sehr reichen Gegenständen an den König von Portugal gesandt.

Nach den Schilderungen Mayrs hatte die Insel, auf welcher die Stadt lag, einen Umfang von zwei Meilen; gegen das Meer zu war sie nicht befestigt; an der Landseite hatte sie eine Mauer von der Höhe einer Schiessscharte. Die Häuser waren wie die in Kiloa gebaut, die Strassen sehr enge, so dass nur zwei Menschen neben-

einander gehen konnten; durch die steinernen Bänke, die überall angebracht waren, wurde der Raum noch mehr beschränkt. Zu den Häusern aus Stein kamen aber noch mehr als 600 aus Holz, die mit Palmzweigen bedeckt waren. Sie erschienen im Verhältnis zu den übrigen wie Säulengänge, nur bei wenigen der steinernen Häuser fehlten sie; auch Stallungen waren noch eigens angebracht.

Die Portugiesen legten Feuer an die Stadt, und sie brannte die ganze Nacht; viele Häuser stürzten ein, ein grosser Wert von Waren aus dem Handel mit Sofala und Cambaya ging zu Grunde. Die Stadt war nach der Versicherung der Mauren die schönste an der Küste, die Insel reich an Früchten, unter denen Granatäpfel und Zuckerrohr aufgeführt werden.

Die Zerstörung von Mombasa machte einen niederschmetternden Eindruck auf die Araber. Der Scheich von Mombasa schrieb darüber an den Scheich von Melinde:

„Gott erhalte dich, Said Ali. Ich mache dir zu wissen, dass ein grosser Herr zu uns mit Feuersverheerung gekommen ist. Unsre Stadt hat er mit solcher Macht und Grausamkeit betreten, dass er niemand das Leben schenkte, weder Mann noch Weib, jung noch alt, selbst den Kindern nicht, so klein sie auch waren. Seiner Wut konnte man nur durch die Flucht entgehen. Man tötete und verbrannte nicht nur die Menschen, selbst die Vögel des Himmels wurden zu Boden geworfen. Der Gestank der Leichname ist so gross in der Stadt, dass ich es nicht wage, sie zu betreten, auch von der überaus reichen Beute, welche sie aus der Stadt wegnahmen, kann ich keine bestimmte Nachricht geben. Genehmige die Mitteilung dieser traurigen Neuigkeiten, um dich in Sicherheit zu setzen."

Nach der Eroberung von Mombasa oder Mombas, wie heute die Stadt genannt wird, zogen die deutschen Kaufleute, denen wir obige Schilderungen verdanken, mit Almeida nach Indien. Die Portugiesen aber suchten die ganze Küste von Ostafrika in ihre Gewalt zu bringen und errichteten an den wichtigsten Plätzen Forts und Citadellen.

Diese Niederlassungen der Portugiesen kamen im Laufe des 16. Jahrhunderts zu einer bedeutenden Blüte. Die Geschichtsschreiber jener Zeit rühmen aber nur im allgemeinen den Wohlstand und die Zukunft jener Kolonien; sie berichten uns in der gewohnten

Art nur von Schlachten und Thronwechseln, während das so viel wichtigere Kulturleben der Menschheit selbst unbeschrieben bleibt. Eine solche Lücke erscheint in der Geschichtsschreibung Ostafrikas um so bedauerlicher, als es gerade für die heutige Kolonialpolitik höchst wünschenswert gewesen wäre, statt nur von der Zerstörung der Städte auch von der Art und Weise ihres Aufbaus, statt nur von den Kämpfen der Einwanderer zu Kriegszeiten vielmehr auch von der Art und Weise des Lebens der eingewanderten Portugiesen in Friedenszeiten zu hören, von der innern Einrichtung ihrer Häuser, von der Art, wie sie und ihre Familien dem Klima in diesen Tropengegenden zu widerstehen vermochten, wie der Schiffahrtsverkehr beschaffen war, welche Artikel des Imports und Exports die wichtigsten waren, welche Tropenartikel in den portugiesischen Plantagen gebaut wurden, durch welche Arbeitskräfte und mit welchem Erfolge.*)

Friedliche Zustände herrschten jedoch nach der Niederlassung der Europäer keineswegs in diesen Gebieten. Niemals war es den Portugiesen gelungen, die Araber völlig zu unterwerfen. Die Scheichs derselben regierten nach wie vor im Lande, wenn auch unter portugiesischer Oberherrschaft. Von Zeit zu Zeit empörte sich dieser oder jener gegen die europäischen Eindringlinge und musste mit Waffengewalt zum Gehorsam gebracht werden. Andrerseits befehdeten sich die Scheichs untereinander, und die in arabischen Staatsverbänden so häufigen Thronstreitigkeiten gaben stets Veranlassung zu innern Kriegen. Endlich mussten die Händler an der Küste wiederholt Kämpfe mit den Eingebornen bestehen.

So formierte im Jahre 1589 eine grössere Anzahl der im Norden und Nordosten des Sambesi sesshaften Negerstämme ein gewaltiges Heer, welches, überall Verwüstung um sich her verbreitend, zur Küste und sodann der Küste entlang nordwärts zog. Man hiess diese Negerföderation die Zimba. Dieselbe wandte sich zuerst gegen Kiloa und bezog auf dem Festlande der Insel gegenüber, auf welcher die Stadt lag, ein festes Lager. Dadurch wurde der Stadt die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten, aber

*) Vgl. „Deutsche Kolonialzeitung", Jahrgang 1888, S. 390: „Kiloa im fernern Verlaufe der Portugiesenherrschaft."

auf die Insel konnte der Feind wegen Mangel an Booten nicht gelangen. Da wurde den Zimba von Eingebornen von Kiloa eine Furt verraten, sie wateten zur Nachtzeit durch dieselbe und überfielen die Stadt, deren Einwohner fest schliefen. Ein grosser Teil der Kiloaner wurde erschlagen, ein andrer in die Gefangenschaft fortgeschleppt, und nur wenigen gelang es, sich durch Flucht zu retten. Die Zimba waren Kannibalen, und so war das Schicksal der Gefangenen ein höchst beklagenswertes. Ein Geschichtsschreiber der damaligen Zeit dürfte aber übertreiben, wenn er erzählt, dass damals an dreitausend Araber, Männer und Weiber, von den Zimba aufgezehrt wurden.

Von Kiloa zog das Negerheer nordwärts die Küste entlang. Die Portugiesen schlossen mit ihm ein Bündnis, um das widerspenstige Mombas zu bezwingen. Die Eroberung der Stadt gelang, als aber die Neger allein gegen Melinde zogen, wurden sie dort von einem Eingebornenheer unter der Führung von Arabern aufgerieben.

Die Araber waren an die Küste von Ostafrika zu Handelszwecken gekommen; dasselbe Ziel verfolgten auch die Portugiesen; leider führten die letzteren ein rücksichtsloses Ausbeutungssystem ein und machten sich durch ihre Willkürherrschaft sowohl bei den Arabern wie bei den Negern verhasst. Kein Wunder also, dass sich die Bevölkerung gegen die Europäer erhob und, als die Macht Portugals im Laufe der Zeiten schwand, der Zuzug von Ansiedlern und Händlern aber geringer wurde, endlich ihre Unabhängigkeit wieder erstritt. Sie wurde in diesen Kämpfen von den Arabern aus Maskat unterstützt.

Der erste Angriff des Imam oder Sultans von Maskat gegen die Portugiesen erfolgte im Jahre 1660. Sultan ben Sef aus der Familie der Jarebiten eroberte die wichtige Festung Mombas, verlor sie aber wieder nach kurzer Zeit, und erst seinem Sohne Sef ben Sultan gelang es, die Portugiesen aufs Haupt zu schlagen; aber auch diesmal war der Sieg der Araber nicht von Dauer. Im Jahre 1728 rafften sich die Portugiesen auf, eroberten die Küste zurück und führten in allen Plätzen ein rücksichtsloses und grausames Regiment ein. Auf das höchste bedrängt, griffen die Araber zu den Waffen; es gelang ihnen durch Verrat und List, die portugiesische

Besatzung in Mombas aufzuheben, und als im Jahre 1740 eine Flotte aus Maskat erschien, wurden die Portugiesen endgiltig vertrieben, und man setzte überall arabische Statthalter ein.

So wurde Ostafrika wieder zu einer arabischen Handelskolonie. Friedliche Zeiten kamen aber auch damit nicht. In Maskat wurde einige Jahre darauf die Dynastie der Jarebiten gestürzt, ein Statthalter, Achmed ben Said, schwang sich zum Imam auf, und diese Wirren im Mutterlande erschienen vielen Statthaltern an der Ostküste von Afrika erwünscht, um den Emporkömmling nicht anzuerkennen und sich selbständig zu machen. Dies führte nun zu fortwährenden Kämpfen zwischen der Kolonie und dem Mutterlande, die anderthalb Jahrhunderte dauerten. Ausserdem aber befehdeten sich die Statthalter untereinander. In Mombas war es z. B. die Familie der Msara, welche die Statthalterschaft inne hatte, deren einzelne Mitglieder aber einander mit Gift, Dolch und Schwert nachstellten.

Da kam in Maskat im Jahre 1804 ein junger, aber einsichtsvoller Herrscher, Seid Said, auf den Thron, dem es gelang, Maskat zu einem der wichtigsten Handelsreiche des Orients zu erheben. Er stiftete auch Ordnung in Ostafrika. Er liess wiederholt das widerspenstige Mombas belagern und nahm es 1837 mit Verrat. Der Sieger beschloss nunmehr, die Familie der Msara zu vernichten, sandte einen seiner Söhne nach Mombas, liess 25 der vornehmsten Msara auf ein Schiff locken und dann nach Arabien verbringen, wo die meisten in harter Gefangenschaft starben.

Ostafrika blühte als arabische Kolonie wieder auf, und Said siedelte sogar 1840 ganz nach Sansibar über, wo er sich einen Palast baute. Für die gegenwärtigen Verhältnisse ist es von Interesse, zu erfahren, dass schon Seid Said sich mit der Absicht trug, Dar-es-Salaam auf dem Festlande zur Hauptstadt des Landes an Stelle von Sansibar zu erheben.

Seid Said starb im Jahre 1856 auf einer Besuchsreise nach Maskat. Seine Söhne teilten sich in das Reich. Seid Sueni nahm die arabische Hälfte für sich in Anspruch; Seid Madschid die afrikanische. So wurde Sansibar zu einem selbständigen Sultanat.

Im Jahre 1859 musste Seid Madschid sich allerdings bequemen, seinem älteren in Maskat residierenden Bruder einen jährlichen

Tribut von etwa 160000 Mark zu zahlen, aber nach dem Tode Seid Suenis hörte auch dieses letzte Zeichen der Abhängigkeit auf. Trotzdem aber blieb Sansibar eine Kolonie der Maskataraber, indem es von dort stets Zufuhr an frischen Kräften erhielt. Daraus erklärt sich auch der Unterschied, der thatsächlich zwischen den Arabern in Ostafrika und im Sudan besteht.

Die Maskataraber mögen früher fanatisch gewesen sein; heutzutage sind sie es keineswegs. Die Propheten und der Koran haben bei ihnen nur eine geringe Geltung, und selbst die Pilgerfahrt nach Mekka ist abgeschafft. In Maskat herrscht für mohammedanische Verhältnisse eine grosse Toleranz, und Wein und Tabak werden in grossen Mengen gebraucht. Maskat war seit lange der grösste Abnehmer der ostafrikanischen Sklaven; viele von ihnen haben sich mit der Zeit frei gemacht und bilden schon jetzt etwa ein Viertel der Landesbevölkerung. Maskat ist ein Handelsstaat, und unter der Bevölkerung herrscht ein Hang zum Wohlleben. Diese Grundzüge des Volkscharakters kommen auch bei dem Araber in Ostafrika zur Geltung; er ist kein Staatengründer, kein fanatischer Politiker, wie sein nomadisierender Bruder im Sudan; er ist vor allem Kaufmann, freilich nicht in unserem Sinne des Wortes; denn so weit ist er immer ein echter Moslim geblieben, dass er den Kafir, den schwarzen Heiden, geringer als ein Tier schätzt, dass er fest glaubt, Gott habe diese Neger nur geschaffen, damit der Araber sie ausbeuten könne; er ist Sklavenhalter und Sklavenhändler, und aus allen diesen Gründen tritt er in Afrika als Räuber auf.

Seine Macht ist allerdings nunmehr gebrochen. Das Sultanat von Sansibar steht unter englischem Protektorat. Der deutsche Teil der Küste des Festlandes ist von ihm völlig getrennt und steht unter deutscher Herrschaft. Rechtlich hat der Araber in ihm nicht mehr zu befehlen; thatsächlich ist er besiegt. Dass er sich jemals wieder erheben und wie einst die Portugiesen, so auch jetzt die Deutschen und die Engländer aus Ostafrika verjagen könnte, ist geradezu unmöglich; denn Europa verfügt heute über ganz andere Mittel als zur Zeit der Entdeckung Indiens, und die Völker, welche das Zivilisationswerk Ostafrikas in Angriff genommen haben, sind mit dem kleinen Portugal nicht zu vergleichen. Da jedoch der Araber, wie wir gesehen haben, seit alter Zeit in Ostafrika

Ansicht von Sansibar.

eingesessen ist, so wird er uns noch viel zu schaffen machen, bevor er sich in den Rahmen der Zivilisation fügt; er ist ein Element, mit dem wir noch lange werden rechnen müssen.

Die Residenz.

In früheren Zeiten spielte Sansibar unter den arabischen Niederlassungen in Ostafrika keine besonders hervorragende Rolle. Dass es im Laufe der Jahre Mombas und Kiloa überflügelte, hatte es zwei Umständen zu danken. Das schöne, nur wenige Meilen von dem Festlande entfernte Eiland besitzt einen guten Hafen, den einzigen an der weiten Küstenstrecke des heutigen Deutsch- und Britisch-Ostafrika; ferner ist die aus Korallenkalk aufgebaute Insel mit einer fruchtbaren Humusschicht bedeckt, auf welcher die tropische Vegetation wunderbar üppig gedeiht. Wenn man heute durch die Insel wandert, so gleicht die Wanderung einem Spaziergang durch eine schöne Parklandschaft, wo in Baumgruppen die weissen Schambas, Landhäuser, versteckt sind, während dazwischen Bananen-, Reis- und Zuckerrohrfelder liegen, wo auf grünen Wiesen Teiche blinken, mit Rohr und Binsen bestanden, mit weissen und blauen Wasserblumen geschmückt. Gesegneter Boden, welcher der kleinen nur 1590 qkm grossen Insel selbst auf dem Weltmarkte eine hohe Bedeutung gesichert hat; denn im Schatten der Kokospalmen gedeiht hier der Gewürznelkenbaum, und Sansibar deckt heutzutage etwa drei Viertel des Weltbedarfes an Gewürznelken.

Das war nicht seit jeher so. Die Europäer mussten anfangs die heissbegehrten indischen Gewürze von weit her holen, und die Nelkenbäume gediehen nur auf den fernen Molukken. Die glänzendsten, abenteuerlichsten Fahrten wurden in dem Zeitalter der grossen Entdeckungen unternommen, um diese Inseln zu erreichen. Den Molukken galt die weltberühmte Fahrt Magelhães', welche mit der ersten Erdumsegelung abschloss. Die Inseln gerieten später in die Hände der Holländer, und die klugen Kaufleute beschlossen, das Monopol sich für ewig zu sichern. Sie rotteten die Nelkenbäume auf allen anderen Inseln aus und beschränkten die Pflanzungen lediglich auf die Insel Ternate. Hier konnten sie ihren

Schatz wie der alte Lindwurm hüten. Aber sie konnten sich nicht lange des Erfolges rühmen. Schon im Jahre 1770 gelang es den Franzosen, sich Samen zu verschaffen und daraus auf der Insel Mauritius Nelkenbäume gross zu ziehen. Von hier wurden die Nelkenbäume nach Réunion, Guiana und Westindien gebracht. Später, in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, importierte man sie nach Sansibar, und hier sowie auf der Nachbarinsel Pemba gediehen sie so ausgezeichnet, dass die Gewürznelkenproduktion der Molukken in den Hintergrund gedrängt wurde.

Mehr noch als die Plantagen wirkte aber der Handelsverkehr auf die Hebung Sansibars. Dank seinem vorzüglichen Hafen wurde es zum Stapelplatz aller Waren, die von der afrikanischen Ostküste von Mombas bis Kiloa exportiert wurden. Sansibar übte schon im Anfang unseres Jahrhunderts eine besondere Anziehungskraft auf die orientalische Handelswelt aus. Nicht nur die Araber aus Maskat, auch Indier kamen dorthin, und zuletzt gingen auch europäische Kaufleute nach Sansibar, welches unter der Regierung Seid Saids einen überraschenden Aufschwung nahm. Es wurde schliesslich zu einer Grossstadt, deren Einwohnerzahl auf mindestens 80000 Einwohnern geschätzt werden konnte.

Auf der Insel vor dem afrikanischen Festlande gelegen, bildet die Stadt einen Übergang von der orientalischen zur afrikanischen Welt. Nordöstlich von dem Hafen schneidet eine Lagune tief in das Land ein und trennt von demselben eine dreieckige Halbinsel ab, die nur durch einen schmalen Zipfel mit dem Festlande zusammenhängt. Um diese Lagune, die allerdings zur Ebbezeit meist trocken ist, erhebt sich die Residenzstadt der Sultane von Sansibar.

Auf der Halbinsel liegt das Araberviertel Schangani; es ist die eigentliche Stadt, an die sich die übrigen Viertel anlehnen. Dem nach Sansibar kommenden Fremden bietet es sich als die weite, stattliche Häuserfront dar, welche aus vielen Abbildungen und Beschreibungen den Europäern in der Heimat genügend bekannt sein dürfte. Es sind die „Prachtbauten“ Sansibars: der alte und neue Palast des Sultans mit dem Harem, das Zollhaus und das Fort; vor ihnen der hohe viereckige Leuchtturm, von dem elektrisches Licht während der Nacht herabstrahlt. In weiter Flucht reihen sich daran, vielfach von grünen Büschen und Palmen umgeben,

die stattlichen weissen Privathäuser, auf denen die Flaggen verschiedener Nationen wehen, andeutend, dass in den Häusern die Konsuln der betreffenden Staaten wohnen. Hinter dieser Front erstreckt sich, fast die ganze Halbinsel bedeckend, die Araberstadt mit ihren engen Gassen und den schmucklosen, aus Lehm oder Korallenkalk errichteten Häusern. Von der Prachtarchitektur ehemaliger Maurengeschlechter finden wir hier kaum eine Spur. Der Araberhändler ist ein nüchterner Mensch, und seine Häuser sind Geschäftshäuser. Die Händler und Gewerbetreibenden haben sich nach Strassen geordnet niedergelassen, und wie es bei uns früher Fleischer-, Böttcher-, Sporergassen und dergleichen gegeben hat, so findet man noch heute in Sansibar Strassen, in denen ausschliesslich Klempner oder Kupferschmiede wohnen; in dieser werden nur Gemüse und Früchte, in jener nur Betelnüsse, in jener wieder nur Fische verkauft. Sonst pflegen auch die am dürftigsten gebauten Handelsstädte in Gotteshäusern einen würdigen Schmuck zu besitzen. Nichts derartiges findet man in Sansibar. Die Moscheen sind ganz gewöhnliche Gebäude, denen selbst schlichte, schlanke Türme als Schmuck fehlen.

In diesem Stadtteil wohnen auch die Europäer, ohne ein eignes Viertel zu besitzen, zerstreut unter den Arabern, oft in Häusern, welche von diesen gekauft oder gemietet wurden.

Nordöstlich von Schangani, jenseits der Lagune und mit dem ersteren durch eine steinerne Brücke verbunden, liegt gleichfalls am Meeresstrande Malindi, auch Madagaskarstadt genannt, das Viertel der Indier. Sie sind zu gleichem Zwecke wie die Araber nach Ostafrika gekommen, aber im Vergleich zu diesen sind sie geschicktere Kaufleute und mehr Kapitalisten. Es giebt wohl reiche Araber in Sansibar, aber die wirklichen Millionäre der Stadt sind nur unter den Indiern zu finden. Viele von den Indiern sind aber nur kleine, arme Schacherer und Hausierer oder fristen ihr Dasein als Barbiere u. dgl. Malindi besteht eigentlich nur aus einer einzigen Strasse, in welcher Laden an Laden sich drängt. Durch diese Strasse pflegen die Neger, welche in der Araberstadt und im Hafen gearbeitet haben, abends nach Hause zurückzukehren, und da finden sie genügende Gelegenheit, ihren Tageslohn an die Indier loszuwerden; denn dieselben führen alles: Lebensmittel, sowie minderwertige europäische Waren.

Gegenüber Schangani auf der Landseite der Lagune liegt das Negerviertel Ngambo. Die Hütten der Neger liegen im Grün der Büsche versteckt; hier und dort von Palmenwedeln beschattet, bieten sie einen freundlichen Anblick. Die Neger bilden den Hauptbestandteil der Bevölkerung und gehören dem Stamme der Suahili an.

Es ist schwierig, ja unmöglich, für diesen Stamm besondere Rassemerkmale aufzustellen, wie etwa für die Mangbattu oder Massai. Es giebt heutzutage weder auf der Insel Sansibar noch in den wichtigeren Küstenplätzen einen wirklich reinen Negerstamm. Dies ist leicht zu erklären. Die Araber schleppten im Laufe von Jahrhunderten eine Unmasse von Sklaven aus dem Innern des Landes an die Küste. Viele von denselben wurden nach Arabien verkauft, ein grosser Teil blieb aber auf der Insel Sansibar und in den Küstenplätzen, wo er in den Plantagen der Araber oder in deren Häusern beschäftigt wurde. Natürlich heirateten diese Sklaven und Sklavinnen untereinander, und so entstand jene Mischrasse, welche heute die Hauptmasse der Einwohner bildet.

Dieselbe wird jedoch durch ein gemeinschaftliches Band verbunden: durch die Sprache. Die Suahilisprache oder das Kisuahili wird von allen Einwohnern Sansibars gesprochen. Es ist auch die eigentliche Verkehrssprache Ostafrikas; denn wie weit man in demselben vordringt, an allen Handelsplätzen des Innern, sei es am Victoria-Njansa, sei es am Tanganjika, ja selbst in den fernen Distrikten am Kongo-Lualaba findet man immer einige Leute, welche das Kisuahili sprechen.

Dasselbe ist ein Zweig jener grossen afrikanischen Sprachfamilie, deren Hauptmerkmal darin besteht, dass sämtliche Wortbildungen, Flexionen, Zahl- und Zeitänderungen, kurzum der ganze Aufbau der Sprache nicht durch bestimmten Stämmen angehängte Endsilben, sondern durch ihnen vorgesetzte Vorsilben bewirkt werden.

Wir wollen im Nachstehenden einige Proben dieser Sprache geben, da diese uns das Verständnis der später oft wiederkehrenden Benennungen erleichtern werden.

Die Mehrzahl wird durch verschiedene Präfixe gebildet, von denen *wa* am häufigsten wiederkehrt; *m* bedeutet die Einzahl.

Es heisst z. B. im Kisuahili:

msuahili der Suahili, *wasuahili* die Suahili;
mtoto das Kind, *watoto* die Kinder;
fuko der Sack, *mafuko* die Säcke;
mti der Baum, *miti* die Bäume;
msungu der Weisse, *wasungu* die Weissen.

Die Silbe *U* bedeutet das Land, die Silbe *Ki* die Sprache. Es heisst also:

Unjoro das Land Unjoro oder Njoro.

Kinjoro, die Sprache von Unjoro, also nach unserem Gebrauch etwa unjorisch.

Wanjoro die Einwohner von Unjoro.

Bana heisst Herr, *bana kubua* grosser Herr; dies sind die Titel, mit welchen der Neger seine Freunde und den Europäer anredet.

Die Neger haben es zu keinem Schrifttum gebracht; erst durch den Verkehr mit den Arabern lernten sie schreiben, und so wird auch heutzutage das Kisuahili allgemein geschrieben, aber mit Hilfe der arabischen Schriftzeichen. Dieselben eignen sich sehr wenig zum Ausdruck der Laute, denn dem Arabischen fehlen zwei unsrer Vokale, das *e* und das *o*, sowie der Konsonant *p* vollständig; *e* wird darum durch *i*, *o* durch *u* und *p* durch *b* ersetzt. Da nun im Kisuahili die Worte sich in erschreckender Weise ähneln und das Verändern oder Fortlassen nur eines Buchstaben dem Worte häufig eine andre Bedeutung giebt, so können nur Geübte geschriebenes Kisuahili entziffern.

Die Europäer bezeichnen mit dem Namen Suahili alle Eingebornen auf der Insel Sansibar und dem Küstendistrikte, welcher früher dem Sultan von Sansibar unterthan war. Bei der eingebornen Bevölkerung hat der Name eine andre Bedeutung. Msuahili heisst jeder, der sei es in Sansibar, sei es in Mombas oder auf der Insel Lamu geboren wurde. Auch andre Küstenleute machen hiervon Gebrauch, aber die Einwohner von Kiloa, Lindi u. s. w. werden von den echten Wasuahili nicht für voll angesehen.

Man neigt zu der Annahme, dass zur Zeit, als die Araber die Küste aufsuchten, um Mombas herum ein Negerstamm wohnte, welcher das Kisuahili sprach. Die Araber waren zuerst mit ihm in engere Verbindungen getreten und benutzten seine Sprache als Verständigungsmittel mit den anderen Stämmen; das ursprüngliche Volk der

Wassuahili ist mit der Zeit in anderen Stämmen aufgegangen, aber die Sprache hat sich erhalten und ist zur Verkehrssprache in Ostafrika geworden.

Seit alter Zeit wurden die Neger von Sansibar noch in zwei Klassen eingeteilt. Watuma heissen die Sklaven, Wangwana die freien Leute. Die letzteren spielen in der Geschichte der Erschliessung von Ostafrika schon darum eine hervorragende Rolle, weil mit ihrer Hilfe die meisten europäischen Expeditionen ausgeführt wurden und weil sie seit jeher die vornehmste Stütze der in das Innere vordringenden Araber waren. Sie sind also die Erschliesser des dunkeln Weltteils im guten und im schlechten Sinne gewesen. Sie sind das eigentliche schwarze Volk von Sansibar.

Schon John Hanning Speke, der Entdecker der Nilquellen, hat uns eine zutreffende, bis auf die jüngste Zeit giltige Beschreibung derselben geliefert.

Die meisten dieser Leute, so etwa lautet der Bericht des berühmten Reisenden, werden ohne Zweifel in Kriegen gefangen, wie man es alle Tage in Afrika sieht, zu Sklaven gemacht und für ein paar Ellen gewöhnlichen Kattuns, Messingdraht oder Glasperlen an Araber verkauft. Sie werden dann nach Sansibar gebracht, dann wie Pferde an den Meistbietenden wieder verkauft und dann von ihrem neuen Herrn im Dienst erhalten, aber mehr wie Kinder der eigenen Familie als irgend etwas andres. In dieser neuen Stellung werden sie beschnitten, um Muselmanen aus ihnen zu machen, damit ihre Hände „rein" seien, ihrer Herren Vieh zu schlachten und ihren Glauben zu verbreiten; denn die Araber glauben, dass einst der Tag komme, wo die Lehren Mohammeds von allen Menschen werden angenommen werden.

Der Sklave fühlt sich in dieser neuen Lage viel glücklicher als je in seinem Leben, und wenn das erste Unbehagen einmal überwunden ist, sehen wir ihn sehr anhänglich seinem neuen Herrn, der ihn ernährt und ihn mit Kleidung versieht als Lohn für die niedrigen Dienste, die er leistet.

Ist nun der Herr ein Sklaven- oder Elfenbeinhändler, so zieht der Sklave, wenn er sich sein Vertrauen erworben hat, mit ihm in das Innere, nimmt als Träger oder Soldat an den Handels- und Kriegszügen teil; er kann dabei zum Hauptmann einer Truppe und

zum Bevollmächtigten seines Herrn avancieren. Stirbt der Herr, so müsste nach dem mohammedanischen Gesetze der Sklave frei werden; in Sansibar ist es indessen allgemeiner, dass der Sklave dem Nachfolger vermacht wird.

Das ganze System des Sklavenhaltens seitens der Araber in Afrika, oder vielmehr an der Küste, ist ausserordentlich seltsam; denn die Sklaven sind sowohl an individueller körperlicher Stärke als der Zahl nach den arabischen Fremden so sehr überlegen, dass sie, wenn sie revoltieren wollten, die Araber kopfüber aus dem Lande treiben könnten. Sie sind aber rein verzaubert, sie kennen ihre Stärke ebensowenig wie die Haustiere; und es scheint fast, als hielten sie es für unehrenhaft, nach ihrem Ankauf davon zu laufen und ihren Besitzern dadurch pekuniären Verlust zu bereiten. Die feste Anhänglichkeit dieser Neger an die Araber hat es ja den letzteren überhaupt möglich gemacht, den bekannten Aufstand gegen die Deutschen an der Küste zu wagen und fortzusetzen.

Wird nun ein Sklave durch den Tod seines Herrn frei, so beginnt er sein Leben von neuem. Er nimmt bei Kaufleuten Dienste als Träger; er geht mit ihnen ins Innere, und wenn er Geld gespart hat, so kauft er sich auf Sansibar oder an der Küste eine Hütte und ein Gärtchen und begründet ein Familienheim, das er aber von Zeit zu Zeit verlässt, um wieder als Träger u. dgl. Dienste zu leisten. Hat er aber ein hinreichendes Kapital gesammelt, so beginnt er den Handel auf eigene Rechnung. Die meisten aber ziehen es vor, in arabischen Diensten zu bleiben, und man findet diese „Sansibariten“ in allen arabischen Niederlassungen von der Küste bis zum Kongo. Sie haben alle das Kisuahili erlernt und tragen so zur Verbreitung der Sprache bei. Der Sohn des „Freien“ führt denselben Lebenswandel wie sein Vater.

Über den Charakter der Wangwana gehen die Meinungen der Forscher weit auseinander. Speke äussert sich über sie:

„Faulheit ist diesen Leuten angeboren, und trotzdem, dass sie ausserordentlich kraftvoll sind, arbeiten sie doch nicht, wenn sie nicht dazu gezwungen werden. Da sie keinen Gott im christlichen Sinne haben, den sie anbeten, so haben sie keine Liebe für Wahrheit, Ehre und Anstand. Da sie weder von einer Regierung noch von häuslichen Banden in Ordnung gehalten werden, so haben sie

auch keine Ursache, an die Zukunft zu denken oder dafür zu sorgen. Jedes Wagnis reizt sie, wenn sie Not um Nahrung haben; und je mehr sie sich umherzutreiben haben, desto mehr lieben sie es. Das Matrosenleben ist ganz anziehend für befreite Sklaven, in seinem Sinne denkt er, dass er mit allen Menschen gleich steht, sobald er in die Musterrolle eingetragen ist, und dann nennt er alle seine Mitafrikaner »Wilde«. Und doch hängt ihm die Eigentümlichkeit des Afrikaners an, er hat keinen bleibenden Nutzen erreicht. Die Verbindung mit Weissen und der Glanz des Goldes verwirren ihn nur. Er äfft, ganz wie ein Affe, die gemütliche Teerjacke nach und verthut dementsprechend seine Löhnung. Bringt ihn der Zufall zurück nach Sansibar, so nennt er seinen alten arabischen Herrn Vater und geht wieder in die Sklaverei mit so viel Eifer als je.“

Es giebt wohl in Ngambo Moscheen, d. h. mit Palmblättern versehene Lehmhütten, in denen die mohammedanischen Neger beten, aber die Mehrzahl des Volkes huldigt dem heidnischen Aberglauben, in welchem die „Daua“ oder Medizin eine so grosse Rolle spielt. Diese „Daua“ ist zugleich das Heilmittel gegen Krankheiten und Zaubermittel gegen Gefahren und dergleichen. Ist ein Neger krank, so verlangt er Daua. Wünscht man Regen, so wird von einem Zauberer Daua gemacht; möchte man über irgend etwas Auskunft haben, z. B. über den Ausgang eines Kriegszuges, über das Schicksal eines Verschollenen, über die Anstifter irgend eines Brandes u. s. w., so kommt der Zauberer, macht Daua und beantwortet die Frage. Im Inneren steht noch diese Art des „Medizinierens“ in höherer Blüte. Der Tod eines Menschen, namentlich eines Vornehmen oder Häuptlings, wird auf die Zauberei eines Gegners zurückgeführt, der Medizinmann von Profession muss alsdann Auskunft geben; der von ihm auf Grund eines förmlichen Hexenprozesses Angeschuldigte wird dann zum Tode oder zu anderen empfindlichen Strafen verurteilt. Man kann sich denken, welches Netz von Intriguen durch diese Art Justiz gesponnen werden kann, zumal die Medizinmänner der Bestechung durchaus zugänglich sind.

Für die Bildung des Negers ist von arabischer Seite so gut wie nichts gethan worden. Es giebt nur wenige Suahili, die lesen und schreiben können. Es handelt sich dabei um das in arabischen

Schriftzeichen ausgedrückte Suahili. Gelehrt wird dasselbe in einigen höchst sonderbaren Schulen, die auf dem Lande anzutreffen sind.

„Schon von weitem hören wir,“ so berichtet K. W. Schmidt in seinem Kulturbilde ‚Sansibar‘, „wenn wir uns durch die Maniok- und Bohnenfelder nahen, ein lautes Geschrei. Treten wir näher, so finden wir vielleicht unter dem Schatten eines grossen Mangobaumes ein halbes Dutzend mit unterschlagenen Beinen auf der Erde hockender Knaben, in der Mitte der Schulmeister, mit einem kleinen Strickende in der Hand. Das Geschrei ist, wie wir zu unserer Genugthuung bemerken, nicht die Folge unliebsamer Schwingungen dieses Strickendes. Friedlich sitzt alles nebeneinander, einen Knochen oder eine grosse Holztafel vor sich, einen Tintentopf neben sich und eine Feder in der Hand. Jeder Buchstabe, der auf die Tafel gemalt ist, wird so laut als möglich hinausgeschrieen, ohne Rücksicht auf die Ohren der Nachbarn. Emsig und fleissig arbeitet alles fort; selbst das Erscheinen eines Fremden darf nicht stören. So haben wir Musse, uns vor allen Dingen die sonderbaren Tafeln anzusehen. Diese werden entweder repräsentiert durch die Schulterblattknochen von Kamelen oder auch durch grosse, mit einem schwachen Thonanstrich überzogene Brettstücke. Auf beiden wird mit Tinte geschrieben, und eventuelle schlechte Buchstaben werden gleich mit dem Finger fortgewischt. Letztere und überhaupt das ganze Kostüm der Schreibenden glänzen daher von Tinte! Als Federn dienen spitz zugeschnittene Rohrstengel.“

Seit vielen Jahren haben sich in dem Suahiligebiete auch christliche Missionare niedergelassen. Die Früchte ihrer mühseligen Arbeit sind sehr geringfügig. Die katholische Mission blickt noch auf die besten Resultate zurück. Dasselbe lässt sich von den Erfolgen der englischen Missionen nicht sagen; im Gegenteil, Negerjungen, welche diese Schule durchgemacht haben, sind bei den Europäern wegen ihrer Schlechtigkeit geradezu verrufen; sie wurden in den Missionen zu gut behandelt und haben vor allem nicht arbeiten gelernt. Gegenwärtig ist die Erziehung des Negers zur Arbeit zur wichtigsten Aufgabe der europäischen Kolonisatoren gemacht worden, und hoffentlich werden die Mühen von besserem Erfolge gekrönt werden.

Der Suahilineger kann ja arbeiten; er ist auch verhältnismässig

genügsam, aber als Kind der Tropen kennt er weder den Wert der Zeit noch die Bedeutung einer regelmässigen Arbeit. Bis jetzt hatte er zu dem Araber als zu seinem Gebieter hinaufgeschaut und von ihm die Laster des Orients gelernt. Seit die Europäer an der Küste herrschen, bricht für ihn eine neue Ära an.

Neben dem Sansibarneger treten noch die Mischlinge auf, Nachkommen der Araber und der Negerinnen; je nach der Bedeutung ihres Vaters nehmen sie eine mehr oder weniger hervorragende Stellung ein; ja, der mächtigste Araberhäuptling des Innern, der reichste Elfenbeinhändler von Sansibar, Tippu-Tip, ist ein solcher schwarzer Mischling.

Aus diesen Elementen setzt sich die Bevölkerung Sansibars zusammen. Heute ist noch der Einfluss der Europäer in Betracht zu ziehen. Früher, zu Anfang dieses Jahrhunderts, ja, noch vor wenigen Jahrzehnten war er verschwindend klein. Wir werden im weiteren Verlaufe der Darstellung sehen, wie diese drei Elemente auf das Innere Ostafrikas einwirkten: der Indier durch sein Geld, das er dem Araber gegen Wucherzinsen lieh, der Araber durch seinen Unternehmungsdrang und seine Lust zu Abenteuern, der Sansibarneger durch die bereitwilligen Dienste, die er seinem Herrn auf dessen Raub- und Handelszügen leistete.

Zunächst aber wollen wir den Fürsten dieses merkwürdigen Sultanats kennen lernen.

Die Sultane und ihr Hof.

In Sansibar herrscht nach arabischer Sitte eine üble Thronfolge, welche den Keim zu fortwährenden Streitigkeiten und Intriguen in sich birgt. Der Sohn folgt hier nicht dem Vater in der Reihe der Regenten. Der Erbe des Sultans ist sein nächst jüngerer Bruder; erst wenn alle Brüder ausgestorben sind, kommt der älteste Sohn des ältesten Bruders auf den Thron.

So folgte auch auf den ersten Sultan, der in Sansibar residierte, auf Seid Said, sein Sohn Seid Medschid und auf diesen im Jahre 1871 sein Bruder Seid Bargasch ben Said, was man auf deutsch mit Se. Hoheit Bargasch, der Sohn von Said, übersetzen kann.

Die arabischen Brüder stehen einander ziemlich fremd gegenüber, oft sind sie von verschiedenen Müttern geboren und fern voneinander erzogen; die Bande der Blutsverwandtschaft werden erst im Familienleben durch gemeinschaftliche Erziehung fester geknüpft; in der Familie arabischer Sultane blickt der eine Bruder misstrauisch auf den andern; der ältere sieht in dem jüngern seinen geschwornen Feind und Rivalen, der ihn vom Throne stürzen möchte, und der jüngere beneidet den Erben der väterlichen Macht und zählt die Stunden seines Lebens, wartet auf seinen Tod, der ihm die Herrschaft bringen würde.

Die Söhne Seid Saids machten keine Ausnahme von der Regel, der jüngere Bargasch bekriegte seinen Bruder sogar im offenen Felde und sah sich darauf genötigt, nach Bombay zu entfliehen. Er kehrte später nach Sansibar zurück, musste aber hier jahrelang in strengster Einsamkeit leben, bis er im Jahre 1876 nach Medschids Tode auf den Thron kam.

Die Lage seines Reiches war eine eigenartige. Gefahren von aussen bedrohten es durchaus nicht; denn die europäischen Kolonialmächte hatten frühzeitig die Bedeutung dieses Thores von Ostafrika erkannt, und im Jahre 1862 garantierten England und Frankreich die Unabhängigkeit des Sultanats. Dafür musste sich der Sultan allerdings den Wünschen der Europäer fügen, und vor allem war es England, das in Person seines Generalkonsuls Sir John Kirk auf die Regierung Seid Bargaschs einen bedeutenden Einfluss ausübte. Derselbe legte auch dem Sultan nahe, Ansprüche auf weitere Küstengebiete zu erheben und namentlich im Norden seine Macht zu befestigen. Es handelte sich zumeist um eine nominelle Herrschaft und um Erhebung der Zölle an den wichtigsten Küstenplätzen. Die nominelle Herrschaft reichte auch sehr weit; Seid Bargasch dünkte sich der Herr von ganz Ostafrika bis über das Seengebiet hinaus. Das Aufblühen des Handels, an welchem sich Engländer, Deutsche und Amerikaner beteiligten, gestaltete seine finanzielle Lage sehr günstig, aber er war nicht auf Rosen gebettet.

Europas Einfluss wurde von Jahr zu Jahr fühlbarer. Seit der Eröffnung des Sueskanals war auch Europa sozusagen Sansibar bedeutend näher gerückt. Im Hafen der alten Araberstadt erschienen jetzt andre Schiffe als zur Zeit der Portugiesen. Von Zeit zu Zeit

kamen auch die gepanzerten Manowari, wie die Wasuahili die Kriegsschiffe nach den englischen „man of war“ nannten, und wenn die europäischen Mächte einig waren und etwas durchsetzen wollten, so musste sich der Sultan fügen, sonst hätte er an einem Tage seinen Palast und seinen Thron verlieren können. Das musste Seid Bargasch schon in den ersten Jahren seiner Regierung erfahren, wo England, durch Livingstones Berichte angeregt, die Unterdrückung des Sklavenhandels an der Ostküste von Afrika einleitete und von Bargasch die Unterzeichnung eines entsprechenden Vertrages verlangte. Der in mohammedanischen Grundsätzen erzogene Fürst sträubte sich gegen den Akt, der ihn in den Augen seiner Unterthanen unpopulär machen würde. Da erschien eine Kriegsflotte unter dem Kommando des Admirals Cumming vor Sansibar, und der Sultan musste sich fügen.

Man bewog ihn, im Jahre 1874 nach London und Paris zu reisen. Eine freundliche Aufnahme wurde ihm zu teil, und der kluge Mann fand genügende Gelegenheit, die Stärke Europas kennen zu lernen.

Seit jener Zeit wurden auch die Geschicke Sansibars nicht in der Stadt selbst, im Palaste des Sultans, sondern in den Kabinetten von London und Berlin entschieden. Sie bilden einen wichtigen Abschnitt der jüngsten Kolonialgeschichte und tragen einen durchaus europäischen Charakter. Sie sind allgemein bekannt, und ihr endliches Resultat ist das Protektorat Englands über das Sultanat und das völlige Abtreten des Küstenstriches von Wanga bis zum Rovuma an Deutschland. Um jene Zeit lebte Seid Bargasch nicht mehr.

Wir müssen jedoch diesen halb asiatischen, halb afrikanischen Fürsten an dieser Stelle, wenn auch flüchtig, skizzieren, weil er das Oberhaupt der Araber war, deren Thaten in Ostafrika wir im Verlaufe unserer Darstellungen kennen lernen werden.

Seid Bargasch wurde gegen das Jahr 1830 geboren und gelangte somit als reifer Mann ans Ruder. In sein von einem grossen Barte umrahmtes Antlitz haben viele Europäer, Afrikareisende, Kaufleute und Gesandte geschaut, und die meisten haben es sympathisch gefunden. Er erschien selbstverständlich in Arabertracht, aber die Audienzen, die von ihm im Palaste gegeben wurden, waren keineswegs mit denjenigen der echt afrikanischen Fürsten zu vergleichen,

die wir im ersten Bande kennen gelernt haben. Europäische Sitte nahm hier bereits überhand. Vornehmen Gästen kam der Sultan selbst unten an der Treppe entgegen, und das Audienzzimmer war europäisch ausgestattet.

In europäischem Geschmack war auch die Vorhalle geschmückt, in welcher nach arabischer Sitte an jedem Morgen eine Menge Volks sich versammelte, um Bittgesuche und Beschwerden dem Herrscher vorzutragen und auf seine Entscheidung zu harren. Auch sonst bot sich dem Volke oft Gelegenheit, Seid Bargasch zu sehen, denn er pflegte die freien Stunden mit seinen Hofleuten und vornehmen Arabern auf der Veranda zu verplaudern, indem er irgend einem Schauspiel oder einer Parade zusah. Am anziehendsten erschien diese Veranda während der Abendstunden, da sie nicht nur von vielen Petroleumlampen, sondern auch von elektrischen Kohlenlichtern erhellt wurde. An Festtagen, wie z. B. zur Feier des Geburtstags Mohammeds, erschien die Veranda in ihrem vollsten Glanze, denn auf dem obern Teil derselben sassen die Haremsdamen in reichen gold- und silbergestickten Gewändern und mit goldenen Masken. Unten wogte die betende und singende Menge, und elektrisches Licht und bengalische Flammen warfen ihren magischen Schein auf das sonderbare glitzernde Bild.

Der Harem von Sansibar ist ein einfaches, düsteres Gebäude, welches die Surias des Sultans öfter, aber nur in tiefer Nacht verlassen. K. W. Schmidt schildert diesen sonderbaren Aufzug in folgender Weise:

„Wenn der Sultan sich einmal von den Regierungsgeschäften erholen will, welches Verlangen er ziemlich oft verspürt, so packt er seinen ganzen Damenvorrat zu je vier in einige dreissig Wagen und fährt auf die Schamba, d. h. nach einem seiner in wenig Stunden Entfernung von Sansibar gelegenen Landhäuser. Stets wird dieses Ereignis vorher allgemein bekannt, und kein Schwarzer wagt es dann zu jener Zeit, vielleicht 11 Uhr nachts, seinen Kopf aus der Thür zu stecken. Alles ist totenstill und ausgestorben, auch der wohlerzogene Europäer vermeidet es, der wilden Jagd in die Hände zu fallen, und nur der neugierige ‚Grüne‘ sucht sich wohl ein stilles Plätzchen, um mit Musse das ungewohnte Schauspiel zu geniessen. Voran auf galoppierenden Pferden erscheinen

verschiedene Vorreiter mit gezogenen Säbeln, dann folgt eine vierspännige Karosse mit den vier Favoritinnen und in einem weitern Viergespann der Herrscher von Sansibar selbst. Die übrige Wagenzahl rast nur mit je zwei Pferden daher, und jeder Wagen enthält vier der Damen nebst zwei Eunuchen hinten auf dem Bock. Der Schluss wird ebenso wie die Spitze von Reitern mit gezogener Waffe gebildet. Da sämtliche Wagen offen sind und der Vollmond hell und freundlich scheint, so ist es wohl möglich, von der glitzernden Seidenpracht, von den flimmernden Goldmasken manchen Blick zu erhaschen. Aber die Gestalten, die Gesichter dieser exotischen Blumen bleiben uns leider verborgen, und nur hie und da macht uns ein silberhelles Lachen glauben, dass es unmöglich aus einem hässlichen Munde kommen kann.“ —

Die Landhäuser des Sultans waren auch den Europäern zugänglich, da der Sultan dieselben zum Aufenthalt in den Schambas einzuladen pflegte. Sie sind geräumige Bauten, denen jedoch der Schmuck der Garten- und Parkanlagen fehlt. In den grossen und geräumigen Gemächern findet man Spiegel, Kronleuchter, Tische und Stühle; nur Betten fehlen, weil man hier auf dem mit Teppichen bedeckten Boden schläft. In manchen der Landhäuser sind auch grosse Badeeinrichtungen zu finden, ausserdem allerlei Belustigungen für die Damen, wie z. B. Karussels mit Drehorgeln und grossen Pauken. Das Karussel in der Schamba Tschukuani in der Nähe der Stadt wurde seiner Zeit sogar von einer Lokomobile in Betrieb gesetzt!

Die vom Sultan zum Besuch der Schambas eingeladenen Europäer pflegten in denselben einige Tage zu verweilen und wurden auf das gastfreundlichste bewirtet. Es wurden dabei Diners von etwa 50 Gängen serviert, wobei allerdings das Hammelfleisch in verschiedenen Zubereitungen gar oft wiederkehrte. Für die Europäer bildete es einen besondern Übelstand, dass als Getränk dabei nur Scherbet, Mandelmilch und Sodawasser geboten wurden. Zwar war es erlaubt, Wein mitzubringen, aber die Rücksicht auf den Gastgeber verbot es, von dieser Vergünstigung Gebrauch zu machen. In den letzten Jahren wusste jedoch Seid Bargasch das Verbot des Propheten milder auszulegen; wenn auch der Traubenwein verpönt blieb, so zog der Apfelwein in Form des Apfelweinchampagners siegreich in die Schambas ein.

Der Sultan von Sansibar sorgte auch für Belustigungen seines Volkes. Er bestellte sich Gauklertruppen aus Arabien, Indien und Ägypten, welche abends auf dem Platze vor der Veranda des Palastes bei phantastischer Fackelbeleuchtung ihre Vorstellungen gaben.

Der Sultan war kein armer Fürst. Er bezog reiche Einnahmen aus den Ein- und Ausfuhrzöllen und aus seinen eignen Pflanzungen, deren Zahl auf 500 geschätzt wurde. Seine jährlichen Einkünfte wurden von Sachverständigen auf etwa 8 Millionen Mark berechnet, und ausserdem hatte er noch einen Silberschatz in Kisten und Kasten aufbewahrt, der 20 bis 24 Millionen Mark betragen sollte.

Wir haben bis jetzt im Laufe der Darstellung gesehen, dass die mohammedanischen Fürsten im dunkeln Weltteil stets die ersten Kaufleute im Lande gewesen waren. Von Seid Bargasch konnte man das nicht sagen; immerhin aber stand auch er dem Handel nicht fern. Seine Flotte diente wenigstens zum grossen Teil dem Handelsverkehr. Er besass seine eigene, elegant eingerichtete Jacht Njansa und ein sogenanntes Kriegsschiff mit eisernen Salutgeschützen, das allerdings nicht mehr seetüchtig war und im Hafen festgeankert liegen musste; aber seine übrigen sieben Dampfer vermittelten eben den Verkehr zwischen Sansibar und dem Festlande sowie Indien.

An dem Hofe dieses Sultans gab es keine Regierungsbeamten, keine Minister wie in andern Staaten. Seid Bargasch hatte nur ein Faktotum, das seine Geschäfte besorgte. Lange Zeit bekleidete Pira Dautschi, ein mohammedanischer Indier, diesen Posten. Er war der persönliche Adjutant und zugleich Hofmarschall des Sultans.

Dieser Mann verwaltete alle möglichen Ämter. Er sorgte für die Veranstaltung der Festlichkeiten, führte Aufsicht über den Wagenpark und den Marstall des Sultans; er bekümmerte sich auch um die Plantagen u. s. w. Der Einfluss aller andern Beamten, selbst des Leibsekretärs des Sultans, war diesem Manne gegenüber nur ein geringer. Am meisten trat noch in die Öffentlichkeit der sogenannte Polizeiminister, welcher für die Sicherheit in der Stadt Sorge zu tragen hatte. Unter seinem Befehl stand eine besondere uniformierte Truppe, welche während der Nacht in verschiedenen Teilen der Araberstadt aufgestellt wurde und keinem Schwarzen erlaubte, sich nach acht Uhr auf der Strasse blicken zu

lassen. Dank der Thätigkeit dieser Polizei galt Sansibar seinerzeit als eine der sichersten Städte, in denen Anfälle, Morde u. dergl. kaum vorkamen.

Selbstverständlich besitzt der Sultan von Sansibar auch eine „Armee“; sie ist einheitlich uniformiert. Die Uniform der Infanterie besteht in weisser Jacke und Beinkleidern, sowie einer roten, gelbgeränderten, kleinen Mütze; auch Stiefel gehören dazu. Die Offiziere zeichnen sich durch weisse Litzen und Schnüre an der weissen Jacke und durch eine rote Schärpe aus, ferner tragen sie einen mächtigen Kavalleriesäbel. Lange Zeit hindurch stand ein „General“ an der Spitze des Heeres; es war dies der ehemalige englische Marinelieutenant Matthews, der grosse Messingachselstücke und einen mit rotseidener Schärpe umwundenen Tropenhelm trug.

Diese Truppe führte das englische Snidergewehr mit der dazu gehörigen Seitenwaffe und wurde nach englischem Exerzierreglement ausgebildet. Von Zeit zu Zeit, namentlich am Freitag, pflegte vor dem Palaste eine Parade stattzufinden. Die schwarzen Soldaten erschienen dann in voller Uniform oder sollten es wenigstens thun; denn in Wirklichkeit fehlten wohl dem einen die Stiefel, dem andern die Knöpfe u. s. w. Nach einigen Evolutionen und Senken der Fahnen, der bekannten roten arabischen Flaggen mit Koransprüchen, wurden zum Schluss einige Salven abgegeben, wobei jeder Soldat ein Dutzend Patronen verschoss.

Auf dem Papier sollte diese Heeresmacht 3000 Mann stark sein; in Wirklichkeit standen in Sansibar nicht mehr als 1000 Mann.

Die Kavallerie oder vielmehr die Leibgarde des Sultans bestand in etwa 20 persisch-belutschischen Reitknechten, welche mächtige Kürassierstiefel und grosse Säbel führten. Der Sultan besass wohl eine ziemlich grosse Anzahl von alten Geschützen, aber eine eigentlich ausgebildete Artillerietruppe war in Sansibar nicht vorhanden. Von besonders ruhmreichen Thaten dieser Armee weiss die Geschichte von Sansibar nichts zu berichten. Die Zeit floss für sie friedlich dahin, nur selten wurde eine kleine Expedition nach dem Festlande unternommen, um einen rebellischen Araber- oder Negerhäuptling an der Küste zu züchtigen. Zweimal nur unternahmen Abteilungen dieser Soldaten weitere Züge in das Innere. Das eine Mal eilten sie den Arabern von Tabora zu Hilfe gegen Mirambo, das andere

Mal zogen sie bis an den Fuss des Kilimandscharo, um dort die Flagge des Sultans zu hissen.

Wichtiger war eine andere Truppe, die Irregulären, welche aus Belutschen und Arabern bestand und gleichfalls an der Parade teilzunehmen pflegte; wegen der sprungartigen Tänze, die sie aufführte, erhielt sie den Namen „Viriboto“, d. h. Flöhe.

Zu diesen Vorstellungen erschienen auch vornehme Araber, und man fand hier vollauf Gelegenheit, die Arabertracht kennen zu lernen.

Sie ist zum Teil verschieden von der, die wir im Sudan kennen gelernt haben. Um die Hüften wird das Kikoy, ein bis an die Knöchel reichendes Tuch, getragen; es ist zumeist weiss, aber mitunter auch von blauer oder roter Farbe. Darüber kommt der lange Kangu oder das Hemd, welches aus feinem, selbst durchsichtigem weissen Stoffe gefertigt ist. Vornehme Araber pflegen dasselbe mit einer buntseidenen Schärpe zusammen zu gürten, in welche der reichverzierte Dolch gesteckt wird. Über dem Kangu wird schliesslich der Kaftan mit oder ohne Ärmel getragen. Der ärmellose heisst Buschti, er wird in Arabien aus Kamelhaaren gefertigt und ist zumeist braun oder weisslich, am Halsausschnitt sind stets reiche Goldstickereien angebracht. Der mit Ärmeln versehene Kaftan heisst Jecho und besteht zumeist aus schwarzem, seltener aus farbigem Tuch. Besonders vornehme Araber verwenden hierzu auch Seidenstoffe.

Der Kopf wird mit einer kleinen, gestickten Zeugmütze, wohl auch mit dem roten türkischen Tarbusch bedeckt, darüber wird dann der bunte Turban gewickelt. Der Rosenkranz bildet gleichfalls einen niemals fehlenden Teil der Arabertracht.

Mit Gold- und Silberschmuck belädt sich der Araber nicht gern; dagegen hält er sehr viel auf seine Waffen. Da kommt zuerst das Schwert in Betracht. Es giebt verschiedene Formen desselben. Das gekrümmte Schwert in einfacher Scheide ist ein schlechtes, zumeist europäisches Fabrikat und wird an einem Riemen über der linken Schulter getragen. Besser gearbeitet sind die breiten, gestreckten Schwerter, deren Klingen durch einen geschickten Stoss in vibrierende Bewegung versetzt werden können. Die Scheiden dieser Schwerter sind oft mit reichem Silberbeschlag versehen. Die

prächtigste und teuerste Waffe ist aber der Belutschensäbel. Er hat eine schmale, stark gekrümmte Klinge aus bestem damascierten Stahl, der Griff ist reich geschmückt, mit Elfenbein und Gold ausgelegt, ebenso prachtvoll ist die Scheide. Obwohl diese Säbel unter 60 Mark nicht zu haben sind und oft 100 Mark und mehr dafür bezahlt werden, sucht doch jeder irgendwie wohlhabende Araber sich eine solche Prachtwaffe zu verschaffen.

Noch reicher sind die Dolchgriffe geschmückt; man findet sogar welche, die mit Edelsteinen ausgelegt sind. Auch für sie werden gern hohe Preise bezahlt, denn der Dolch, Handschar oder Dschambidscha, gehört so wie der Turban unbedingt zu einer vollkommenen Arabertracht.

Lange Zeit führten die Araber die langen, mit Feuersteinschloss versehenen Gewehre; erst in neuerer Zeit wurden dieselben durch die besseren Zündhütchengewehre verdrängt. Im Innern aber erweist sich noch heute das Steinschlossgewehr praktisch, da Zündhütchen nicht immer zu beschaffen sind.

So tritt uns der Araber entgegen — eine eigenartige Gestalt, der wir in Ostafrika auf Schritt und Tritt begegnen werden. Diese Unterthanen des Sultans erkannten in Seid Bargasch wohl ihr Oberhaupt an, aber im grossen und ganzen regierten sie sich selbst nach altem patriarchalischen Brauch.

Die Zustände in Sansibar sind noch heute fast dieselben, aber die politische Bedeutung des Sultanats ist geschwunden. Der Araber in Deutsch-Ostafrika muss die deutsche Oberherrschaft anerkennen; er kann nicht mehr an den Sultan appellieren, und dort, wo derselbe noch regiert, muss er sich England fügen, denn dieses hat das Protektorat über den Rest des Staates übernommen. Wir brauchten darum nur flüchtig diesen Araberfürsten und seinen Hof zu skizzieren. Viel wichtiger sind in ihrer Bedeutung für Ostafrika die kleinen Machthaber und Satrapen, die von Sansibar aus die Küste und später das Innere ausgebeutet haben und noch heute ausbeuten möchten.

Die Verhältnisse an der Küste oder der „Mrima“ sind ähnlich denjenigen in Sansibar selbst. Hier regierten früher Araberscheichs, die sich einer gewissen Selbständigkeit erfreuten; später wurden sie durch Gouverneure des Sultans, die Walis, ersetzt. Auch in den

wichtigeren Stapelplätzen der Mrima, in Mombas, Melinde, Bagamojo, Dar-es-Salaam, Kiloa und Lindi waren die drei Elemente: Suahili, Araber und Indier vertreten; auch hier war eine Übergangsstufe zwischen der orientalischen und afrikanischen Welt überall charakteristisch. Nach einem kurzen Kampfe wurde aber in den letzten Jahren die Herrschaft der Araber gebrochen, und dem Einfluss des indischen Kapitals trat das europäische entgegen. Eine neue Zeit ist für Ostafrika eingetreten. Der Europäer giebt jetzt den Ausschlag. Er begnügt sich nicht mit einigen Handelsniederlassungen an der Küste; weit in das Innere des dunklen Weltteils entsendet er seine Expeditionen, gründet dort seine Forts; an den Ufern des Victoria-Njansa, des Tanganjika und des Njassa pflanzt er seine Flaggen auf und tritt mit den eingeborenen Fürsten der schwarzen Menschen in Berührung. Er ist aber fast überall der Nachfolger des Arabers, sein Rival, sein Gegner. Nicht der Neger ist sein Feind, sondern der Araber, der sich in den betreffenden Gebieten niedergelassen hat, und darum wollen wir auch in erster Linie die Geschichte des Arabertums im Innern von Ostafrika einer näheren Betrachtung unterwerfen.

Die Satrapen im Innern.

Der Vorstoss der Araber in das Innere begann verhältnismässig spät. Die Gründung ihrer wichtigsten Stützpunkte im Seengebiete fällt überhaupt in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts. Veranlassung hierzu gab die Anlegung von Gewürznelkenpflanzungen auf den Inseln Sansibar und Pemba und die damit verbundene Nachfrage nach Arbeitssklaven. Ihr verdankt Tabora, die wichtige Araberkolonie in Unjamwesi, ihre Entstehung.

In den vierziger Jahren kamen die ersten Araber dorthin. Sie waren zunächst als Händler erschienen und führten sich als solche auf. Als Händler wirkten sie noch zu der Zeit, da Burton und Speke im Jahre 1858 zum ersten Male das „Königreich Kazeh“, wie sie Tabora nannten, aufsuchten. Wenige Jahre darauf fand Speke auf seiner zweiten Afrikareise die Verhältnisse bedeutend verändert. Die Araber hatten sich fester angesiedelt und lebten wie Farmer im Besitz von grossen Rinderherden inmitten bestellter

Felder. Sie hatten sich in die inneren Angelegenheiten der eingeborenen Häuptlinge gemischt und brachten dieselben in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis. Nach langwierigen Kämpfen war ihre Macht fest begründet und Tabora zu einem der wichtigsten Stützpunkte der Araber geworden.

Im Jahre 1871 bestand Tabora bereits aus etwa 1000 Hütten mit etwa 5000 Einwohnern, einer aus Arabern, Wangwana und Wanjamwesi zusammengesetzten Bevölkerung. Stanley konnte die Ansiedelung folgendermassen schildern:

„In Tabora lebte man ganz luxuriös, die Ebene, auf welcher die Kolonie liegt, ist sehr fruchtbar, obgleich baumlos. Die reichen Weideplätze erlauben es, grosse Vieh- und Ziegenherden zu halten, von denen sie grosse Mengen Milch, Sahne und Butter gewinnen. Mais wird überall erbaut; ebenso sind süsse Kartoffeln, Yams, Reis, Sesam, Hirse, Felderbsen oder Wicken billig und immer zu haben. Um ihre Tembes*) bauen die Araber etwas Weizen zum eigenen Gebrauch und haben sich Orangen, Limonen, Melonen- und Mangobäume gepflanzt, die hier sehr schön gedeihen. Zwiebeln und Knoblauch, Gurken, Tomaten und mancherlei andres kann sich der Weisse von den wohlhabenden Arabern verschaffen, die in ihrer Art zweifellos Epikuräer sind. Wenigstens einmal im Jahre bringen ihnen ihre Sklaven von der Küste Vorräte von Thee, Kaffee, Zucker, Gewürzen, eingemachten Säften, gewürzten Saucen, Wein, Branntwein, Zwieback, Sardinen, Lachs, feinen Tuchen und allem, was sie für ihren eignen persönlichen Gebrauch bedürfen. Fast jeder Araber von Stande vermag einen Reichtum an persischen Teppichen, luxuriösen Betten, vollständigen Thee- und Kaffee-Servicen, schön verzierten Schüsseln von verzinntem Kupfer und messingenen Waschbecken aufzuweisen. Fast alle haben Uhren und Ketten, einige solche von Gold, andere von geringerm Metall. Und wie in Afghanistan, Persien und der Türkei die Harems einen wesentlichen Zug in dem Haushalte eines Arabers bilden, so tritt die Sinnlichkeit der Mohammedaner hier ebenso deutlich hervor wie im Orient. Jeder Araber hält sich je nach seinen Mitteln eine Anzahl Konkubinen; denn er führt hier das Leben ganz ebenso wie in der ‚Stadt des Sieges‘.“

---

*) Häuser mit einem Hof.

Der Wohlstand der Araber wuchs, aber von den Eingebornen konnte man dasselbe nicht behaupten. Sie verarmten, und viele ihrer Häuptlinge wurden von den Arabern vertrieben. Die Geschichte Manua Seras, des Häuptlings von Tabora, wie er sie Speke erzählt hat, mag als Beispiel genügen:

„Kurz nachdem du Kasch verlassen hattest, um nach England zurückzukehren," lautet der Bericht, „starb mein alter Vater, der frühere Häuptling Fundi Kira, und auf seinen Wunsch wurde ich gesetzmässiger Häuptling; denn obgleich Sohn eines Sklavenmädchens und nicht der Frau Fundi Kiras, bestimmte mich dazu das Erbgesetz; eine Politik unsrer Verfassung, um jede Veranlassung zu Intriguen zwischen den in rechtmässigen Ehen gebornen Söhnen zu vermeiden. Nachdem ich nun den Titel des Häuptlings angenommen hatte, gab ich allen Arabern sehr freigebig Geschenke von Elfenbein, am meisten aber an Musa, was eine grosse Eifersucht unter den übrigen Kaufleuten verursachte. Hierauf richtete ich eine Eigentumssteuer auf alle Waren ein, die in mein Land eintraten. Fundi Kira hatte das nicht gethan; das hielt ich aber für keine Ursache, es auch nicht zu thun, besonders da die Araber das einzige Volk in meinem Lande waren, das von Steuern frei war. Diese Massregel erbitterte aber die Araber und veranlasste sie, mir feindselige Botschaften zuzusenden des Inhalts, dass, wenn ich mich je um sie kümmere, sie mich entthronen und Mkisiwa, einen anderen illegitimen Sohn, an meiner Stelle auf den Thron bringen würden. Dies konnte ich nicht ertragen; die Kaufleute duldete ich nur in meinem Lande. Dies sagte ich ihnen und riet, meinen Befehlen nicht entgegenzuhandeln, denn ich sei kein ‚Weib', um verächtlich behandelt zu werden. Infolgedessen kam es zum Krieg. Mkisiwa, der die Gelegenheit ergriff, nach dem ihm von den Arabern mit ihrer Unterstützung vorgehaltenen Preise zu greifen, begann nun eine systematische Bestechung. Worte führten zu Schlägen; wir hatten einen langen und zähen Kampf, ich tötete ihnen eine grosse Zahl Leute, und sie töteten mir viele. Endlich trieben sie mich aus meinem ‚Palaste' und führten Mkisiwa dahin als Häuptling an meiner Stelle. Mein treues Gefolge hat mich indes nie verlassen; so ging ich nach Mubuga und wohnte dort bei dem alten Häuptling Maula. Die Araber verfolgten mich, vertrieben

mich nach Nguru und versuchten Maula zu töten, weil er mir geholfen habe. Er entging ihnen indessen; sie verwüsteten aber sein Land und verfolgten mich dann bis Nguru. Dort kämpften wir viele Monate, bis alle Vorräte erschöpft waren, worauf ich, ihrer Absicht, mich zu fangen, Trotz bietend, mich durch ihre Reihen schlug. Es ist unnötig, noch zu sagen, dass ich seitdem ein Wanderer bin; und obgleich ich Frieden will, wollen sie es nicht gestatten, sondern thun alles, was sie können, mich zu Tode zu hetzen."

In der That wurde Manua Sera nach mehrjähriger Verfolgung ergriffen und geköpft; der alte Häuptling Maula hatte schon früher mit den Arabern Frieden schliessen wollen, wurde aber beim Vollziehen der Zeremonie der Blutsbrüderschaft meuchlings erschossen. Unjamwesi hat allerdings noch andere mächtigere Häuptlinge gehabt, welche den Arabern einen energischeren Widerstand entgegenzusetzen wussten. Nichtsdestoweniger behaupteten sich hier die Araber; denn sie waren Händler, und echtes Händlerblut floss auch in den Adern der Unjamwesi. „Diese Mondvölker,"*) schreibt Speke, „sind erblich die grössten Kaufleute in Afrika und das einzige Volk ausserdem, das aus Liebe zum Tauschen und Handeln sein Land als Träger verlässt, nach der Küste geht und dies mit so vielem Eifer thut, wie unser Landvolk zur Messe kommt. Soweit wir es zurückverfolgen können, haben sie dies gethan, und sie thun es noch jetzt wie vor Zeiten."

Wenn jetzt die Araber, die früher nur als flüchtige Gäste bei ihnen erschienen, sich in ihrer Mitte niederliessen, so wussten viele Wanjamwesi die Bedeutung der neuen Handelsverbindungen wohl zu schätzen, und sie trugen auch ihrerseits viel dazu bei, dass Tabora zu einem der wichtigsten Knotenpunkte der afrikanischen Karawanenstrassen wurde.

Wer von der Sansibarküste nach dem Innern reist, findet immer Träger, die sich verpflichten, ihm bis Tabora zu folgen, und er weiss, dass er in Tabora neue Träger für den weiteren Marsch ins Innere wird mieten können. Ausserdem kann er in Tabora bei den arabischen Kaufleuten seine Warenvorräte ergänzen und findet, was äusserst wichtig ist, auch Kredit auf Wechsel für Sansibar.

---

*) Unjamwesi = Mondland.

Von Tabora aus unternahmen die Araber weitere Vorstösse nach Westen und Norden. Das südliche Gebiet hatte für sie weniger Anziehungskraft, denn nach dem Njassasee waren seit alters her von Kiloa, Lindi und Quilimane Karawanenstrassen eröffnet worden.

Im Norden waren die arabischen Händler weniger glücklich. Sie stiessen hier auf besser organisierte Reiche, wie Uganda und Unjoro, welche mit den einfachen Mitteln, die den Händlern zur Verfügung standen, nicht bezwungen werden konnten. Im Westen dagegen, am Tanganjika und darüber hinaus, fanden sie die echt afrikanischen Verhältnisse; zahllose Völkerstämme unter kleinen einander befehdenden Häuptlingen; hier konnte ihr Grundsatz: Teile und herrsche! zur vollsten Geltung gebracht werden.

So entstanden im Westen weitere Araberniederlassungen. Am Ostufer des Tanganjika wurde Udschidschi gegründet; am Kongo-Lualaba die Stadt Njangwe. Im grossen und ganzen waren die Verhältnisse auch in diesen Kolonien ähnlich denen in Tabora. Sie waren Stütz- und Sammelpunkte der Elfenbein- und Sklavenhändler, die wohl den Sultan von Sansibar als ihren obersten Herrn anerkannten, aber in den von ihnen erschlossenen Gebieten nach Belieben schalteten und walteten.

Die Lebensgeschichte der hervorragendsten dieser Händler wird uns am besten das Verständnis jener Zustände ermöglichen.

Tippu-Tip, der Elfenbeinkönig.

Unter allen arabischen Sklavenjägern, welche von Sansibar in das Innere vorgedrungen sind, ragt die Gestalt Tippu-Tips hervor. Er war ohne Zweifel der mächtigste Räuberhauptmann im Innern des dunklen Weltteils und wurde durch seine vielfachen Beziehungen, in die er zu europäischen Reisenden getreten war, auch in Europa bekannt. Lange Zeit hindurch wurde er als der Verursacher aller Not, welche Stanley auf seinem Ersatzzuge zu Emin Pascha in der Äquatorialprovinz erdulden musste, hingestellt. Bis zum letzten Augenblicke schwankte das Urteil der Männer, die mit ihm zusammengekommen waren, über seinen Wert. Während die

einen hofften, dass man ihn für die Zwecke der Zivilisation werde gewinnen können, erkannten die anderen in ihm den verstohlenen, hinterlistigen Feind aller Europäer. Fasst man sein ganzes Leben zusammen, von den ersten schüchternen Anfängen seiner Raubthätigkeit bis zu dem Augenblicke, wo er, einen klugen Diplomaten spielend, als Gouverneur eines von ihm geplünderten Distriktes in den Dienst des Kongostaates trat, so wird es nicht schwer fallen, uns ein Urteil über diesen Mann zu bilden.

Sein eigentlicher Name ist Hamed ben Mahommed ben Dschuma. Den Namen Tippu-Tip haben ihm Afrikaner beigelegt. Die einen, wie Livingstone, sagen, er bedeute soviel wie „Sammler des Reichtums“, andere meinen, es sei ein Spottname. Am Kongo erzählt man sich, dass die Eingeborenen der Distrikte, in denen er zuerst Krieg geführt hat, ihm den Namen gegeben haben, weil das rasch wiederkehrende Knallen seiner vielen Gewehre, als die Beutejäger in den Pflanzungen der Dörfer darauf losschossen, den erschreckten Bewohnern wie „tip u tip, tip u tip“ ins Ohr geklungen habe. Wie die Helden des Lederstrumpf führt er noch andere Namen: Jameson, ein Mitglied der verunglückten Nachhut der Stanleyschen Expedition, nennt zwei: Mkangwa Nsala, „Furcht vor Hunger“, nach einem alten Ausspruch Tippu-Tips entstanden, dass er sich vor keinem Wege scheue, wo es Kämpfe zu bestehen gebe, denn dort seien auch Lebensmittel zu finden, aber eine Route ohne Kämpfe heisse Hunger leiden. Der letzte Name dieses Arabers lautet endlich Mtipura, „Fusstritt“ oder „Fusstapfen“. Wenn Eingeborene am Kongo bei einem Dorfe anlangen, welches er angegriffen hat, so sehen sie nach den Fussspuren und sagen: „Tippu-Tip ist hier gewesen, das ist ein schlechter Platz, wir wollen fort von hier.“

Der hervorragendste Führer der Araber in diesem Teile Afrikas ist von schwarzer Hautfarbe; vermutlich war schon seine Grossmutter eine Negerin, und er wurde etwa um das Jahr 1840 in Maskat als der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und einer vollblütigen Negersklavin von der Ostküste geboren.

Die erste Kunde von Tippu-Tip findet sich in den „letzten Tagebüchern“ Livingstones. Der berühmte Reisende schreibt darüber:

„29. Juli 1869. Ich ging $2^1/_2$ Stunden westwärts nach dem Dorfe Preda, wo ein arabischer Anführer lebt, der von den Eingeborenen

‚Tipo Tipo‘ genannt wird; sein Name ist Hamed ben Mohammed ben Dschuma Boradschib. Er schenkte mir eine Ziege, ein Stück weissen Baumwollenstoffes und vier grosse Bündel Glasperlen, sowie einen Sack Negerhirse und bat mich um Entschuldigung, weil es so wenig sei.“

An einer anderen Stelle bemerkt Livingstone:

„Die Eingeborenen sind rasch dabei, eine Eigentümlichkeit an einem Menschen zu entdecken und ihm einen darauf bezüglichen Namen zu geben. Die Eroberer eines Landes suchen ihnen zuvorzukommen, indem sie sich selbst einen aussuchen. Susi*) erzählt, dass als Tipo-Tipo bei der in Nsama eroberten Beute stand, er dieselbe dichter zusammengeschoben und gesagt habe: ‚Jetzt bin ich Tipo Tipo, d. h. Sammler von Reichtum!‘“

Im August des Jahres 1874 nahm der englische Reisende Werney Lovett Cameron die Dienste Tippu-Tips in Anspruch, als er von Njangwe am Kongo-Lualaba die Westküste erreichen wollte. Er beschreibt seine äussere Erscheinung mit folgenden Worten:

„Es war ein stattlicher Mann und der grösste Dandy, den ich unter den Händlern gesehen. Obgleich von vollkommen schwarzer Hautfarbe, war er doch durch und durch Araber, denn, merkwürdig genug, die Beimischung von Negerblut hatte seinen arabischen Anschauungen und Gewohnheiten keinen Eintrag gethan.“

Am 15. Oktober 1876 erblickte Stanley in der Nähe von Njangwe zum ersten Male den Kongostrom. Hier an dem grössten Wendepunkte seiner denkwürdigen Expedition „durch den dunklen Weltteil“ traf er in dem Dorfe Mwana Mambas mit Tippu-Tip zusammen. Den Eindruck, welchen der Araberführer auf Stanley gemacht hat, schildert derselbe mit folgenden Worten:

„Zuletzt kam der berüchtigte Hamed ben Mohammed, sonst auch Tippu-Tip oder nach der verschiedenen Aussprache der Eingeborenen Tipo-Tip oder Tibbu-Tib genannt. Es war ein grosser, schwarzbärtiger Mann mit negerartiger Hautfarbe, in der Blüte seiner Jahre, von straffer Haltung und lebhaft in seinen Bewegungen, ein wahres Bild von Energie und Stärke. Er hatte ein schönes, intelligentes Gesicht, mit einem nervösen Zucken in seinen Augen

*) Der Diener Livingstones.

und mit glänzend weissen und vollkommen geformten Zähnen. Er war von einem Gefolge junger Araber, welche zu ihm als zu ihrem Befehlshaber emporblickten, und von etwa zwanzig Wangwana und Wanjamwesi begleitet, die er viele Hunderte von Meilen weit durch Afrika mit sich geführt hatte. Mit dem würdevollen Benehmen eines feingebildeten Arabers und fast mit Höflingsmanieren hiess er mich in Mwana Mambas Dorfe willkommen, und da seine Sklaven mit Matten und Polsterkissen schnell bei der Hand waren, liess er sich mir gegenüber nieder, während sich die Zuschauer, wie ich es wahrnahm, ihre Bewunderung seines ganzen Auftretens in einzelnen Bemerkungen zuflüsterten. Nachdem ich ihn einige Minuten betrachtet hatte, gewann ich die Überzeugung, dass dieser Araber ein bedeutender Mensch sein müsse, der bedeutendste, dem ich bisher unter den Arabern, Wasuaheli und der Mischbevölkerung in Afrika begegnet war. Er war fein in seinem Äusseren, seine Kleider waren von der reinsten Weisse, sein Fez nagelneu, um seine Taille war ein kostbarer Seidenshawl geschlungen, und seine gesamte Erscheinung war die eines arabischen Gentleman, der sich sehr grosser Wohlhabenheit zu erfreuen hat.“

Stanley rüstete sich damals, den Lauf des Lualaba zu erforschen, ein Gebiet zu betreten, das in jenen Jahren nicht einmal den in Njangwe wohnenden Arabern bekannt war. Er musste zu diesem Vorhaben einen Bundesgenossen haben, und diesen fand er in Tippu-Tip, der sich gegen eine Belohnung von 5000 Dollars verpflichtete, Stanley auf die Entfernung von 60 Lagern, wovon jedes um einen vierstündigen Marsch vom andern abliegen sollte, zu begleiten, und zwar mit 140 Mann seiner Eskorte.

Wir übergehen die Klauseln des Vertrages, der schliesslich voll und ganz von Tippu-Tip nicht gehalten werden konnte.

Thatsache bleibt es aber, dass Tippu-Tip am 5. November 1876 Njangwe mit Stanley verliess und den Marsch in die gewaltige Waldung antrat, die wie eine schwarze Mauer in einem weiten Bogen sich vom Stromufer an nach Südosten zu vor den Entdeckern ausstreckte, bis sie sich in den Bergen und in der weiten Ferne verlor.

Es war in der That ein tollkühnes Wagnis, diesen Wald zu betreten; alle Erzählungen von den Schrecknissen desselben

wurden durch die rauhe Wirklichkeit überboten. Nur einige Auszüge aus Stanleys Tagebüchern mögen dem Leser ein schwaches Bild dieser schrecklichen Märsche geben:

„Während der ganzen Zeit liessen die Bäume unablässig ihren Tau wie Regen in grossen, runden Tropfen auf uns niederfallen. Jedes Blatt schien Thränen zu vergiessen. An den Stämmen und Zweigen und längs der Schlinggewächse und der von Pflanzen gebildeten Guirlanden träufelte die Feuchtigkeit nieder. Über unsern Köpfen schlossen die sich weit ausbreitenden Zweige in vielen durcheinander gewobenen Schichten — da jeder Zweig breite, dicke Blätter trug — ganz und gar das Tageslicht ab. Wir wussten nicht, ob draussen die Sonne hell scheine, oder ob der Tag dunkel, trübe und nebelig sei; denn wir zogen in einem matten, feierlichen Zwielicht dahin, so wie man es in der gemässigten Zone eine Stunde nach dem Sonnenuntergange beobachten mag. Der Pfad wurde bald zu einem zähen, lehmigen Teige, und bei jedem Schritte spritzten wir schlammiges Wasser über die Beine unserer Vorder- und Nebenmänner."

An einer anderen Stelle heisst es:

„Wir hatten gewiss schon vorher manchen Wald gesehen, aber diese Waldszenen waren eine Epoche in unserem Leben, deren wir wegen der bitteren Schmerzen, die sie uns bereitet hat, immerdar gedenken werden. Die beständige Dunkelheit steigerte noch das traurige Elend unseres Lebens; dazu die alles beschmutzende Feuchtigkeit, die ungesunde, dampfende Atmosphäre und die Einförmigkeit der Landschaftsbilder; nichts als das ewige Gewirr von Zweigen und Laubwerk, diese hohen Stämme, welche aus einem zu lauter Knoten verschlungenen Dickicht emporsteigen, durch welches wir wie wilde Tiere uns auf Händen und Füssen durchzuwühlen und durchzuwinden hatten."

Zehn Tage hatte der Marsch durch diese Wildnis gedauert, da kam Tippu-Tip zu Stanley und verlangte die Lösung des Vertrages. „Ich bin nie zuvor in diesem Walde gewesen," sprach er, „und ich hatte keine Idee davon, dass sich eine solche Gegend auf der Erde befände, aber die Luft tötet meine Leute; sie ist unerträglich. Sie werden Ihre Leute auch töten, wenn Sie weiterziehen. Dieselben murren von Tag zu Tag mehr. Dieses Land ward nicht

zum Reisen eingerichtet; es ward für Barbaren, Affen und wilde Tiere geschaffen. Ich kann nicht weiter gehen.“

Aber „vorwärts!“ war die Losung Stanleys, und er wusste Tippu-Tip zu bestimmen, noch zwanzig Tagemärsche mit ihm zu ziehen. Und vorwärts ging es, obwohl schrecklich heulende Paviane die einzigen Wesen waren, denen man meilenweit begegnete, obwohl die abscheulich schreienden Lemuren (Halbaffen) die Nächte der Ermüdeten störten; vorwärts ging es durch Dörfer von Stämmen, deren Strassen mit Menschenschädeln, Zeichen des Kannibalismus, geschmückt waren; vorwärts ging es, obwohl feindliche Eingeborene die Expedition mit vergifteten Pfeilen überschütteten.

Dann marschierte man oder zog vielmehr getrennt; der eine Teil fuhr den Strom hinab, der andere marschierte am Ufer. Land- und Wasserheer verloren sich mehrmals; Krankheiten und Kämpfe mit den Eingeborenen lichteten die tapfere Schar; Pocken und Ruhr dezimierten die Leute; Krätze, Beulen und Fieber warfen viele darnieder. Tippu-Tip blieb jedoch treu bis zu Weihnachten.

Die Stunde der Trennung war aber doch gekommen. Das Weihnachtsfest 1876 verlebte Stanley mit Tippu-Tip zusammen. Es wurde festlich begangen. Man kaufte die Boote, auf denen Stanley und seine Genossen den unbekannten Strom hinabfahren sollten, nicht wissend, ob sie den Atlantischen Ozean oder den Nil erreichen würden. Hierauf wurde eine Ruderregatta veranstaltet und zuletzt sogar ein Wettrennen.

In dem ersten Wettrennen rangen Stanleys unglücklicher Begleiter Francis Pocock und Tippu-Tip um einen silbernen Becher, und der Araber siegte. Das letzte Rennen wurde von den Weibern der Expedition ausgeführt, und zum Schluss führten hundert Wanjamwesi, welche mit dem ganzen Federaufputz und den schrecklichen Bemalungen der Krieger geschmückt waren, unter dem Klang der Trommeln und den melodischen Tönen der Elfenbeinhörner einen Tanz auf.

Am zweiten Feiertag gab Tippu-Tip ein Bankett, bei welchem Mais und Hammelbraten und Palmwein aufgetragen wurden. Man war in wirtschaftlichere Gegenden gekommen.

Am 28. Dezember schiffte sich Stanley, der inzwischen ein eigenes Lager bezogen hatte, ein, um sich von den Wellen des Stromes einem ungewissen Schicksal entgegentragen zu lassen.

„Trommel und Trompete,“ schreibt er, „verkündeten dem in gespannter Erwartung lauschenden Tippu-Tip, dass wir den Strom hinauffuhren. In einer halben Stunde ruderten wir nach dem linken Ufer schräg hinüber, und nachdem wir es etwa 1½ Kilometer oberhalb Winja-Ndschara erreicht, wurden die Ruder in die Kähne gelegt und diese der starken Strömung überlassen. Diese brachte uns bald in die Hörweite eines vollen und melodischen Chorgesanges, den man uns zum Lebewohl vortrug. Wie prächtig er uns entgegentönte, als wir uns unseren Begleitern näherten! Das dichte Gebüsch und der Urwald schienen von diesen Stimmenklängen ganz durchdrungen, und der Strom schien sie uns sanft und freundlich zuzuführen. Landher anschwellend schlugen jetzt die ernsten Töne an unser Ohr, mit ihrer gefühlvollen und Trauer ausdrückenden Stimmung. Mit angehaltenem Atem lauschten wir auf ihre köstliche Musik, welche unverkennbar vom Scheiden, von getrennter Freundschaft sprach und uns auf lange Zeit — vielleicht auf ewig — ein herzliches Lebewohl zurief. Jetzt bekamen wir auch die Sänger zu Gesicht; längs des Stromufers hatten sich in malerischem Kostüm die Söhne Unjamwesis aufgestellt und sangen uns ihr letztes Lied. Wir winkten ihnen mit den Händen zu. Unsere Herzen waren von Wehmut so erfüllt, dass wir nicht sprechen konnten. Doch die braunen Fluten des Stromes achteten nicht auf unsere Gefühle, gleichmässig trugen sie uns weiter fort, und immer schwächer kamen die Klänge den Strom herab, bis sie endlich ganz dahinstarben und uns in unserer Einsamkeit ganz allein und verlassen zurückliessen.“

So war die erste Begegnung Stanleys mit Tippu-Tip beschaffen; es war mehr als eine flüchtige Bekanntschaft, es war eine Waffenbrüderschaft in schlimmsten Tagen gewesen. Stunden, wie die, welche wir hier nur flüchtig berühren konnten, vergisst man nicht im Leben. So kommt es auch, dass in der Darstellung Stanleys der Araber in einem vorteilhafteren Lichte erscheint. Stanley hat auch gewiss auf seinem schnellen Marsche durch den dunkeln Weltteil in das Getriebe der arabischen Wirtschaft nicht tiefer blicken können. Um jene Zeit liessen noch die Beziehungen der europäischen Reisenden zu den Arabern in Ostafrika wenig zu wünschen übrig. Der Erforschungsreisende, der durch unbekannte

Gebiete zog, fand in den Stationen der Araber willkommene Stützpunkte. Er konnte hier neue Waren auf Kredit erhalten, konnte seine Expeditionen stärken und neu organisieren; ohne diesen Beistand der Araber wären die meisten der berühmten Durchquerungen Afrikas unmöglich geblieben. So spiegelt sich auch in den Reiseberichten früherer Jahrzehnte das Gefühl des Dankes gegen die Araber wieder.

Die Verhältnisse gestalteten sich jedoch anders, als die Europäer die Kolonisation des dunklen Weltteils in Angriff nahmen und als sie Missionare in die fernen Gebiete aussandten. Von nun an erwies sich der Araber als ein Hemmschuh aller humanitären Bestrebungen, und eine längere Berührung mit den arabischen Händlern liess die Europäer das Verderbliche ihres Thuns und Treibens durchblicken. Die Araber erkannten ihrerseits in den Sendlingen Europas ihre gefährlichsten Konkurrenten; an Stelle des früheren guten Einvernehmens traten Misstrauen und Hass. In dieser Periode wurden andere Urteile über Tippu-Tip laut, und das Charakterbild des Mannes konnte durch andere Züge vervollständigt werden.

Tippu-Tip hatte schon frühzeitig den afrikanischen Boden betreten. Seine ersten glücklichen Handelszüge fanden noch unter der Regierung des Sultans Medschid statt. Tippu-Tip befand sich insofern in einer günstigen Lage, als er von Hause aus wohlhabend war und darum nicht in die Hände der indischen Wucherer, wie viele seiner Stammesbrüder, fiel. Er hatte Glück. Aus den zahllosen Kämpfen, die er mit den Negerhäuptlingen in den verschiedensten Gebieten bestehen musste, ging er stets als Sieger hervor. Die Begründung seiner wirklichen Macht verdankt er aber einem besonderen Umstande, der beinahe wie ein Märchen sich anhört. Tippu-Tip weilte gerade in Rua, einem Distrikte, den er sich unterworfen hatte. Da kehrte einer seiner schwarzen „Bundesgenossen“ von einem Zuge heim und brachte überraschend grosse Mengen von Elfenbein mit. Auf Befragen gestand er Tippu-Tip, dass er das Elfenbein in Mbali, einem nicht weit von Manjema entfernten Lande, erworben habe. Er zog weitere Erkundigungen über das Land ein und erfuhr, dass vor vielen Jahren Krieg zwischen Rua und Mbali gewesen und zwei Schwestern des Königs damals als Sklavinnen fortgeführt, später aber nie in ihre Heimat zurückgekehrt seien. Diese beiden Frauen waren als Schwestern

des bejahrten Königs von Mbali von besonderer Bedeutung. Bei seiner Ankunft im Lande sprengte nun Tippu-Tip die Behauptung aus, er sei der Enkel einer dieser königlichen Schwestern und daher mit dem Könige selbst nahe verwandt. Mit dieser List gelang es ihm, die Leute zu betrügen, ja der alte König dankte sogar zu seinen Gunsten ab, und Tippu-Tip wurde auf diese Weise plötzlich zum Herrscher von 30000 bis 40000 Unterthanen.

Jameson, einer der Begleiter Stanleys auf der Expedition zur Rettung Emin Paschas, erzählt dieses Ereignis in anderer Weise: „Einstmals kam Tippu-Tip," lesen wir in Jamesons ‚Forschungen und Erlebnisse im dunkelsten Afrika', „in ein fremdes Land, von dem man ihm erzählt hatte, dass der König vor vielen Jahren mit seinem kleinen Sohne fortgeführt worden sei, dessen Rückkehr die Eingeborenen schon lange erwartet hätten. Nachdem Tippu-Tip an jeden Eingeborenen, den er traf, allerlei Fragen gerichtet hatte, ohne sich selbst genannt zu haben, sagte er schliesslich zu einem Manne: ‚Hatte Euer König nicht Augen von solcher oder solcher Farbe?' Der Mann antwortete ja; darauf beschrieb Tippu-Tip dem Manne den König ganz genau, bis dieser sagte: aber das ist er ja, wie er leibt und lebt. Tippu-Tip erklärte ihm nun, er sei der Sohn, der mit dem alten König fortgegangen wäre, und er solle hingehen und es dem ganzen Volke sagen. Das that dieser denn auch sofort, und sie kamen mit allerlei Geschenken zu ihm, und um die Geschichte kurz zu machen: er ist noch heutigen Tages König seines Landes."

Von Mbali aus wandte er sich nach Njangwe am Kongo-Lualaba. Dies geschah im Anfang der siebziger Jahre kurz vor der Ankunft Camerons ebendaselbst. Um jene Zeit stand Njangwe wohl auf dem höchsten Punkt seiner „Blüte".

Der erste Araber, der in jener Gegend sich niedergelassen hatte, war Muini Dugumbi. Damals, vor wenigen Jahrzehnten, war das Land reich bevölkert, aber Muini Dugumbi und die anderen Araber, die ihm später folgten, hetzten die einzelnen Häuptlinge aufeinander und trugen so das meiste zum Verfall des Wohlstandes unter den Manjema bei. Schliesslich fügten sich die Eingeborenen und wurden zu den berüchtigtsten Helfershelfern der Sklavenjäger im Kongogebiete.

Die Niederlassungen der Araber stechen überall auf den ersten Blick vorteilhaft von den Negerdörfern ab. Der Araber verzichtet nicht auf die Bequemlichkeit, an die er von Haus aus gewöhnt ist, und so ist er auch in gewissem Sinne des Wortes ein Kulturträger. Rings um sein Haus pflanzt er Obstbäume wie Melonenbäume, Mango, Guayaven, Orangen, Limonen und Granatäpfel. Er legt Gemüsegärten an, in denen Zwiebel, Knoblauch, Kümmel, Tomaten, Gurken und Melonen gezogen werden; er begnügt sich nicht mit der Anpflanzung von Bananen und Knollenfrüchten, sondern führt auch Getreide ein, namentlich Mais und Reis; er wendet auch der Viehzucht seine Aufmerksamkeit zu, verbessert die Rindviehrasse, sorgt für gute Ziegen und Schafe. Esel, Hühner und Tauben folgen dem Araber.

Aber diese Kultur betreibt der Araber nur für sich; er bemüht sich gar nicht, den Neger aus seiner Gleichgiltigkeit herauszureissen und ihn zu lehren, sein Feld besser zu bestellen. Zieht darum der Araber fort, so wuchert Unkraut in Gärten und auf Feldern, und das freundliche Bild einer höheren Kultur ist aus der Gegend spurlos verschwunden.

Der Afrikaner ist von Natur Händler. Märkte giebt es überall in Afrika; in den Stationen der Araber werden sie ansehnlicher, und es werden hier nicht nur Landesprodukte für den täglichen Gebrauch, sondern auch Elfenbein und Sklaven gehandelt.

Als Tippu-Tip nach Njangwe kam, war die „Stadt" bereits gross und zählte gegen 10000 Einwohner. Rings umher im Lande herrschten die eingeborenen Häuptlinge unter der Botmässigkeit verschiedener Araber. In der Stadt selbst aber gab es keinen Sultan. Jeder der grossen Araber war ein freier, unumschränkter Herr. Durch ihren Reichtum fielen vor allen Muini-Muharra, Abed ben Salim und Dschumna ben Salim auf. Die Stadt bestand auch eigentlich aus drei diesen Machthabern gehörigen Vierteln, in denen die Wohnungen der Herren, ihren Verwandten und Klienten sowie die Sklavenhütten sich gruppierten. Wenn wir bedenken, dass der Begründer Njangwes Muini Dugumbi in seinem Harem allein 300 Frauen hatte, und dass Njangwe auch von Händlern, die von der Sansibarküste kommen, eifrig besucht wird, so wird uns klar sein, dass die Hofhaltungen der Elfenbein- und Sklavenhändler keine geringen sind.

Inmitten des dunklen Kontinents sahen sich auch die Araber genötigt, einige Industrien ins Leben zu rufen. Ausser der Vervollkommnung der landesüblichen Gewerbe, wie der Flechterei, Töpferei u. s. w. haben sie treffliche Schmiedewerkstätten eingerichtet, in denen Messer hergestellt und auch Reparaturen an Gewehren vorgenommen werden. Sie bereiten auch Seife aus Palmöl, Hammeltalg und der Asche von Bananenblättern, sowie Branntwein aus Bananen, Zuckerrohr, Palmwein und Hirsebier.

Dem ehrgeizigen Tippu-Tip gefiel es nicht, hier unter den alteingesessenen Landsleuten eine untergeordnete Rolle zu spielen; er wandte sich darum nach dem nahen Orte Kassongo, wo nur wenige Araber sich niedergelassen hatten, und wo er als der mächtigste zum wirklichen Häuptling erwählt wurde.

Was der Araber in Innerafrika sucht, ist vor allem Elfenbein und Sklaven. Die letzteren sind leicht zu beschaffen, das erstere aber erschöpft sich bald. Hat der Araber die Vorräte an Elfenbein in einem Gebiete ausgekundschaftet und an sich gebracht, so ist das Land in seinen Augen arm; die Unternehmungslust erwacht in ihm, und er späht nach neuen, von seinen Landsleuten noch nicht heimgesuchten Gebieten aus.

Tippu-Tip war in diesem Kundschaften unermüdlich. Er hatte den europäischen Forschungsreisenden Dienste erwiesen, aber im Verkehr mit ihnen sicher seinen Blick erweitert. Als er Stanley auf dessen Zuge den Lualaba abwärts begleitete, da verfolgte er dabei seine besonderen Pläne. Unter einem seiner Diener stand auch eine Abteilung von mehreren hundert Mann, welche auf halbem Wege sich von der Stanleyschen Kolonne trennte, um ein unbekanntes Land Tata aufzusuchen.

Jahre vergingen. Stanleys Kongofahrt rief jene Association hervor, aus welcher später der Kongostaat hervorging; Stanley wirkte am Kongo im Auftrage des Königs der Belgier und gründete Stationen an dem Riesenstrome. Als er im Jahre 1876 den oberen Lauf des Flusses verfolgte, waren die Eingeborenen noch völlig von der Berührung mit fremden Elementen abgeschlossen; sie kannten weder die Feuerwaffen noch den Sklavenhandel. Man begegnete hier wohl der afrikanischen Wildnis und Barbarei, dem Kannibalentum, aber man sah nicht die furchtbaren Greuel, welche das Auge

des Europäers auf dem weiten Wege von Tabora über Udschidschi nach Njangwe verletzten. Sieben Jahre darauf kam Stanley auf einem Dampfer der Association in die Nähe der nach ihm benannten Stanleyfälle.

Wie hatte sich inzwischen das Bild geändert!

Der Reisende erkannte die Stellen wieder, an denen er einst mit den Eingeborenen gehandelt oder gekämpft hatte; noch standen die Lichtungen da, in denen sich damals volkreiche Dörfer befunden hatten, aber die Pallisaden, die kegelförmigen Hühnerställe, die niedrigen Hütten mit den hohen Firstdächern, die Menschen, welche einst das Ufer belebten, waren spurlos verschwunden. Eine Feuersbrunst hatte hier gewütet, das sah man noch deutlich an den versengten Bäumen, deren silberweisse Stämme von der Feuersglut gebräunt und geschwärzt wurden. Auf meilenweiten Strecken stets dasselbe Bild der Verwüstung! Endlich treffen die Europäer mit einigen verstörten Eingeborenen zusammen und erhalten Kunde von den Ereignissen, die sich hier in den letzten Jahren abgespielt haben. Ein alter Mann berichtete Stanley die Geschichte des Jammers und der Trauer.*) Er beschrieb, wie sein Dorf plötzlich und unerwartet in der Dunkelheit von einer Bande heulender, springender Männer angegriffen und überfallen worden sei, welche ihre Ohren mit mörderischem Schiessen betäubt und die Leute, welche aus den brennenden Hütten ins Licht der Flammen gestürzt seien, niedergemetzelt hätten. Nicht ein Drittel der Männer sei entkommen, der grösste Teil der Weiber sei gefangen genommen und fortgeführt, wohin? wüssten sie nicht.

„Und wer waren jene Räuber, wie sahen sie aus?"

„Sie sahen ebenso aus, wie die Wangwana, welche Stanley auf seinem Dampfer hatte, und trugen wie diese weisse Kleider."

Ja, die Verwüstung, welche Stanley geschaut hatte, war ein Werk der Araber von Njangwe. Vor etwa sechzehn Monaten war von Winja Ndschara am Lualaba eine Banditenhorde der dem Araber Abed ben Salim gehörigen Manjemasklaven unter Führung mehrerer Diener des Arabers nach dem oberen Kongo aufgebrochen; die Bande zählte nur 300 Mann, die zumeist mit Steinschlossgewehren

*) Stanley, „Der Kongo", Bd. II, S. 141 u. f.

und doppelläufigen Perkussionsflinten bewaffnet waren, und in elf Monaten verwüstete sie ein Gebiet, das grösser war als Irland und von etwa einer Million Menschen bewohnt wurde.

Im weiteren Verlaufe seiner Fahrt traf Stanley mit den arabischen Sendlingen zusammen und konnte die von ihnen gesammelte menschliche Ernte betrachten.

„Da waren,“ erzählt der Reisende, „Reihen auf Reihen dunkler, nackter Formen, unter denen hier und dort die weisse Kleidung ihrer Räuber sich hervorhob, lange Linien oder Gruppen stehender, liegender oder apathisch umhergehender, nackter Gestalten, nackte Körper in den mannigfachsten Positionen unter den Schuppen, unzählige nackte Beine der umherliegenden Schläfer, zahllose nackte Kinder, darunter viele ganz kleine, Knaben und Mädchen jeden Alters, hier und dort eine Schar vollständig nackter alter Weiber, welche keuchend unter der Last schwerer Körbe mit Brennholz, Kassaweknollen oder Bananen von zwei oder drei mit Musketen bewaffneten Männern durch die Menge getrieben wurden. Die Einzelheiten mehr beachtend, finde ich, dass die meisten gefesselt sind, die Jünglinge mit eisernen Ringen um den Hals, durch die eine Kette von der Stärke unserer Bootsankerketten hindurchgezogen ist, welche die Gefangenen in Trupps von je 20 bei einander hält. Die Kinder über 10 Jahren sind vermittelst dreier Ringe gekettet, die um jedes Bein geschlossen sind und durch ein Mittelglied zusammenhängen, das erklärt mir die scheinbar apathische Bewegung, welche mir beim Betrachten der seltsamen Szene anfänglich aufgefallen war. Mit kürzeren Ketten sind die Mütter gefesselt, um die sich ihre Nachkommenschaft gruppiert, so dass die grausamen eisernen Ketten, welche in Schlingen oder Festons über die Brüste der Frauen herabhängen, verborgen sind. Nicht ein einziger erwachsener Mann befand sich unter den Gefangenen. — Während mein Blick auf diesen Gruppen ruht, schlägt jeden Moment das Rasseln der Fesseln und Ketten an mein Ohr, meine Augen sehen, wie die Unglücklichen beständig die Hände heben, um dem vom Kragen geschwollenen Hals eine Erleichterung zu verschaffen, und wie die nicht passenden Handfesseln durch ihr Gewicht die entzündeten Gliedmassen drücken. Meine Nerven werden von der ranzigen Ausdünstung der ungewaschenen Mengen in diesem Menschen-

stalle beleidigt, und der fast unerträgliche Gestank verpestet die Atmosphäre, denn was können die armen Leute, die je zu 20 aneinandergefesselt und genietet sind, anderes thun, als sich in ihrem eigenen Schmutze wälzen! Nur die alten Weiber werden hinausgetrieben, um Lebensmittel herbeizuholen, die Kassaweknollen auszugraben und Bananen zu suchen, während die Wachen mit geladener Muskete sorgfältig aufpassen, dass sich kein rachsüchtiger Eingeborner nähert. Auf diese Weise können nicht viel Nahrungsmittel herbeigeschafft werden; das Wenige, was die alten Weiber bringen, wird in den einzelnen Gängen auf einen Haufen hingeworfen und giebt Veranlassung zu einem widerlichen Streite. Viele der armen Geschöpfe sind schon seit Monaten in dieser Weise gefesselt gewesen, und ihre Knochen stehen hart und hoch aus der dünnen Haut hervor, die in zahllosen Falten und Runzeln herabhängt. Wer vermag dem Gefühl des Mitleids zu widerstehen, welches die grossen Augen und die eingesunkenen Wangen so mächtig erflehen!"

2300 Sklaven hatte diese Bande erbeutet; aber um sie zu erlangen, mussten viel mehr Menschen getötet werden. Stanley berechnet, dass 5000 Sklaven, welche aus diesem Gebiete entführt wurden, nur mit Kosten des grausamen Todes von 33000 Menschen gewonnen werden konnten.

„Rechnet man, dass jeder Mensch, der während dieser mörderischen Campagne fiel, 3 Liter Blut besass, so ergiebt sich, dass dieser einzige Araber 11400 Liter Menschenblut vergossen hat, genügend, um einen Behälter von 13 Kubikmeter Inhalt zu füllen und ihn und seine ganze Sippschaft darin zu ertränken."

Die Sklaven sind zumeist Frauen und Kinder; nur wenige sind zum Export nach der Küste bestimmt. Die meisten dieser Eingeborenen entstellen sich durch das Tättowieren, Aufschlitzen der Lippen u. s. w. derart, dass sie nicht gekauft werden würden. Die Knaben werden wohl in den Niederlassungen zu Sklaven grossgezogen. Werden sie zur Küste gebracht, so sterben die meisten unterwegs. Die Missionare am Tanganjika kaufen solche Kinder auf, aber sie vermögen nur die wenigsten der armen Opfer am Leben zu erhalten, von zehn pflegen sieben bis acht an Erschöpfung zu sterben. Der Zweck des Sklavenraubes ist ein anderer. Die

Frauen werden darum gefangen genommen, damit sie von den Eingeborenen gegen Elfenbein losgelöst werden. So ist der Elfenbeinhandel in diesen Gebieten zu einem wahren Plünderungssystem und Menschenraub geworden.

Wir haben als Beispiel eine Truppe der Räuber Abed ben Salims beschrieben; der mächtigste Araberhäuptling in diesen Gebieten ist aber unzweifelhaft Tippu-Tip. Er ist der unumschränkte Herr von Manjema und wirtschaftet im grossen und ganzen ebenso wie die anderen Araber. Seine Residenz in Kassongo überflügelte in kurzer Zeit Njangwe; die Stadt ist gross geworden und auf stundenweite Entfernungen von Mais-, Hirse- und Reisfeldern umgeben. Auch am Kongo in der Gegend der Stanleyfälle gründete er eine neue Niederlassung Singatini, welche den Stützpunkt des Arabertums in jener Gegend bildet. In den eroberten Distrikten herrscht jetzt Ruhe und eine gewisse Ordnung.

Die Araber erliessen eigenartige Verordnungen, um den Handelsverkehr zwischen den Eingeborenen zu heben. Der eine Stamm darf kein Holz fällen; er muss das Brennmaterial von einem anderen beziehen. Diesem wieder ist es verboten, den Fischfang zu betreiben, er bezieht dieses Nahrungsmittel von denjenigen Dörfern, denen er Holz liefert.

An den Stanleyfällen stiessen die Europäer und Araber aufeinander; in der Nähe von Singatini wurde eine Station des Kongostaates begründet. So lange Tippu-Tip an den Fällen weilte, kam es zu keinem Friedensbruch; als er aber eine Reise nach Sansibar antrat, kam der Gegensatz zum Durchbruch. Der Befehlshaber der Station nahm sich einer von den Arabern misshandelten Frau an. Als er die Herausgabe der Flüchtigen verweigerte, griffen die Araber die Station an. Wegen Mangel an Munition mussten die beiden Europäer Dubois und Deane das Fort räumen und in der Flucht ihr Heil suchen. Dubois ertrank dabei, Deane trieb sich dreissig Tage im Walde umher, bis er von einem der Dampfer des Kongostaates gerettet wurde. Der Kongostaat war zu schwach, um diese Niederlage an den Arabern zu rächen. Auf den Vorschlag Stanleys wurde ein Kompromiss geschlossen. Tippu-Tip trat als Gouverneur des Distriktes an den Stanleyfällen in Dienste des Kongostaates und verpflichtete sich, Stanley durch Beschaffung von Trägern in

dessen Bemühungen zur Aufsuchung Emin Paschas zu unterstützen. Er hat sein Wort nicht gehalten, und es ist bis jetzt unentschieden, ob er dies mit Absicht gethan oder durch äussere ungünstige Verhältnisse daran gehindert wurde.

Durch das Abkommen zwischen Tippu-Tip und dem Kongostaate wurde vorläufig ein Waffenstillstand zwischen den beiden Rivalen am Kongo geschaffen. Aber der Kongostaat hat dabei wenig gewonnen. Er hat zwar im Norden gegen den Uelle hin die Station Dschabir gegründet, die nicht mehr weit von dem Lande der A-Sandeh entfernt ist; die Araber hatten jedoch noch weitere Gebiete besetzt.

Als Stanley nach der Äquatorialprovinz durch den düsteren Aruwimiwald zog, fand er in demselben arabische Elfenbein- und Sklavenjäger, welche weite Gebiete verwüstet hatten. Dieselben überschritten auch in letzter Zeit den Aruwimi und überschwemmten das ganze Land nördlich vom Kongo, so dass auch die neue Station Dschabir von ihnen bedroht erscheint. Ebenso überraschend sind ihre Fortschritte im südlichen Kongobecken. Sie besetzten die Mündung des wichtigen Nebenflusses Lamami und drangen von Njangwe weit nach Westen vor. Schon vor Jahren konnte Wissmann auf seinem zweiten Zuge quer durch Afrika unfreiwilliger Zeuge arabischer Schandthaten sein, und auch die Reisenden, die in der jüngsten Zeit die betreffenden Gebiete aufsuchten, berichten, dass das Arabertum überall im Süden vorrücke.

So naht fast unabwendbar die gefürchtete Katastrophe heran. Tippu-Tip selbst wird wohl einen feindlichen Zusammenstoss mit den Europäern vermeiden wollen; aber in den arabischen Stationen giebt es eine Unmasse von Hitzköpfen, welche im Gefühl ihrer augenblicklichen Übermacht vor einem Angriff auf die Stationen des Kongostaates nicht zurückschrecken werden. Und leider muss man bekennen, dass der junge Kongostaat noch sehr schwach ist und im Falle eines Krieges im Gebiete des oberen Kongo dem Ansturm der Araber nicht standhalten wird.

Denn noch ein anderer früher befürchteter Umstand ist bereits eingetreten. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass die Araber von Ostafrika im Norden des Kongo die längst ersehnte Fühlung mit den Arabern im Sudan erlangt haben. Diese Vereinigung der beiden

arabischen Strömungen ist aber geeignet, die Rückwirkung der Besetzung der Küste von Ostafrika durch die Europäer zu paralysieren.

Ebenso ungünstig liegen die Verhältnisse für die Sache der Zivilisation am Njassasee, wo trotz der Anwesenheit englischer Missionare und Kaufleute die Araberwirtschaft fortbesteht.

Wir glauben damit dem Leser einen genügenden Überblick über die Macht des Arabertums in Ostafrika gegeben zu haben. Von Sansibar aus haben sie sich lawinenartig über den dunklen Weltteil ausgebreitet, und die Geschichte dieser Bewegung bietet eins der seltsamsten Kapitel der Menschengeschichte.

Was uns aber die Hoffnung auf den endlichen Sieg der guten Sache verleiht, das ist der Umstand, dass diese Araber Händler sind und als solche die Küste als ihr Absatzgebiet brauchen. Tippu-Tip, der mächtigste Häuptling, ist ein reicher, angesehener Mann, aber er ist es nur so lange, als er sein Elfenbein zur Küste schaffen kann. Zu diesem Zwecke hat er ebenso wie andere angesehene Händler eine grosse Zahl von Etappen auf dem weiten Wege von Kassongo bis Bagamojo errichtet. Er hat in Udschidschi, Tabora u. s. w. seine Filialen. In dem Bestehen dieser Etappen ist seine Macht begründet.

Wir sehen nun, dass die Europäer die Küste besetzt halten und allmählich gegen das Innere vordringen. Der Zug Emin Paschas nach dem Victoria-Njansa hat der Ausbreitung des deutschen Einflusses neue Wege eröffnet; Tippu-Tip, der in der letzten Zeit in Tabora weilte, sah dort die deutsche Flagge wehen und wird hoffentlich mit der neuen Gestaltung der Dinge zu rechnen wissen. Hat er doch selbst zu einem Missionar, der ihm seine Sklavenjagden vorwarf, erklärt: „Ach ja, ich war damals ein junger Mann; jetzt wird mein Haar, wie Sie sehen, grau, ich bin ein alter Mann und werde mehr Überlegung besitzen.“

Wenn aber auch am Tanganjika und Victoria-Njansa der Einfluss der Europäer massgebend sein wird, dann wird auch der heissblütigste Araber mehr Überlegung als jetzt besitzen und sich allmählich in die neue Ordnung der Dinge fügen. Allerdings wird dies erst geschehen können, wenn die Vorkämpfer der Kultur im dunklen Weltteil über genügende Mittel verfügen werden.

In der Geschichte Inner-Afrikas ist jetzt ein grosser Wendepunkt

eingetreten. Die wilden Negervölker kamen seit tausend Jahren nur mit arabischen Räubern in Berührung; nun soll diese tausendjährige Herrschaft gestürzt und die dunkle Menschenmasse in lichtere Bahnen gedrängt werden. Die Neger sind vor die Wahl gestellt, sich den Europäern anzuschliessen oder fernerhin mit den Arabern gemeinschaftliche Sache zu machen. Ist unter den Negern Ostafrikas der Islam so weit ausgebreitet, dass er als Feind des Christentums, ähnlich wie im Sudan, die Kulturarbeit uns erschweren wird? Ist von den einzelnen Stämmen die arabische Sitte bereits derart angenommen worden, dass sie anstatt der einfacheren Gewohnheiten der Naturvölker von dem Europäer überwunden werden muss? Das sind Fragen, deren Beantwortung für die zukünftige Thätigkeit der Kulturträger massgebend ist. Und eine Antwort auf dieselben giebt uns die Geschichte der wichtigsten Völkerstämme Ostafrikas, der wir uns nunmehr zuwenden, nachdem wir kurz die tausendjährigen Bedrücker dieser Stämme skizziert haben.

Fürsten des Mondlandes.

Land und Volk.

Die grosse Handelsstrasse der Araber von Sansibar nach dem Tanganjika war auch die Strasse, auf welcher die ersten Afrikaforscher in das Innere vordrangen, und noch in unseren Tagen ist sie eine der Profillinien, aus denen wir das Gesamtbild von Afrika zusammenzusetzen pflegen, ähnlich wie der Geologe von den wenigen von ihm untersuchten Erdschichten auf die Beschaffenheit der Erdrinde schliesst.

Wir haben die politischen Verhältnisse an dem Ausgangspunkt dieser Strasse, an der Küste kennen gelernt. Dringen wir landeinwärts vor, so finden wir die für Ostafrika charakteristische politische Zersplitterung vor: schwache Stämme, die Ackerbau treiben und seit jeher dem Sklavenhandel oblagen; kleine Häuptlinge, die sich gegenseitig befehden, Nomadenvölker, die raubend und sengend von Gebiet zu Gebiet ziehen und abwechselnd mit den Arabern und Wasuahili die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen lassen. Von Staatengründungen finden wir hier keine Spur, aber selbst die Gesamtheit der sesshaften Stämme erlangt keine politische Bedeutung; der ewige Krieg hat dieselben aufgerieben, und erst eine längere Friedensepoche wird den am besten beanlagten und unternehmendsten Völkern die Möglichkeit einer neuen politischen Entwickelung gewähren.

Erst hinter dem unwirtlichen Ugogo und der Wildnis von Mgunda Mkali stossen wir auf die Wohnsitze eines Stammes, der für den Kolonisator Afrikas von Bedeutung ist. Hier erstreckt sich Unjamwesi, das Mondland, welches im Westen bis an den Tanganjika, im Süden bis an den Victoria-Njansa reicht. Einst soll es eins

der grössten afrikanischen Reiche gewesen sein; aber im Volke lebt von der ehemaligen Grösse nicht einmal eine Tradition fort. Heute zerfallen die Wanjamwesi in eine ganze Anzahl kleinerer Stämme, wie die Walori, Wallagansa, Wafisa, Wagalla, Wawendi, Wanameri, Wasumbua, die wieder von einer Anzahl Häuptlingen, die in Kisuahili „Sultani“ und in Kinjamwesi „Mtemi“ heissen, regiert werden. Das Land ist ein hohes Plateau, mit kleinen, vorspringenden Granitbergen bedeckt, zwischen welchen in den Thälern sich zahlreiche, befruchtende Wasserquellen befinden. Der weit grösste Teil desselben ist mit dem trockenen Wald (Puri) bedeckt, wie wir ihn in der Einleitung geschildert haben.

Es ist schwierig, einen charakteristischen Volkstypus der Wanjamwesi festzustellen. Die Farbe stuft sich von einem sehr hellen Rotbraun bis zu tiefem Schwarzbraun ab. Ein ausgeprägter Gesichtstypus, wie man von den einzelnen Völkern erwarten sollte, findet sich nicht vor. Die ursprüngliche Nationalkleidung ist längs der Karawanenstrasse verschwunden; sie ist nur noch in entfernteren Ortschaften zu finden und besteht aus Tierfellen oder einem aus geklopftem Baumbast gefertigten Stoffe, seltener aus einem einheimischen, juteartigen Baumwollengewebe. Eine vorn und hinten von einer um den Leib gebundenen Schnur herabhängende, kurze Schürze genügt häufig bei beiden Geschlechtern zur Bedeckung. Die Kinder männlichen Geschlechtes gehen meist bis zum achten Jahre ganz nackt. Jetzt bürgern sich die von Europa und Amerika massenhaft importierten Baumwollenstoffe immer mehr ein, und es wird die bei den Wasuahili gebräuchliche Tracht, die um den Leib geschlungene Schuka, Umwurf und Kopftuch getragen. Der Pflege des Haares wird grosse Sorgfalt gewidmet, und die verschiedensten, zum Teil künstlichen Frisuren sind gebräuchlich. So werden die Haare entweder gänzlich abrasiert oder bleiben in verschiedenen Figuren oder als hoher, über die Scheitelmitte verlaufender, der Raupe eines bayrischen Helmes sehr ähnlicher Kamm stehen, oder sie werden in viele einzelne Zöpfchen geflochten, die entweder in grosser Menge herabhängen oder vereinzelt, mit Bast und Perlen umwunden, strahlenförmig nach allen Seiten vom Kopfe abstehen.

Wie die Tracht, so hat auch die Wohnung im Laufe der Zeit eine Änderung erfahren. National sind die in ganz Ostafrika

üblichen rundlichen Hütten: ein etwa mannshoher Cylinder mit aufgesetztem, kegelförmigem Strohdache, welches rings herum 1—2 Meter vorspringt und so eine niedrige, von Pfählen gestützte Veranda bildet. Der innere Raum ist meist ungeteilt; die Wände werden aus aufrecht in die Erde gesteckten, gespaltenen Scheiten erbaut, welche durch quergezogene Rutenbündel zusammengehalten und von innen mit lehmartigem Schlamm beworfen sind. Längs der Karawanenstrasse findet man andere nach arabischem Muster erbaute Lehmhütten oder Tembe. Denken wir uns eine aus Pfählen und Lehm erbaute länglich viereckige Wand, die einen weiten Raum umschliesst, in der Entfernung von wenigen Schritten eine zweite ähnliche Wand, welche zur ersteren parallel läuft, legen wir auf die beiden Wände ein flaches, mit Erde beworfenes Dach, so haben wir ein viereckiges Gebäude, in dessen Innerem sich ein grosser freier Hof befindet: die Tembe, welche überall in Ostafrika, wo Araber wohnen, anzutreffen ist. Ein Thor führt in das Innere des Hofes, auf den sonst alle Thüren der Zimmer gehen. In diesem Hause wohnen nicht nur Menschen, sondern auch Haustiere, indem einzelne Abteilungen zu Ställen eingerichtet sind. Fenster sind unbekannt; da aber in die äussere Wand leicht Schiessscharten eingeschlagen werden können, so dient eine Tembe auch als eine kleine Festung.

Überhaupt sind fast alle bedeutenderen Ortschaften in Unjamwesi befestigt. Sie sind entweder von einem einfachen Pallisadenzaun, einer Boma, oder ausserdem durch einen einspringenden Graben und Wall geschützt. Letzterer ist gewöhnlich mit undurchdringlich dichten Hecken einer Euphorbia bepflanzt, welche einen sehr stark ätzenden Saft enthält. Diese Verbarrikadierung dient als Schutz einmal gegen Raubtiere, dann bei Kriegsfällen, die hier auf der Tagesordnung stehen. Die Residenzen einzelner Häuptlinge sind oft von einem doppelten Gürtel von Befestigungswerken umgeben, von denen der äussere durch Schützengraben und niedrigen Erdwall, der zweite von einem umlaufenden, mit Schiessscharten versehenen Tembe gebildet wird.

Die Hauptbeschäftigung der Wanjamwesi ist der Ackerbau. Wir finden hier die gewöhnlichen Nährpflanzen Afrikas vertreten: Negerhirse oder Mtama, Mais und stellenweise Reis; Bananen werden

nur dort, wo der Boden genügende Feuchtigkeit besitzt, angebaut. Ferner kommen noch bohnen- und linsenartige Früchte, Knollengewächse, Gurken und als Genussmittel Tabak in Betracht. Viehzucht wird nur in denjenigen Distrikten getrieben, in welchen Weiden vorhanden sind.

Was den Charakter der Wanjamwesi anbelangt, so muss hervorgehoben werden, dass sie unter den Negern zu den fleissigeren Stämmen zählten. Sonst schildert sie der Afrikaforscher Reichard: „Die Sinnesart dieser Neger ist scheusslich; sie sind heuchlerische Diebe, habsüchtig, sehr sinnlich, lieblos; Eltern verkaufen ihre Kinder, ein liebevolles Familienleben ist nicht vorhanden."

Man muss aber zur Entschuldigung anführen, dass dieses Volk wohl niemals die nötige Ruhe zu gedeihlicher Entwickelung gefunden hat. Die Araber haben durch den Sklavenhandel das Ihrige zum Verderben des Menschen beigetragen; aber auch an und für sich boten hier die Verhältnisse seit jeher das bunteste Bild.

An der Ostgrenze des Landes wohnen die räuberischen Wagogo und die Nomadenhorden der Massai; von Norden her dringen die heller gefärbten Wahumavölker vor; vom Süden kommen die Sulus oder die Watuta und drängen die Wanjamwesi zurück; aus den Trümmern der vielen Kriegshorden haben sich Banditenbanden gebildet, die unter dem Namen Ruga-Ruga bekannt und gefürchtet sind und von denen alle Wälder voll sind. Dass unter diesen Umständen eine gewisse Staatsordnung sich noch erhalten konnte, ja selbst ein Anlauf zum Gründen einer grösseren Macht genommen wurde, zeugt von der unverwüstlichen Kraft des Volkes.

Das Mondland und seine Völker sind für Deutsch-Ostafrika von hoher Bedeutung; wenn Deutschland sich am Südufer des Victoria-Njansa und am Ostufer des Tanganjika festsetzen will, so muss es die Wanjamwesi für sich zu gewinnen suchen. Die Geschichte des Landes zeigt uns aber, dass sie unter tüchtiger Leitung sich nützlich machen können. Mit welchen Elementen aber dabei zu rechnen ist, darüber sollen uns die nachstehenden Abschnitte Auskunft geben, in denen wir einen Fürstenhof in Unjamwesi und einen Napoleon von Ostafrika schildern werden.

Eine Sultanin.

Tabora, die Niederlassung der Araber, liegt in Unjanjembe, einem Distrikt von Unjamwesi, welcher unter einem besonderen Mtemi steht. Die Araber haben ihn aus Bequemlichkeit an der Spitze seines Staates gelassen; er ist in ihren Händen ein gefügiges Werkzeug und regiert für sie das Land.

Südwestlich von Unjanjembe liegt ein zweiter Unjamwesistaat Ugunda, welches bis zum Anfang der achtziger Jahre selbständiger als Unjanjembe geblieben war und nur in Kriegsfällen und bei der Wahl des Mtemi von dem Bescheid der Araber und des Mtemi von Unjanjembe abhängig war.

Um diese Zeit kam eine deutsche Expedition nach Tabora, und da sie zu wissenschaftlichen Beobachtungszwecken eine Station zwischen Tabora und dem Tanganjika gründen sollte, so fiel ihre Wahl nach verschiedenen anderen Versuchen auf Ugunda. Zwei Mitgliedern dieser Expedition, Paul Reichard und Dr. Böhm, verdankt die Wissenschaft höchst wertvolle Berichte über die Zustände in Ugunda und die Natur des Landes, und diese Berichte, welche in den „Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" veröffentlicht wurden, sind der nachfolgenden Schilderung zu Grunde gelegt.

Der Schauplatz der höchst charakteristischen Ereignisse war Gonda, die Hauptstadt von Ugunda. Sie hatte damals etwa 500 Einwohner, darunter aber befanden sich höchstens 40 Freie, alle übrigen waren Sklaven. Die Häuser dieser „Stadt" waren sehr dicht zusammengedrängt, und von Strassen konnte eigentlich nicht gesprochen werden; es waren nur zufällig unbebaut gebliebene Stellen, welche sich bei Regenwetter in kleine, oft unergründliche Sümpfe verwandelten. Die Häuser waren meist Tembes, da der letzte Mtemi der Feuersgefahr wegen nicht gestattete, Hütten mit Strohdächern zu errichten. In der Mitte der mit einem Tembe und einer Boma befestigten Stadt lag das „Quikuru" oder das Tembe des Häuptlings — der Palast.

Die Stadt hatte mehrere Thore, aber das wichtigste war das bei der Gründung derselben zuerst erbaute, das Thor von Songäro. Vor diesem Thore mussten alle Hinrichtungen stattfinden; ein

wiedereingefangener Sklave musste durch dieses Thor zurückgebracht werden; geschah es durch ein anderes, so wurde der Eigentümer mit seiner ganzen Familie zu Sklaven des Mtemi gemacht. Wurde in Ugunda ein Elefant getötet, so gehörte das Elfenbein vor allen Dingen dem Mtemi und musste ebenfalls durch dieses Thor in die Stadt eingebracht werden; wenn die Jäger einen anderen Weg wählten, wurden sie zu Sklaven gemacht.

In dieser interessanten Stadt starb am 18. Juli 1881 der damalige Häuptling Mlimangombe oder der „gute Hirt", wie die Übersetzung seines Namens lautet. Nur wenige der Wanjapara, der Beiräte der Krone, waren dabei zugegen, und der alten Sitte gemäss hielten sie den Tod des Fürsten vor dem Volke geheim. Der Mtemi hatte ja Verwandte, welche die Kunde von seinem Tode zu Erbfolgestreitigkeiten benützen könnten. Darum wurde im Hofe des Quikuru in aller Stille in dunkler Nacht ein Grab gegraben, in welches der mit bunten Tüchern verhüllte Leichnam des Fürsten versenkt wurde; aber allein, ohne Gefolge, liess man ihn nicht die Reise nach der unbekannten Welt antreten. Eine düstere Zeremonie wird in dem Mondlande mit dem Begräbnis des Fürsten doch verbunden, und sie besteht in dem Menschenopfer. Vier Sklaven, zwei Knaben und zwei Mädchen, wurden ergriffen und gefesselt. Man versenkte sie mit in die Gruft, tötete oder suchte sie rasch mit einigen Speerstichen zu töten, schloss rasch die Grube und verwischte aufs sorgfältigste alle Spuren der Gruft, in welcher der Herrscher mit seinen letzten Sklaven ruhte. Insgeheim wurden nun alle Wanjapara, Kronbeiräte, und alle Wagaue, d. h. Adlige oder Vornehme des Reiches, berufen, nach Gonda zu kommen. Still, ohne dass das Volk eine Ahnung von den Vorgängen hatte, schritt man zur Wahl eines neuen Mtemi. Und dieser Fürst war diesmal kein Mann, die geheime Wahl fiel auf Discha oder Ndischa, die rechte Schwester des verstorbenen Mlimangombe.

Der neue Mtemi sandte nun Boten an die Deutschen, welche damals in dem 44 Kilometer von Gonda entfernten Kakoma weilten, und lud sie ein, die Station nach Gonda zu verlegen; denn Discha dachte, dass Gonda für alle Gegner unangreifbar sein würde, wenn von ihren Dächern die deutsche Flagge wehte.

So sah sich Paul Reichard als Vertreter der deutschen

Expedition veranlasst, nach Gonda zu gehen und Verhandlungen mit der Sultanin anzuknüpfen. Die Stadt trug, als Reichard am 29. Juli 1881 in ihr eintraf, ein Festgewand, wenigstens hatten alle Bewohner, jung wie alt, ein solches angelegt, indem sie Gesicht, Arme, Rücken und Brust mit dem Mehlniederschlage des Pombe (Bier) beschmiert hatten.

Discha hatte ihre Wohnung noch nicht in dem Palaste aufschlagen dürfen; denn sie musste erst die Bestätigung ihrer Wahl von Unjanjembe abwarten, und sowohl der Mtemi Sike, wie der arabische Wali beeilten sich nicht damit. Sie wohnte darum in einer eines Mtemi ganz unwürdigen Behausung, einer halbzerfallenen Hütte, nach Art der Tembe errichtet. Vor derselben herrschte ein äusserst reges Leben. Es war eine Menge Landvolk herbeigeströmt, um der neuen Herrscherin zu huldigen; die Männer waren im Kriegsschmucke, die Weiber schleppten Krüge voll Pombe herbei, und die Kindlein waren ganz nackt. Reichard wurde eingeladen, in das Haus einzutreten, und da die Sultanin noch nicht zugegen war, konnte er mit Musse diese merkwürdige königliche Wohnung betrachten.

Es war ein kleiner Raum von etwa 10 m Länge und 2 m Breite, durch eine zerrissene Schilfmatte in zwei Teile getrennt und so niedrig, dass man kaum stehen konnte. Der Boden aus gestampftem Lehm lag tiefer als der Weg, und so wurde er bei starkem Regen vom Wasser überflutet, das nicht allein von der Strasse, sondern auch durch das schadhafte Dach eindringen konnte. Decke und Wände waren vom Rauche geschwärzt, welcher einem links vom Eingange befindlichen Feuer entstieg, an welchem ein paar schmutzige Sklavinnen Ugali, einen dicken, zähen Brei aus Mtamamehl, zubereiteten. Er erfüllte den ganzen Raum mit einem erstickenden Qualm, Thränen in die Augen treibend. An der hinteren Wand standen vier bis fünf grosse mit Maiskolben gefüllte Schachteln aus Baumrinde, auf denen schreiend und quiekend unzählige Ratten ihr Wesen trieben.

Das war die Audienzhalle, in welche Discha nach einer Weile hereingehuscht kam. Ängstlich und verlegen reichte sie Reichard die Hand und kauerte dann im Dunkel der zweiten Abteilung auf der Erde nieder.

Sie war eine kleine, robuste Gestalt; doch konnte man ihr eine gewisse Würde nicht absprechen, die sich besonders in dem selbstbewussten Gange offenbarte. Sie war von heller, kaffeebrauner Farbe, Füsse und Hände waren sehr klein und wohlgeformt, die Stirn war niedrig und etwas vorspringend, die Nase klein und aufgestülpt, die Backenknochen vortretend. Die aufgeworfenen Lippen gaben dem Gesicht im Verein mit dem grossen Kinn und den etwas tiefliegenden braunen Augen den Ausdruck von Lüsternheit, gepaart mit Grausamkeit. Die Haare trug sie kurz geschoren. Bekleidet war sie mit einer weissen Schuka, welche sie nach Art der Küstenbewohner hoch unter den Achseln auf der Brust befestigt trug. Als einzigen Schmuck hatte sie eine Anzahl aus Schwanzhaaren der Giraffe hergestellter und mit feinem Kupfer- und Messingdraht umsponnener Ringe um die Knöchel gelegt.

Diese Frau hatte bereits eine bewegte Vergangenheit. Sie war um jene Zeit zum dritten Male verheiratet, und sie war selbst schuld daran, dass sie zweimal Witwe geworden, denn sie hatte ihre beiden ersten Gatten eigenhändig getötet, den einen mit einem Beilhiebe in den Nacken, den anderen durch einen Lanzenstich. Der dritte war noch am Leben, aber zu jener Zeit war er noch auf einer Reise nach der Küste begriffen, wohin ihn der verstorbene Häuptling mit Elfenbein, dem Krongut, gesandt hatte. So war Discha Strohwitwe, sollte aber bald eine Geschiedene werden; denn die Landesgesetze duldeten nicht, dass ein weiblicher Mtemi verheiratet sei, und nach erfolgter Einsetzung musste die Sultanin ihre Ehe lösen, ihr Mann aber das Land verlassen. Die erste Begrüssung war kurz; nachdem Discha Reichard und Reichard Discha gefragt hatte, was sie gegessen hatten, verabschiedete sich Reichard und versprach abends wiederzukommen, um die Angelegenheit der Stationsgründung ausführlicher zu besprechen.

Der Deutsche besuchte inzwischen das Quikuru. Dieser Palast war ein im Quadrat errichtetes Tembe mit einer Seitenlänge von 30 bis 40 m. Die Gebäude schlossen einen geräumigen Hof mit nur einem Ausgange ein. Inmitten desselben spendete ein grosser, dichtbelaubter Baum kühlen Schatten, und um seinen Stamm lag eine Menge Zaubermittel aufgehäuft, deren Bedeutung nur dem Mtemi und den Medizinmännern bekannt war. Es fanden sich da

Ostafrikanische Musikanten.

aufgehäuft Holzscheite, Stäbe mit schlecht geschnitzten Doppelköpfen, Antilopenhörner mit eingesteckten Zaubermitteln, Elfenbein, Löwen- und Pantherschädel und ein mit Gehäusen der Achatina-Schnecke gezierter Holzblock.

Ausserdem hatte man im Hofe zwei Hütten mit kegelförmigem Strohdache errichtet. Die eine diente als Vorratsraum, die andere war die Schatzkammer des Mtemi.

In dem Palaste selbst herrschte ein noch regeres Leben als vor der Wohnung Dischas; denn die Wahl eines neuen Mtemi wird acht Tage lang durch Tänze gefeiert. Die Männer führten dabei ihre wilden Kriegstänze vor dem Quikuru aus; die Weiber tanzten in höchst unanständiger Weise in dem Hofe des königlichen Tembe. Gesänge und der Schall der Trommel begleiteten den Tanz.

Nach acht Tagen muss die Trommel, das Lieblingsinstrument der Wanjamwesi, ruhen, bis der neue Mtemi wirklich in seine Würde eingesetzt ist. Ebenso müssen zu dieser Zeit alle Waffen, wie Lanzen und Pfeile, mit der Spitze und Gewehre mit der Mündung nach unten getragen werden. Zuwiderhandelnde werden mit Verlust der Waffe bestraft.

Drei Tage währten die Verhandlungen Reichards mit der Sultanin, nicht zu lange für afrikanische Verhältnisse, und es kam folgendes Abkommen zu stande: Die Deutschen verpflichteten sich, etwas Pulver und einige Gewehre zu liefern, Discha dagegen übernahm, das Stationsgebäude unentgeltlich zu bauen, ebenso den nötigen Platz sowie auch Feld, dessen Bebauung ihr zur Last fiel, zur Verfügung zu stellen. Die Mitglieder der Expedition hatten dagegen in allen Regierungsangelegenheiten mitzustimmen, und nichts durfte ohne deren Einwilligung ausgeführt werden; sie sollten mitentscheiden über Leben und Tod, Krieg und Frieden.

Diese Abmachung wurde jedoch ohne den Mtemi und die Araber von Unjamjembe getroffen, während Ugunda doch in einem gewissen Vasallenverhältnis zu diesem Lande stand. Die Araber fühlten sich verletzt, und der Wali von Tabora liess Discha eröffnen, dass er ihr Land mit Krieg überziehen werde, falls sie die Deutschen aufnehmen würde. Schon damals hatten die Zwistigkeiten zwischen den Europäern und Arabern begonnen, wobei sich allerdings die letzteren nur auf geheime Intriguen und Hetzereien beschränkten.

So kam es, dass, als Reichard wieder nach Gonda kam, um die verabredete Übersiedelung einzuleiten, Discha in der Stadt sich nicht sehen liess und bei ihrem inzwischen heimgekehrten Gemahl in dem Dorfe Simba weilte. Dieser Herr Namens Manamjäga hatte das Elfenbein an der Küste vorteilhaft verkauft, aber das Geld für sich behalten; er verspürte keine Lust, nunmehr das Mondland zu verlassen, und begann seinerseits die Bestätigung Dischas in ihrer Mtemiwürde zu hintertreiben.

Ausserdem waren aber noch andere politische Angelegenheiten in Ugunda zu erledigen. Man glaubt dort nicht, dass ein Mtemi eines natürlichen Todes sterben könne. Wenn er also nicht im Kampfe fällt, verunglückt oder ermordet wird, so sucht man seinen Tod durch Zauberei zu erklären. Es sollen nämlich nach dem Volksglauben bei der Wahl eines neuen Häuptlings zahlreiche Warosi (Mrosi: Zauberer) aufstehen, welche denselben durch Gift und Zauberei zu töten suchen. Nun wurde die Lieblingsfrau Mlimangombes angeklagt, dass sie im Einverständnis mit ihrem Sohn Kassita und dessen Oheim Kahumba, einem aus Njungu vertriebenen Mtemi, ihren Mann vergiftet habe, um Kassita auf den Thron Ugundas zu bringen. Ausserdem wurde noch gegen einen Bruder und eine Schwester Kassitas die Anklage wegen Zauberei erhoben.

Kassita hatte wirklich Lust, das Erbe des Vaters zu erlangen, und er floh nach Unjamjembe, von seinem Oheim begleitet; er überbrachte den Arabern und Sike, dem Mtemi von Unjamjembe, Geschenke und suchte sie zu bestimmen, ihn an Dischas Stelle zum Mtemi von Ugunda auszurufen.

Alle diese schwierigen Fragen mussten erst nach und nach geordnet werden; zuerst wurde ein Einverständnis zwischen den Deutschen und den Arabern erzielt, und nun versprachen der Wali von Tabora und Sike nach Gonda zu kommen und Discha einzusetzen. Zuvor aber hatte man die Prätendenten Kassita und Kahumba aus dem Wege geräumt. Die Araber von Tabora legten die Hand auf ein Buch, angeblich den Koran, und leisteten unter Anrufen Gottes und des Propheten einen Meineid, dass sie Kassita zum Mtemi erheben, Discha aber vertreiben würden.

Um sie noch mehr ins Vertrauen einzuwiegen, beschenkte man sie mit weissen und bunten Stoffen, arabischen Kleidern und Pulver

zum Salutschiessen bei dem feierlichen Akte der Thronbesteigung. Dann entliess man sie nach Gonda und gab ihnen als Geleite einen gewissen Magohä mit einer Schar Bewaffneter.

Magohä war der richtige Mann, um den geheimen Auftrag der Araber sicher auszuführen. Er war der Sohn eines Mtemi vom Stamme der Wasukuma, deren Land zu jener Zeit Mirambo beherrschte. Er war früher der Fahne seines Häuptlings gefolgt, dann aber entflohen, da ihn Mirambo einer Unthat halber hinrichten lassen wollte. Seiner Tapferkeit und Grausamkeit wegen war er allgemein gefürchtet, und man sagte, dass er schon unzählige Menschen erschlagen habe. Als Trophäen trug er sowohl als seine Wagaue aus kleinen Eisen- und Messingwürfeln zusammengesetzte Armringe, von denen jeder Würfel ein Menschenleben bedeutete. Einer dieser Wagaue trug z. B. 5 Armringe, deren jeder 28 bis 30 Würfel enthalten mochte.

Kassita und Kahumba wurden nun auf dem Wege nach Gonda von dieser sauberen Eskorte plötzlich niedergestochen; und hierauf trennte man ihre Köpfe ab und legte sie vor dem Thore Songäro nieder.

Auf die Kunde von dem Tode der Prätendenten schritt man in Gonda zur Hinrichtung der Mutter Kassitas. Die Unglückliche wurde ganz entkleidet und unter dem Hohngeschrei einer rohen Menge nach der Richtstätte gebracht. Dort trennte man ihr zuerst beide Hände ab, um sich in den Besitz ihrer Kupferarmbänder, welche sich nicht abstreifen liessen, zu setzen. Hierauf wurde ihr mit einigen Keulenschlägen der Hinterkopf eingeschlagen. Die Leiche warf man in eine Wasserpfütze, um Regen herbeizuziehen.

So stand anscheinend der endgiltigen Einsetzung Dischas kein Hindernis mehr im Wege. Da erfuhr man, dass der gefürchtete Häuptling Mirambo auf einem Kriegszuge in der Nachbarschaft von Ugunda begriffen sei. Dies hatte zur Folge, dass man die Einsetzung Dischas wieder hinausschob. Es gilt nämlich in Unjamwesi als verboten und unehrenhaft, ein Land anzugreifen, dessen Mtemi gestorben ist, und das noch keinen neuen Häuptling besitzt. Man glaubt, der Angreifer müsse sterben. So bot denn das Interregnum den besten Schutz gegen die Raubgelüste Mirambos und wurde auch in Gonda bis zum Rückmarsche Mirambos verlängert.

Endlich wurde am 8. Juli 1882 mit der feierlichen Einsetzung Dischas ein Anfang gemacht. Der alten Sitte gemäss muss der neugewählte Mtemi von den Wanjapara zunächst ergriffen und eine Zeitlang gefangen gehalten werden. Discha wurde am Abend des 8. Juli erst nach vielem Suchen in einer Hütte entdeckt. Die Sitte schreibt vor, dass ein Mtemi nicht willig seinen Ergreifern folgen dürfe; er muss bei seiner Gefangennahme vorgeben, dass er kein Häuptling werden wolle, und so leistete auch Discha Widerstand, wofür sie von einem ihrer Häscher mit einem Backenstreich regaliert wurde.

Sie wurde sodann von den Wanjapara gefesselt und in ein Tembe geschleppt, welches sie bis zu ihrer Thronbesteigung nicht verlassen durfte. Hier wiederholten sich dieselben Scenen. Die Sultanin lag in denkbar kläglichstem Zustande in einem von Flackerfeuer nur spärlich erhellten Raume und suchte sich den Männern, die sie mit kräftigen Händen festhielten, vergeblich zu entwinden. Sie schrie dabei laut nach ihrer Mutter und ihrem Bruder, beteuerte, dass sie keine Sultanin werden wolle, und verwünschte Land und Leute von Ugunda.

Da Discha als Mtemi durchaus als ein Mann behandelt werden musste, so bezog sich die nächste Zeremonie auf ihre Scheidung von Manamjäga oder, wie man hier sagte, auf die Lösung der Blutsbrüderschaft. Von Priestern und Staatsbeamten umringt, liess Discha eine Ziege mit einigen Messerstichen in den Hals schlachten und sagte die Worte: „Wir haben gesagt, dass wir den Gefährten nicht verlassen werden. Jetzt heben wir auf die Brüderschaft.“

Manamjäga that hierauf dasselbe. Der Sinn dieser Zeremonie ist folgender: Die von Discha geschlachtete Ziege bedeutete den Manamjäga, und wie das Blut aus der Ziege floss, so floss Dischas Blut aus dem Körper des Manamjäga zurück; und entsprechend verhielt es sich mit der Ziege des andern Teiles.

Die folgende Zeremonie bestand in Überführung Dischas aus dem Tembe, in dem sie gefangen gehalten wurde, in den Königspalast oder das Quikuru. Diese Zeremonie wurde jedoch bis nach dem Neumond verschoben, nach welchem die Wafumu (Zauberer) erschienen, um ihre Zaubermittel zur Verscheuchung der bösen Geister vorzunehmen.

Am 24. Juli waren die Beschwörungen beendet, und nun trat Discha, in schmutzige Tücher ganz und gar verhüllt, von einigen Wanjapara begleitet, vor die Thür des Tembe, um den feierlichen Gang nach dem Palaste zu machen. Die Sultanin und deren Begleiter wurden nunmehr von einer Anzahl Wafumu umringt, welche grosse mit Erbsen gefüllte Flaschenkürbisse schwangen und durch das ohrenbetäubende Gerassel den bösen Geist fernhielten. Eine grosse Volksmenge schloss sich dem Zuge an; die Weiber liessen dabei ein schrilles Geschrei ertönen, während die Männer unaufhörlich ihre Flinten knallen liessen. In diesen Höllenlärm mischte sich noch der Schall der hierzu eigens angefertigten grossen Trommel.

Vor dem Quikuru, in welches nunmehr Discha eingeführt wurde, führten die Krieger ihre wilden Tänze aus, die sie mit folgendem Gesange begleiteten. Ein Solist liess sich zuerst vernehmen:

„Männer des Spiesses gehen zu kämpfen!"

Der Chor erwiderte hierauf:

„Ho, wir sind Männer, zu töten Männer. Ho, er (der Spiess) hat sie verderbt. Ho!"

Dann sang wieder der Solist: „Männer des Spiesses gehen zu kämpfen!" und der Chor antwortete: „Ho, wir sind Männer, zu töten Männer!" und dieses geistreiche Lied wurde mindestens dreihundertmal wiederholt, bis ein neues an die Reihe kam.

In dem Quikuru sass indessen Discha vor dem flackernden Feuer und ernannte ihre Hofbeamten. Ein Weib wurde hineingezerrt, aber es sträubte sich sehr; das Amt der obersten Mgori, welches ihr zugedacht war, konnte ihr keine besondre Freude bereiten; denn ihr künftiger Beruf bestand darin, dass sie für jeden Unfall, der dem neuen Mtemi begegnete, der Zauberei beschuldigt und womöglich hingerichtet wurde. Dann wurde ein junger Mgaue vorgeführt, den Discha zu ihrem Leibmgaue ernannte, u. s. w.

Die für den folgenden Tag festgesetzte Thronbesteigung war insofern von besonderer Bedeutung, als ausser Discha auch einer der Deutschen zum Mtemi eingesetzt werden sollte. Diese Ehre sollte dem Reisenden Paul Reichard zufallen.

Am frühen Morgen des andern Tages versammelten sich die Wafumu bei der Sultanin. Als Priester erteilten sie ihr gute Lehren.

Es wurde der neuen Herrscherin vorgehalten, gerecht und weise zu regieren, sich nicht vom Zorne hinreissen zu lassen und nicht Menschen ohne Ursache zu töten. Sie sollte jeden Entschluss zuvor beschlafen, bevor sie ein Urteil fällte. Sie sollte ferner ihre Unterthanen als ihre Kinder betrachten, mildthätig gegen Arme sein, schliesslich stets den Worten der Wasungu (der Europäer) folgen, die jetzt mit ihr gleichberechtigt seien.

Dann wurde ihr das Zeichen der Sultanswürde, eine abgeschliffene Platte einer Schnecke, mit Streifen von Löwen- und Pantherfell über der Stirn befestigt, während den Würdenträgern gleiche, aber etwas kleinere Platten um den Hals gehängt wurden. Sie sass dabei auf dem Unjamwesithron, einem einfachen Sessel, der mit der Haut eines frisch geschlachteten Hammels überzogen war, und den kein gemeiner Mann aus dem Volke berühren durfte.

Nachdem sie diese Belehrungen empfangen, führte man sie in ein Nebenzimmer, wo sie gewaschen und mit neuen bunten Tüchern und einem arabischen Tuchkaftan — was sie nebenbei gesagt nur der Güte der Europäer verdankte — bekleidet wurde. So festlich geschmückt, wurde die Königin wieder vorgeführt und neben Reichard gesetzt, indem man erklärte, dass von nun an Discha und die Wasungu zusammen Sultane sein sollten.

Während man nun den Europäer in Ruhe liess, traten die Zauberer an Discha heran, flüsterten ihr geheimnisvolle Worte in beide Ohren und zerbrachen einen kleinen Flaschenkürbis mit drei Schlägen über ihrem Haupte, um anzudeuten, dass jeder von ihren Verwandten, der ihr Böses zufügen wollte, gleich diesem Kürbis von ihr vernichtet werden solle.

Hierauf nahm eine der Wagori Discha, eine andere aber Reichard bei der Hand, und so wurden beide feierlich und unter dem üblichen Lärm vor das Thor von Songäro geführt. Sie gingen aber nicht durch das alte Thor von Quikuru, sondern durch eine Lücke, die in den Zäunen gebrochen wurde, da der neue Mtemi durch eine neue Thür gehen muss.

Nach einem kurzen Marsche gelangte der Zug auf die geschichtliche, blutbefleckte Richtstätte des kleinen Reiches Ugunda. Hier wurde zunächst der Discha Bogen und Pfeil übergeben, den sie abschoss, um ihre Kraft zu zeigen. Dann ordneten sich die Gruppen zur Schlussfeier.

In der Mitte nahm Discha auf ihrem Sessel Platz, die Europäer und ihre Würdenträger stellten sich zu beiden Seiten, das Gesicht nach der Stadt zu gekehrt, auf; das Volk bildete vor ihnen einen weiten Halbkreis, während im Hintergrunde die Ruga-Ruga oder Krieger im Tanzschritt und unter Kriegsgesang sich dem Platze näherten.

Die Schlusszeremonien begannen. Es wurde der Discha eine ganz alte aus Eisen bestehende Lanze, der Mgori eine grosse Hacke und dem Leibmgaue der Sultanin eine alte Flinte in die Hand gegeben. Das waren symbolische Handlungen; die Lanze bedeutete, dass die Herrscherin von nun an Gewalt über Leben und Tod habe, sowie dass sie als Mann zu betrachten sei; die Hacke diente als Sinnbild der den Weibern obliegenden Arbeit, und das Gewehr wurde dem Mgaue zum Zeichen überreicht, dass er nunmehr Kriegsminister oder Heerführer sei.

Während nun einzelne der Wafumu mit Rasseln umherliefen, um die bösen Geister zu verscheuchen, schickten sich andere an, gewiss den originellsten Teil der Krönungszeremonie zu vollführen. Man nahm die unten trichterförmig zulaufende Trommel und hielt sie unter anfangs sehr kräftigen, allmählich abschwellenden Schlägen mit ihrem spitzen Ende der Discha zuerst an das rechte und dann an das linke Ohr. Der Sultanin wurde Verstand eingepaukt, und zwar ist diese Handlung bei den Wanjamwesi nicht symbolisch zu nehmen; sie glauben im Gegenteil wirklich, dass der Verstand aus der Zaubertrommel komme. Hierauf wurden ihr geheimnisvolle Worte in das Ohr geflüstert. Dieselbe Prozedur des Einpaukens wurde auch bei den neuerwählten Würdenträgern vorgenommen.

Der Hauptpriester trat nunmehr vor, einen unversehrten trockenen Flaschenkürbis in der linken und einen kleinen Hammer in der rechten Hand. Er trat an Discha heran und zertrümmerte den Kürbis mit drei Hammerschlägen über ihrem Haupte, indem er sagte, dass jeder, der das Zeichen ihrer Sultanswürde, die Muschelplatte, berühre, ebenso wie der Kürbis mit seiner ganzen Familie zerschlagen werden solle. Dann liess er die Stücke zur Erde fallen.

Sonderbarerweise stürzten sich hierauf andere Wafumu auf ihn, und vertrieben ihn unter ganz gemeinen Schimpfwörtern aus der Corona.

Nun kam ein Redner an die Reihe, der die Sultanin noch einmal über ihre Pflichten belehrte, den man aber wegen des Flintengeknalles, das inzwischen von den Kriegern veranstaltet wurde, nicht gut verstehen konnte. Dann, als der Lärm sich ein wenig gelegt hatte, sprang der Redner auf einen Mehlmörser und hielt eine lange Rede an das Volk, deren kurzer Sinn etwa folgender war: „Discha sei jetzt Sultanin geworden, die Wanjamwesi sollten deren Anordnungen Folge leisten und friedlich miteinander leben. Die Wasungu seien gleichberechtigt mit der Sultanin.“

Die Thronbesteigung war damit erledigt. Der Herrscherin und ihren Würdenträgern wurden der Spiess, die Hacke und das Gewehr wieder abgenommen, und in derselben Ordnung kehrte der Zug in das Quikuru zurück.

Hier liess sich Discha vor der Thür ihres Palastes nieder und nahm die Huldigungen ihrer Unterthanen entgegen. Jeder, der sie begrüsste, musste eine Kleinigkeit geben, sei es einen Pfeil oder einen Spiess oder Zeug oder Perlen oder Hühner u. s. w. Dabei liessen sich die Unterthanen auf ein Knie nieder und klatschten in die Hände, „Kassinde“ rufend, was Discha mit einem einfachen Kopfnicken entgegennahm. Dabei mussten sich alle sämtlicher Waffen sowie der Kopfbedeckung und des Kopfputzes entledigen, widrigenfalls ihnen derselbe von den Ruga-Ruga entrissen wurde.

In der „Stadt“ aber scholl bei Pombe der Ruf: Es lebe der Mtemi! und die wüste Feierlichkeit dauerte noch tagelang. — — —

So war Discha der rechtmässige Mtemi von Ugunda. Ihr Gemahl Manamjäga hatte sich empfehlen müssen. Discha war ja ein Mann; aber ein echter afrikanischer Häuptling kann nicht ohne Frauen leben, und so nahm sich auch Discha eine Anzahl Frauen aus dem Adel des Landes, aber diese Frauen des weiblichen Häuptlings waren wieder junge Burschen, die allerdings Weiberkleider tragen mussten. Aber neben Discha waren auch die Wasungu Herrscher im Lande, und die Deutschen waren während ihres kurzen Aufenthaltes in Ugunda wohl bestrebt, die rohen Sitten des Volkes zu mildern.

In der That wird in Unjamwesi eine grausame Justiz geübt. Da war eine Sklavin, welche der Sultanin einige Tücher gestohlen hatte. Sie wurde auf der That ertappt, da sie aber nicht gestehen

wollte, wohin sie bereits einen Teil des gestohlenen Gutes in Sicherheit gebracht hatte, wurde sie einer grässlichen Folter unterworfen. Am Schluss derselben spaltete man einen etwa armdicken Ast, band ihn an einem Ende zusammen und brachte dann den Kopf zwischen die so entstandene Gabel; das noch offene Ende schnürte man ganz fest zusammen, wodurch der Schädel ganz fürchterlich zusammengepresst wurde und schreckliche Schmerzen verursacht wurden. Nun führte man das Opfer in der Stadt umher, damit es den Ort zeige, wo das gestohlene Gut versteckt sei, erreichte aber den Zweck durchaus nicht. Zuletzt zerschmetterte man der Diebin den Schädel.

In geradezu bestialischer Weise wurden Weiber hingerichtet, welche im Verdacht standen, Warosi oder Zauberinnen zu sein; denn die Hexenprozesse stehen in Afrika noch in höchster Blüte.

Die Deutschen zogen jedoch bald von Gonda fort. Sie waren ja noch keine Koloniengründer gewesen, sondern nur Forscher, und die Forscherlust trieb sie tiefer ins Innere hinein bis an den Tanganjika und darüber hinaus. Aber sie wurden in dem kleinen Reiche Ugunda nicht vergessen; denn als einmal während des Araberaufstandes eine Karawane vom Mondlande zur Küste kam, befanden sich in ihr auch Träger aus Ugunda und brachten Elfenbein für Paul Reichard, welches Sultanin Discha als den pflichtschuldigen Tribut an ihren weissen Mitregenten sandte, der allerdings damals fern von Afrika am Ufer der Spree weilte.

Die Geschichte der Sultanin Discha führt uns in die Sitten des Mondlandes ein. Der weibliche Mtemi führte keine Kriege. Unjamwesi fehlte es aber niemals an kriegerischen Häuptlingen. Wir haben bereits von Manua Sera erzählt, der den Arabern zum Opfer gefallen war. In den achtziger Jahren gab es in Unjamwesi eine Anzahl wahrer Räuberhäuptlinge, welche die Karawanenstrassen unsicher machten.

Sie stützten sich vor allem auf die Ruga-Ruga, welche sie unter ihre Zeichen sammelten. Die gefürchtetsten hiessen Simba und Liowa, welche ihre Raubzüge bis an den Tanganjika ausdehnten. Über allen diesen Kriegern ragt aber die Gestalt Mirambos hervor, welcher durch seine Tapferkeit und kluge Politik zu einem wahren Napoleon Ostafrikas sich aufschwang und, da er

ein geschworener Feind der Araber war, sich der Sympathien der Europäer erfreute. Wir wollen nunmehr kurz die Gestalt dieses hervorragendsten Häuptlings von Unjamwesi skizzieren.

Der Napoleon des Mondlandes.

Mirambo konnte auf keine hervorragende Ahnenreihe zurückblicken; seine Väter waren niemals Häuptlinge gewesen, und er selbst war in seiner Jugend ein einfacher Sohn Unjamwesis, ein Lastträger, wie man sie in den Küstenplätzen zu Tausenden sehen kann. Er stand zunächst in Diensten der Araber und machte mit deren Karawanen die weiten Wege von Tabora nach Bagamojo. Man erzählt, dass sein Herr ihn einmal durchgeprügelt habe, und dass Mirambo von nun an den Arabern Rache geschworen habe. Er verzichtete auf Trägerdienste und ging in die Wälder von Unjamwesi, wo er Ruga-Ruga wurde.

Mirambo hatte das Zeug zu einem Hauptmann, und so sah er sich bald an der Spitze einer kleinen Bande, mit der er die Gegend von Ujoweh unsicher machte; aber er begnügte sich nicht mit dem gewöhnlichen Räuberhandwerk; sein Geist strebte höher hinaus, und er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit. Diese bot sich ihm, als der alte Häuptling von Ujoweh starb. Ujoweh war ein kleines Reich, ähnlich dem von Ugunda; während die Wanjapara und Wagaue sich den Kopf zerbrachen, wen sie zum Mtemi wählen sollten, rückte Mirambo in das Dorf ein und riss die Herrschaft an sich. Die Männer von Ujoweh brauchten diese Wandlung der Dinge nicht zu bedauern; denn der Usurpator war ein schneidiger Herrscher. Die kleinen Häuptlinge der Umgegend waren uneinig, führten stets Kriege miteinander. Mirambo legte sich auf die Lauer; stets wusste er die günstige Gelegenheit abzuwarten, um bald den einen, bald den anderen zu überfallen, sich bald mit diesem, bald mit jenem zu verbünden. Er kehrte stets reich mit Beute beladen zurück, und das gab ihm Ansehen bei den Ruga-Ruga, die nun gern seiner Fahne folgten und seine Kriegsmacht vergrösserten. So trug Mirambo den Krieg durch Ugara nach Ukonongo, durch Usagosi an die Grenze von Uwinsa, seine Macht wuchs, und er

konnte sie dank der Trägheit der Araber, die damals nur in Unjanjembe sich festgesetzt hatten, allmählich befestigen.

Mkasiwa, der Mtemi von Unjanjembe, galt damals als der mächtigste Herr des Mondlandes, obwohl er zum grossen Teil von den Arabern abhing. Nun wurde Mirambo sein Rival und geriet mit ihm in Streitigkeiten. Da Mkasiwa die Araber in Tabora beherbergte, so waren sie seine Bundesgenossen, und Mirambo konnte nicht den Kriegszug gegen Unjanjembe vornehmen, ohne mit den Arabern handgemein zu werden. Die verbündete Macht Mkasiwas und der Araber mochte ihm zu stark erscheinen, und so begann er zu diplomatisieren, indem er die Araber zu bewegen suchte, sich mit ihm zu Mkasiwas Verderben zu verbinden. Das war eine starke Zumutung. Wie sollten die Araber den Häuptling, der sie freundlich aufgenommen hatte und jetzt ihr ausgesprochener Schützling war, Mirambo zuliebe verraten? Sie wiesen natürlich das ihnen angebotene Bündnis des Mtemi von Ujoweh ab.

Mirambo musste sich fügen, aber von nun an dachte er nur, wie er die Araber schädigen, ihre Macht in Unjamwesi brechen könnte. Die Gelegenheit hierzu war leicht zu finden. Die Häuptlinge Innerafrikas sehen sehr gern, wenn Karawanen durch ihr Land ziehen; denn dieselben müssen sich das Durchzugsrecht durch Entrichtung des Hongo, eines Tributs, erkaufen. Festgesetzt sind diese Abgaben nicht; der Häuptling und der Reisende verhandeln von Fall zu Fall. Es giebt milde Häuptlinge, die wenig nehmen, und habgierige, welche dem Händler das Fell über die Ohren ziehen möchten. Die Verhandlungen wegen der Höhe des Hongo bilden die lästigsten Momente der Afrikareisen. Die Händler müssen sich in der Regel zu den Verhandlungen verstehen. Der eine oder andere mag den Durchzug mit Waffengewalt ertrotzen, aber dann bleibt die Handelsstrasse verschlossen. So versuchten z. B. einmal die Araber, den Wagogo auf dem Wege von Tabora nach der Küste keinen Hongo zu zahlen, und rüsteten eine mit vielen Flinten ausgestattete Karawane aus; aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Wagogo stellten sich ihnen nicht feindlich entgegen; aber sie verschütteten alle Brunnen, verliessen die Dörfer am Wege und zogen sich mit dem Vorrat an Lebensmitteln in den Wald zurück, und die Folge davon war, dass die Karawane auf

dem Marsche durch Ugogo zu Grunde ging und nur wenige der Teilnehmer lebend nach Unjanjembe zurückkehrten.

Durch die Gebiete, welche Mirambo beherrschte, führte der Weg von Tabora nach Udschidschi; man konnte zwar den See noch auf anderen Wegen im Süden erreichen, aber diese Wege waren wegen der vielen Ruga-Ruga, die sich in den Wäldern umhertrieben, und wegen der vielen kriegerischen Häuptlinge, welche am Wege lagerten, sehr unsicher.

Mirambo beschloss nun, die Hauptstrasse nach dem Westen den Arabern zu verlegen.

Als nun eine nach Udschidschi bestimmte Karawane in Mirambos Gebiet kam, liess der Mtemi sie anfallen und verlangte von derselben fünf Fässer Schiesspulver, fünf Gewehre und fünf Ballen Tuch. Diese ausserordentliche Forderung wurde, nachdem man mehr als einen Tag im wildesten Streite zugebracht, bezahlt; wenn aber die Araber schon über die ungeheure Abgabe, die ihnen auferlegt wurde, erstaunten, so waren sie noch mehr entsetzt, als sie den Befehl erhielten, sich wieder auf den Weg zurückzumachen, auf dem sie hergekommen, und vernahmen, dass keine arabische Karawane mehr durch dieses Land nach Udschidschi ziehen solle, es sei denn über Mirambos Leiche!

Die arabischen Händler beschwerten sich über Mirambo bei dem damaligen Gouverneur von Tabora, Said ben Salim, der schon damals ein alter Mann war und gern den Krieg vermeiden wollte; er begann mit Mirambo zu verhandeln. Dieser aber beharrte hartnäckig bei seinem früheren Entschlusse.

So standen die Dinge, als im Juli 1871 Stanley in Tabora eintraf und von hier nach Udschidschi zur Auffindung Livingstones marschieren wollte. Natürlich war auch ihm der Weg verlegt, und so schloss er sich den Arabern an, um Mirambo zu bekämpfen und die Strasse nach dem Tanganjika zu eröffnen.

In dem Kapitel „Das Leben in Unjanjembe“ des Werkes „Wie ich Livingstone fand“ giebt Stanley eine anschauliche Schilderung der arabischen Kriegsvorbereitungen und des arabischen Kriegsrates. Bezeichnend sind die Worte, die er dabei dem Araber Soud in den Mund legt:

„Mein Vater pflegte mir zu erzählen,“ soll dieser in dem Schauri gesagt haben, „wie er sich der Tage erinnere, da die

Araber durch das Land von Bagamojo bis Udschidschi, von Kiloa bis Tunda, von Usonga bis Uganda nur mit Stöcken bewaffnet ziehen konnten. Jene Tage sind vorüber. Wir haben die Unverschämtheit der Wagogo lange genug geduldet. Swaruru von Uhui nimmt uns geradezu ab, was er will, und jetzt haben wir es gar mit Mirambo zu thun, welcher, nachdem er fünf Ballen Tuch als Tribut von einem einzigen Manne genommen, uns erklärt, eine arabische Karawane solle nur über seine Leiche nach Udschidschi gelangen können. Sind wir bereit, das Elfenbein von Udschidschi, Urundi, Karagua oder Uganda um dieses einen Mannes willen aufzugeben? Ich sage Krieg — Krieg, bis wir seinen Bart unter unsere Füsse getreten, Krieg, bis das ganze Ujoweh und Wiljankuru zerstört ist; Krieg, bis wir wieder durch jeden Teil des Landes nur mit dem Spazierstock in der Hand reisen können!"

Die Rede Souds fand allgemeinen Beifall, und die Araber, sowie der Mtemi Mkasiwa, und auch Stanley mit seinen Expeditionssoldaten zogen gegen Mirambo. Die Ortschaft Mfuto bildete den Versammlungsplatz. Es erschienen auf demselben etwa 2250 Mann, mit 1500 Flinten bewaffnet. Pulver und Kugeln waren reichlich vorhanden; die meisten Wanjamwesi Mkasiwas waren aber nur mit Speeren und langen Messern bewaffnet, um die Toten enthaupten und aus Rache verstümmeln zu können.

Mit fliegenden Bannern, mit schallenden Hörnern und fünfzig lärmenden Basstrommeln zog dieses Heer gegen den Feind aus, und die Führer prahlten damit, dass sie in vierzehn Tagen Mirambo demütigen würden. Sie kehrten schon in acht Tagen, aber in einer ganz anderen Verfassung, nach Mfuto zurück. Inzwischen aber hielten die Wanjamwesikrieger tapfere Reden: „Worte, Worte, Worte!" rief einer. „Hört, ihr Söhne von Mkasiwa, ihr Kinder von Unjamwesi. Der Marsch liegt vor euch, die Diebe des Waldes erwarten euch. Ja, sie sind Diebe, denn sie plündern euere Karawanen; sie stehlen euer Elfenbein, sie morden eure Frauen. Sieh da, die Araber sind bei euch, die Wali des arabischen Sultans, und der weisse Mann ist bei euch. Kämpft, tötet, macht Sklaven, nehmt Tuch, nehmt Vieh, tötet es, esst es und macht euch satt. Geht!"

In den ersten Tagen verlief auch alles programmmässig; einige Mirambo freundlich gesinnte Dörfer wurden angegriffen, genommen

und geplündert; Elfenbein, Sklaven, Vieh und eine Menge Getreide fielen in die Hände der Sieger.

Stanley erkrankte inzwischen am Fieber und konnte nicht am Hauptschlag teilnehmen, den die Araber gegen Mirambo ausführen wollten, indem sie eine seiner Residenzen, das Dorf Wiljankuru, angriffen. Es gelang ihnen auch, dasselbe nach einem kurzen Widerstande zu nehmen, und sie machten eine verhältnismässig gute Beute, indem sie 100 Elfenbeinzähne, 60 Ballen Zeug und 200 bis 300 Sklaven fortschleppten. Sie traten nun ihren Rückmarsch nach dem Hauptlager durch eine weite, mit hohem Grase bestandene Savanne an und waren in einer frechen, übermütigen Stimmung. Held Mirambo hatte ja in der Flucht sein Heil gesucht.

Die Araber kannten noch nicht das Feldherrntalent ihres schwarzen Feindes. Mirambo war nicht geflohen, sondern hatte mit seiner Hauptmacht, indem er Wiljankuru preisgab, einen Flankenmarsch nach vorwärts ausgeführt. Er lag mit seinen Mannen im hohen Grase versteckt und brach plötzlich von beiden Seiten hervor, und seine Soldaten streckten, was sie erreichen konnten, mit ihren Speeren nieder. Die Araber, welche an dem Sturm auf Wiljankuru teilgenommen hatten, blieben alle auf dem Kampfplatze; der tapfere Soud wurde getötet, als er seine Flinte laden wollte. Dieser plötzliche Angriff des Feindes, den man für besiegt gehalten hatte, hatte die Mannschaft so demoralisiert, dass sie ihre Beute im Stich liess und insgesamt davonlief. Erst nachdem die Leute einen weiten Umweg durch die Wälder gemacht, kehrten sie in das Hauptlager zurück, um die traurige Geschichte von der Niederlage zu erzählen.

Die Macht der Araber war noch stark genug, um Mirambo mit Erfolg zu trotzen, aber sie konnten zu keinem Entschluss gelangen; sie brachten einen vollen Tag in fruchtlosen Beratungen zu, in denen sie sich gegenseitig die elendeste Feigheit vorwarfen, und als in der Nacht der blinde Lärm: „Mirambo kommt!“ ertönte, ergriffen alle die Flucht und wandten sich nach Mfuto, ohne sich um den kranken Stanley zu bekümmern, der ihnen in der dichten Nacht nur mit Mühe und Not nachfolgen konnte.

Von hier zogen sich die Araber nach Tabora und Stanley, der an diesen Bundesgenossen keinen Gefallen mehr fand, nach dem benachbarten Kwihara zurück. Anstatt nun ihre Hauptmacht in

Tabora selbst zu konzentrieren, blieben die Araber in den einzelnen Ortschaften Unjanjembes zerstreut und machten auf diese Weise Mirambo einen neuen Angriff leicht. Er verband sich mit etwa 2000 Watuta, Leuten des Sulustammes, der in jene Gegend raubend vorgedrungen war, und rückte gegen Tabora vor. Wiederum fielen einige der angesehensten Araber, und der Rest räumte das brennende Tabora und zog sich nach Kwihara zurück. Die Leichen der Gefallenen wurden von den Wanjamwesi verstümmelt, und die Wafumu Mirambos bereiteten aus den Fleischteilen eine zauberkräftige Medizin, welche von den Kriegern als feiendes Mittel gegen Kugeln und andere Geschosse getrunken wurde.

Nach dieser empfindlichen Niederlage rafften sich die Araber auf und drängten Mirambo aus Unjanjembe heraus, ohne ihn jedoch zu besiegen. Stanley fand inzwischen im Süden eine gangbare Strasse nach dem Tanganjika, wo er in Udschidschi mit Livingstone zusammentraf.

Fünf Jahre darauf kam der anglo-amerikanische Forscher auf seiner berühmten Reise durch den dunklen Weltteil im Jahre 1876 wieder in jene Gegenden. Das Land Ujoweh hiess nach dem berühmten Häuptling Urambo. Stanley trat diesmal mit dem gefürchteten Feldherrn in freundschaftliche Beziehungen.

„Seine Persönlichkeit nahm mich ganz für ihn ein," schreibt Stanley, „denn er war seiner äusseren Erscheinung nach ein vollkommener afrikanischer Gentleman und ganz verschieden von dem Bilde, das ich mir in meiner Phantasie von dem schrecklichen Banditen entworfen hatte, der seine berüchtigten Schläge an eingeborene Häuptlinge und an Araber mit derselben Schnelligkeit ausgeteilt hatte, wie einst Friedrich der Grosse, als den preussischen König die Feinde rings umgaben."

Aus dem Tagebuche Stanleys entlehnen wir folgende Charakteristik des hervorragenden Häuptlings:

„Mirambo ist ein Mann von ungefähr 1,8 m Höhe, etwa 35 Jahre alt,*) ohne ein Lot überflüssigen Fleisches. Ein schöner Mann mit regelmässigen Gesichtszügen, milder Stimme, sanfter Sprache, mit einem Benehmen, das man fast sanft und demütig

*) Im Jahre 1876.

nennen könnte, dabei grossmütig und freigebig. Sein Charakter zeigte sich so verschieden von dem, welchen ich ihm in meinen Gedanken beigelegt hatte, dass auf einige Zeit der Verdacht in meinem Geiste aufstieg, dass man mich täuschen wolle, aber es traten Araber an mich heran, welche mir bezeugten, dass dieser rüstig aussehende Mann wirklich Mirambo sei. Ich hatte erwartet, etwas von dem Mtesa-Typus zu sehen, einen Mann, dessen Äusseres seine Lebensführung und seinen Rang verkündigen würde; aber dieser anspruchslose Mann mit seinen milden Augen, mit seinem stillen, in keiner Weise auffälligen, fast demütigen Äusseren und einem ruhigen, alle Gesten vermeidenden Wesen bot dem Auge durchaus nichts von dem napoleonischen Genie dar, das er bereits fünf Jahre lang im Herzen von Unjamwesi, die Araber und ihren Handel schädigend und die Elfenbeinpreise verdoppelnd, entfaltet hat. Ich sagte ‚durchaus nichts,' aber ich muss doch seine Augen ausnehmen, welche den ruhigen, aber zugleich festen und sicheren Blick eines Herrn und Meisters hatten.

Während der Unterredung, welche ich mit ihm hatte, sagte er unter anderem, dass er Knaben und Jünglinge als Begleiter auf seinen Kriegszügen vorzöge; er nehme nie Leute mittleren oder höheren Alters, weil sie sicherlich durch Weiber und Kinder gestört und vom Dienst abgezogen würden und nicht halb so gut kämpften, wie junge Burschen, welche auf jedes seiner Worte lauschten. Er sagte: ‚Sie haben schärfere Augen, und ihre jungen Glieder befähigen sie, sich mit der Leichtigkeit von Schlangen und der Geschwindigkeit der Zebras zu bewegen, und wenige Worte pflegen ihnen den Mut von Löwen einzuflössen. In allen meinen Kriegen mit den Arabern hat eine Armee von Jünglingen, von unbärtigen Knaben mir den Sieg verliehen. Fünfzehn meiner jungen Leute fielen an einem Tage, weil ich sagte, ich müsse ein gewisses rotes Tuch haben, das als eine Herausforderung hingeworfen worden war. Nein, nein, gebt mir Jünglinge für den Krieg, für die offene Feldschlacht und Männer für die Palissadenverschanzungen des Dorfes'."

Stanley schloss mit Mirambo Blutsbrüderschaft, wobei ein Gehilfe in die rechten Beine beider einen kleinen Einschnitt machte, aus dem er das Blut entnahm, und beim Austauschen desselben laut ausrief:

„Wenn einer von euch beiden diese jetzt zwischen euch geschlossene Brüderschaft bricht, so möge der Löwe ihn verschlingen, möge die Schlange ihn vergiften, möge Bitterkeit in seiner Nahrung sein, mögen seine Freunde ihn verlassen, möge seine Flinte in seinen Händen zerspringen und ihn verwunden und alles Böse ihm widerfahren, bis dass er sterbe!“

Im Laufe der Zeit kam Mirambo öfter mit den Europäern in Berührung, denn in Unjanjembe wurden Stationen und dort sowie in Urambo Missionen gegründet. Reichard, Böhm und Kaiser, die uns bereits aus ihrer Thätigkeit in Ugunda bekannt sind, trafen im Jahre 1882 mit Mirambo zusammen und schilderten ihn folgenderweise:

„Mirambo, der Napoleon der Wanjamwesi, ist ein grosser Mann von etwa 45 Jahren, obgleich er sich selbst einer hierzulande ganz gebräuchlichen Auffassungsweise gemäss als sehr alt (‚ja samani,‘ wörtlich: von früher) und dagegen uns als ganz junge Leute (Wafoto = Kinder) bezeichnete, die zu ihm etwa im Verhältnis von Enkeln ständen. Sein intelligentes Gesicht, welches von einem dünnen Barte umrahmt ist, wird durch einige hervorstehende Zähne nicht gerade verschönert. Die sonstige Erscheinung des Häuptlings sowohl im Anzug als in Gang und Haltung zeigt die Nachlässigkeit eines Mannes, der auf dergleichen Äusserlichkeiten keinen Wert legt, so dass er in seinem abgetragenen Kitambi, seiner dunklen europäischen Jacke und einem nachlässig als Mantel umgeschlungenen Stück Amerikano unter seinen entweder in reinstes Weiss oder in farbig glänzende Stoffe gekleideten Wanjapara ordentlich auffiel. Auch das Haar trägt Mirambo ohne jede künstliche Frisur, selbst das Zeichen des Mtemi fehlte, sowie jeder Hals- und Armschmuck. Nur die einfache Holzganga, die jeder Ruga-Ruga trägt, hing am Handgelenk. Nach alter Gewohnheit trug er in der Hand Bogen und Pfeile, obwohl er ausgezeichnete europäische Gewehre besass und ein guter Schütze war. Gewehr und Patronentasche, sowie ein Wassergefäss wurden von einigen Jungen nachgetragen.“

Um dieselbe Zeit traf auch Wissmann auf seiner ersten Durchquerung Afrikas, von Udschidschi kommend, mit Mirambo zusammen. Er vervollständigte die Charakteristik des Unjamwesi-Häuptlings durch folgende interessante Züge:

„Mirambo,“ so äussert sich Wissmann in seinem Werke: ‚Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost,‘ „war ein Mann von etwa 50 Jahren, hohen, sehnigen Wuchses, mit einem feinen Hüftentuch, sowie einfachem grauen europäischen Rock bekleidet. Das Haupt etwas geneigt und ein freundliches, stillvergnügtes Lächeln auf dem mageren Gesicht, das einen leidenden Ausdruck hat, bot er in leisem Ton und langsamer Rede mir ein Willkommen. Hierauf drückte er seine Verwunderung aus über die weite Reise, die ich zurückgelegt, und besonders, dass ich mit so geringer Macht Uha durchzogen hätte. Bescheiden, fast schüchtern war sein Wesen, mild seine Sprache, und der ruhige Ausdruck seiner Züge wurde durch eine feine Tättowierung auf der Stirn, die einer starken Zornader glich, gestört. Es hätte kaum jemand in diesem ruhigen Mann den grossen Krieger, der Ostafrika erzittern machte, erkennen können. — — —

Der Ruhm der vielen Siege hatte allmählich Mirambo zum gefürchtetsten und bei den Seinigen zum populärsten Mann gemacht. Mirambo schlafe nie, er könne fliegen, sei unverwundbar, und manche andere Eigenschaften schrieb man ihm zu. Trotz seines scheinbar milden Wesens soll er durch wenig Worte seine Krieger zu wildem Mut entflammt haben. Er focht heute hier und erschien am nächsten Morgen sechs gewöhnliche Tagereisen weiter entfernt mit seinen sieggewohnten Heeren, den Tag über und eine ganze Nacht im Dauerlauf unglaubliche Entfernungen durcheilend. Er war überall.“

Seit langer Zeit zeigen die Sulu das Bestreben, sich nach Norden auszubreiten, ein Stamm derselben, der im Norden des Njassasees wohnte, wurde von einem mächtigen Häuptling von dort vertrieben; die Watuta, so nannte man sie, wandten sich erobernd gegen Mirambos Gebiet. Sofort trat ihnen dieser mit einer bedeutenden Heeresmacht entgegen, zwang sie zum Frieden, gab ihnen im Nordwesten von seiner Residenz neue Wohnsitze, verpflichtete sie aber, ihm im Kriegsfalle Heeresfolge zu leisten. Auf der Höhe seiner Macht war er im stande, innerhalb dreier Tage 10000 Mann aufzubieten, ohne die Watuta.

Die Araber setzten alles daran, ihrem gefährlichen Feinde die Pulverzufuhren abzuschneiden. Als Wissmann bei ihm weilte, war

er gerade mit der ihm eigenen Energie bestrebt, den Pulvermangel zu ersetzen. In den weiten Höfen waren viele Menschen beschäftigt, Speere, Bogen und Pfeile anzufertigen. Hier sassen zwanzig Mann, die nur Pfeilschäfte glätteten, dort Schmiede, dem Eisen die Form von Pfeil und Speerspitzen gebend, andere schliffen an Steinen diese Spitzen, wieder andere fügten Federn in den Pfeilschaft ein, in einer anderen Gruppe wurden Sehnen für die Bogen gedreht u. s. w.

Mirambo führte Wissmann in sein Arsenal. Es war dies ein Tembe; ein grosser Raum war angefüllt mit Tausenden von Speeren, Bogen und eine ganze Wand bedeckt mit Bündeln schöner Pfeile.

„Siehe hier mein Pulver," sagte er, „noch bin ich nicht waffenlos!"

Und als Wissmann ihn fragte, gegen wen diese Rüstungen gerichtet seien, gebrauchte er den fast genau in Suahilisprache übersetzten Spruch: Si vis pacem, para bellum.

Mitten in einem grossen Hofe befand sich eine kleine, halbverfallene Hütte, in welcher Mirambo den grössten Teil des Tages zubrachte, indem er die Geschäfte der Regierung besorgte. Seine Unterthanen näherten sich ihm in gebückter Haltung und klatschten dabei mehrfach in die Hände.

„Ein alter hübscher Neger mit einer Adlernase und schlauem Gesichtsausdruck scheint sein Hauptberater zu sein," erzählt Wissmann. „Wenn derselbe Vortrag hält, so spricht er fliessend und ausdrucksvoll vor sich hin, ohne seinen Herrn anzusehen, denn er weiss, dass selbst die überraschendsten Nachrichten auf den ruhigen, stillvergnügten Zügen desselben keine Verwunderung hervorrufen würden. Ganz nach dem Gesetz afrikanischer Rhetorik macht er Vergleiche, spricht in Bildern oder malt das Schlimme drastisch aus, um dann das Erwünschte im Gegensatze dazu glänzend hervorzuheben. Plötzlich unterbricht er seine Rede und beginnt mit leiser Stimme einen der vielen Gesänge, in denen die Wanjamwesi ihren Mirambo verherrlichen. Ausdrucksvoll, mit leuchtenden Augen, endet der Alte jeden Vers mit dem Refrain: ‚Mirambo'; dann lässt er eine Gefühlspause eintreten und fährt fort in seinem Vortrage. Mir schien der Alte für einen Wilden ein sehr feiner Diplomat zu sein."

Wissmann verlebte bei Mirambo sehr interessante Tage. Die beiden für Afrika so bedeutenden Männer entwarfen Pläne für die

Zukunft. Damals war im Norden von Urambo noch ein wichtiges geographisches Problem zu lösen. Stanley hatte im Jahre 1876 den Muta-Nsige, der heute Albert-Edwardsee genannt wird, entdeckt, aber ihn nicht genau erforschen können. Gehörte er zu den Nilseen, oder floss er nach dem Kongo ab?

Wissmann erörterte diese Frage mit Mirambo, und dieser erbot sich auch, dem Reisenden bei seiner eventuellen Rückkehr nach Afrika so viel Mann zur Erforschung des Muta-Nsige zu geben, als er nur wollte, nur sollte das auf der Reise aufgekaufte Elfenbein Mirambo gehören. Wissmann sollte auch Pulver mitbringen, denn die Stämme dort, die Wasongora, seien wild und kriegerisch.

Während der Anwesenheit Wissmanns trat auch ein für Unjamwesi höchst wichtiges Ereignis ein. Durch die Thore Urambos zog nach vielen Jahren wieder ein Araber friedlich ein — es war Zefu ben Mohammed, der Sohn Tippu-Tips. Die beiden mächtigsten Männer Ostafrikas schlossen Freundschaft. Tippu-Tips Karawanen sollten von nun an unbehelligt durch Mirambos Land ziehen dürfen, dieser aber sollte Seid Bargasch günstig für Mirambo stimmen, damit er sein Elfenbein zur Küste schaffen und in Sansibar verkaufen konnte.

Mirambo konnte die Früchte dieser Verhandlungen nicht mehr ernten; denn wenige Jahre darauf starb er, noch im rüstigen Mannesalter; man behauptete, dass die Araber ihren Todfeind vergiften liessen.

Mit seinem scharfen Blick hatte Mirambo in den Europäern die künftigen Rivalen der Araber erkannt, und er suchte darum die Weissen, die ihn besuchten, freundlich zu empfangen. Er war kein kleiner, habgieriger Häuptling, der nach dem Hongo lüstern war; im Gegenteil, er pflegte seine Gäste trefflich zu bewirten und reich zu beschenken. Es kamen zwar in seinem Gebiete Angriffe gegen die Weissen vor, und von seinen Ruga-Ruga wurden die Engländer Carter und Catanhead getötet, aber man kann ihn für diese Unthaten nicht verantwortlich machen. Seine Armee war ja aus Walddieben hervorgegangen, und es mochte ihm schwer fallen, die unbändigen Gesellen im Zaum zu halten; er selbst entschuldigte sich mit den Worten, dass seine Leute „Hyänen“ seien, wenn sie Beute erblickten. So ist auch wohl anzunehmen, dass jene Überfälle

von den Soldaten Mirambos auf eigene Faust unternommen worden waren, wie überhaupt viele der Verwüstungen auf seinen Namen geschrieben wurden, obwohl er sie in späteren Zeiten gar nicht beabsichtigte.

Während er gegen andere freigebig war, lebte er selbst einfach; seine Kleidung war schlicht, seine Mahlzeiten bestanden fast ausschliesslich in Reis und Milch. Mit dem englischen Missionar Southon, der an einer auf einer Jagd erlittenen Wunde in Urambo starb, verband ihn eine aufrichtige Freundschaft. Es ist in der That zu beklagen, dass Mirambo so frühzeitig von dem Schauplatze abtreten musste; in unseren Tagen, wo der deutsche Einfluss in Tabora massgebend wird, wäre Mirambo der beste Lehnsfürst gewesen, der für geordnete Verhältnisse in dem Mondlande sorgen würde; vereinigt mit den Deutschen und auf deren Schutz sich stützend, wäre er auch im stande gewesen, die Araber in Tabora in Schach zu halten.

Nach dem Tode Mirambos atmeten die Araber in Tabora auf. Das grosse Reich Mirambos scheint nur durch die Person des Häuptlings selbst gehalten worden zu sein. Die Söhne, die sich in die Herrschaft des Vaters teilten, hatten dessen Geist nicht geerbt. Herrischer denn je traten jetzt die Araber in Tabora auf, und als infolge der deutschen Besitzergreifungen an der ostafrikanischen Küste deutsche Kaufleute bis nach Tabora vordrangen und hier Elfenbein einhandeln wollten, räumten die Araber den einen ihrer Konkurrenten fort, indem sie ihn meuchlings erschossen. Erst im Jahre 1890 konnte Wissmann an der Küste den Meuchelmörder ergreifen und durch dessen Hinrichtung die Unthat sühnen.

Zu derselben Zeit brach von der Küste Emin an der Spitze einer deutschen Expedition nach dem Victoria-Njansa auf. Er kam auch nach Tabora, hisste hier die deutsche Flagge und nahm von den Arabern die Erklärung der Unterwerfung entgegen. In dem ehemaligen Reiche Urambos lagen die Verhältnisse schlimm. Die vom Süden vordringenden Sulustämme, welche Mirambo zu bezwingen gewusst hatte, hatten ihr Haupt erhoben und durch ihre Raubzüge die friedlicheren Wanjamwesi bedroht. Die Truppen Emins sahen sich genötigt, gegen dieselben vorzurücken, aber es ist ihnen nicht gelungen, den räuberischen Stamm gänzlich zu besiegen.

So ist das Feld beschaffen, auf welchem demnächst in Deutsch-Ostafrika ein neuer Stützpunkt der Kultur errichtet werden soll. Die Schilderung der kleinen Reiche und des mächtigen Kriegshäuptlings der Unjamwesi dürfte aber wohl geeignet sein, in uns die Überzeugung wachzurufen, dass mit dem Menschenmaterial von Unjamwesi sich etwas machen lässt. Wenn es Mirambo gelungen war, ein haltsames Reich zu gründen, so wird es auch deutschen Befehlshabern nicht unmöglich sein, in Unjamwesi eine Station zu gründen, die, mit tapferen schwarzen Soldaten ausgerüstet, die Karawanenwege beschützen, die Einfälle der räuberischen Stämme zurückschlagen und Ordnung in dem Lande aufrechterhalten wird, welches durch seine geographische Lage die Wege zu den wichtigen Gebieten am Victoria-Njansa und am Tanganjika beherrscht.

Etwas freilich dürfen wir uns nicht verhehlen: diese Kulturarbeit wird nicht so leicht noch ohne die nötige Machtentfaltung verrichtet werden können.

Die Wahumafürsten.

Land und Volk der Wahuma.

Als Speke sich anschickte, von Tabora nordwärts vorzudringen in die Länder, in welchen die Wahuma herrschten, sagte der Araber Nasib zu ihm: „Diese Wahumakönige sind nicht wie die, welche ihr in Unjamwesi oder sonstwo saht; sie haben Offiziere und Soldaten gleich dem Sultan von Sansibar.“

In der That finden wir an den Nilseen die hervorragendsten Staatenbildungen Ostafrikas, Reiche, welche allein diesen Namen verdienen. Dort tritt uns aber noch ein anderes Rassenelement entgegen, welches von dem bisher beobachteten zentralafrikanischen Negertypus durchaus verschieden ist. Der aufmerksame Reisende begegnete bereits im Mondlande einem fremdartigen Stamm, der Viehzucht betreibt und weit ab von den begangenen Strassen am Rande von Wäldern zu leben pflegt. Es sind dies die Watusi, welche schon durch ihre hellere Färbung verraten, dass sie mit den Wanjamwesi nicht desselben Ursprungs sind. Die Gesichtszüge, der Körperbau und die Sitten derselben deuten auch mehr auf eine Verwandtschaft mit den Abessiniern oder den Gallavölkern. In Unjamwesi sind die Nomaden verstreut und haben keine hervorragende politische Bedeutung; weiter im Norden, zwischen den Nilseen, sind sonderbarerweise gerade die Herrscherfamilien unzweifelhaft Abkömmlinge jenes heller gefärbten Stammes, der hier den Namen Wahuma, d. h. Leute aus dem Norden, führt.

Die Völkergeschichte Afrikas ist eine Reihe von Wiederholungen, hat man treffend gesagt, und eine solche Wiederholung liegt auch

für den Forscher in diesem Falle vor. Unsre Leser haben im ersten Bande ein sonderbares, heller gefärbtes Hirtenvolk, die Fulbe, kennen gelernt und erfahren, wie dieselben die alten Haussareiche im Sudan stürmten und sich zu Herrschern derselben aufschwangen. Wir konnten im Verlauf einer hundertjährigen Geschichte der Haussastaaten nachweisen, wie die nomadisierenden Sieger in der besiegten ackerbautreibenden dunklen Bevölkerung aufgingen und wie aus beiden das Mischlingsvolk der Haussa-Fullani hervorging. Ähnliches muss sich auch in dem Nilseengebiet ereignet haben.

Ein hellgefärbtes Hirtenvolk, die Wahuma, drang von Norden oder Osten in diese Gebiete vor und unterwarf sich hier die alteingesessene Bevölkerung; aber auch hier erwies sich die Kultur der Ackerbauer dauernder, als die des energischeren Nomadenvolkes. Die Sieger nahmen die Sitten der Besiegten an, und das herrschende Mischvolk blickte mit der Zeit mit Geringschätzung auf diejenigen Wahuma nieder, welche nach der Art ihrer Vorfahren sich der Viehzucht widmeten. So begegnen wir hier Negerstaaten, in denen Wahumafürsten herrschen und in denen die echten Wahuma eine sehr untergeordnete, ja verächtliche Rolle spielen. Dabei finden wir auch einzelne Stufen dieses Entwickelungsprozesses in den einzelnen Staaten ziemlich deutlich ausgeprägt, indem hier die Bedeutung der Wahuma mehr, dort aber weniger gross ist.

Die siegreichen Nomaden gründeten zuerst das Reich Kittara, welches in den weidereichen Gebieten des heutigen Unjoro sich erstreckte. Von hier aus beherrschten sie die umliegenden Länder, namentlich das fruchtbare Uganda. Wann dieses Reich gegründet wurde, kann heute niemand mit Bestimmtheit sagen. In späteren Zeiten, nach den Erkundigungen Spekes aus dem Jahre 1863 vor etwa zwanzig Generationen, sollen Zwistigkeiten um die Thronfolge einige Wahumafürsten zur Auswanderung veranlasst haben; so wurden nacheinander die südlichsten Wahumareiche Karagua, Usinsa und Usija gegründet. Um dieselbe Zeit etwa erfolgte die Trennung Ugandas von Unjoro oder dem alten Reiche von Kittara und zwar laut Speke in folgender Weise:

In den frühesten Zeiten betrachteten die Wahuma von Unjoro alle ihre den Victoria-Njansa umfassenden Ländereien infolge von deren ausgezeichneter Fruchtbarkeit als ihren Garten und belegten

deren Einwohner mit dem Beinamen Wiru oder Sklaven, weil sie die königliche Regierung mit Nahrung und Kleidung zu versehen hatten. Kaffee wurde von den Wiru nach der Hauptstadt gebracht, auch Mbugu (Rindenzeug) von einem unerschöpflichen Feigenbaum, kurz, das Land der Wiru war berühmt wegen seiner reichen Erzeugnisse.

In dieses Land kam vor achtzehn Generationen der Sage nach ein Jäger aus Unjoro, Namens Uganda, mit einem Rudel Hunde, einem Speer und einem Schild, um am linken Ufer des Katongathals, nicht weit vom See, zu jagen. Er war nur ein armer Mann, aber beim Jagen so glücklich, dass eine unendliche Anzahl Wiru des Fleisches wegen zu ihm lief und ihn so lieb gewann, dass sie ihn einlud, ihr König zu sein, indem die Leute sagten: „Was nützt uns unser gegenwärtiger König, der so weit wegwohnt, dass, wenn wir ihm eine Kuh als Tribut schicken, die Kuh unterwegs kalbt, das Kalb zur Kuh wird, ein zweites Kalb giebt und so fort, und doch das Geschenk noch nicht seine Bestimmung erreicht hat.“

Zunächst zögerte Uganda unter dem Vorwande, dass sie ja bereits einen König hätten, da sie aber weiter in ihn drängten, willigte er ein; als das Volk seinen Namen hörte, sagte es: „Gut, so sei es; und künftig heisse das Land zwischen dem Nil und Katonga Uganda, und du heissest Kimera, erster König von Uganda.“

In derselben Nacht stand Kimera auf einem Steine mit einem Speer in seiner Hand und einer Frau und einem Hunde an seiner Seite sitzend; und bis auf den heutigen Tag behauptet das Volk, dass seine Fusstapfen und der Eindruck seines Speerschaftes, ebenso wie die Sitze der Frau und des Hundes noch sichtbar seien.

Die Nachrichten über diese Vorgänge erreichten bald den grossen König von Unjoro, welcher in seiner Grösse bloss sagte: „Das arme Geschöpf muss verhungern; lassen wir ihn dort sich ernähren, wenn er Lust hat!“

Heute ist der Name Kittara nicht mehr gebräuchlich. Uganda wurde zu dem mächtigsten Reiche an den Nilseen, welches an Bedeutung Unjoro überflügelte, und beide Länder sind seit langen Zeiten in eine Reihe von Kriegen verwickelt. Karagua wurde von den Königen von Uganda unterworfen und tributpflichtig gemacht.

Als nun Ostafrika zwischen Deutschland und England geteilt

wurde, kamen von diesen Reichen Uganda und Unjoro in das englische Gebiet, während Karagua Deutsch-Ostafrika zugeteilt wurde. Da aber Uganda der wichtigste Staat am Victoria-Njansa ist und die Gebiete der kriegerischen Wanjoro an deutsches Kolonialgebiet grenzen, so sind alle diese Reiche für die deutschen Unternehmungen an dem grössten See Afrikas von höchster Bedeutung und verdienen auch von diesem Standpunkte aus eine eingehende Würdigung.

Wenden wir uns zunächst dem Reiche Karagua zu, welches unter deutschem Schutz seine Abhängigkeit von Uganda wohl bald aufgeben wird.

Die Fürsten von Karagua.

Vor etwa zwanzig Generationen sah sich ein Thronprätendent von Kittara genötigt, da er im Kampfe von seinem Rivalen besiegt wurde, das Land zu räumen, und er floh mit seinem Anhange nach Karagua, in welchem damals ein König Nono über das Volk der Wanjamba herrschte. Er bat ihn um Schutz, der ihm auch gewährt wurde. Der vertriebene Verschwörer — Rohinda war sein Name — machte sich bei den Wanjamba sehr beliebt, und er vergalt König Nono die gastliche Aufnahme mit dem schwärzesten Undank. Er hatte die Krone von Kittara nicht gewinnen können, und so beschloss er, wenigstens die von Karagua an sich zu reissen. Eines Tages gab er ein Fest, an dem auch König Nono teilnahm; da stürzten während des Gelages seine Wahumaschergen vor, töteten Nono und riefen Rohinda zum König von Karagua aus. Die Tradition nennt folgende Könige, die auf den Gründer dieses Wahumareiches folgten: es herrschten abwechselnd sechsmal Rohinda und siebenmal Ntare, auf Rohinda VI. folgte Dagara, unter dessen Sohn Rumanika die Europäer zum ersten Male das Land betraten. Es wäre müssig, den vielen Einzelheiten der Regierungsgeschichte der vielen Ntares und Rohindas nachzugehen; wenn wir uns begnügen, nur davon zu berichten, was Speke von dem Fürsten Dagara erzählt wurde, so werden wir uns überzeugen, welcher Wert der mündlichen Geschichtsüberlieferung der Negervölker beizulegen ist.

Karagua zählt zu den gesegneten Landstrichen Ostafrikas. Es liegt 1300 bis 1500 m über dem Meeresspiegel und ist ausser-

Rumanika, der Fürst von Karagua.



ordentlich reich bewässert; soweit das Auge reicht, sieht man hier schön bewachsene Hügelreihen, dazwischen eine Menge von Flüssen, die sich zu Seen erweitern. Besteigen wir, nach Norden ziehend, einen dieser Bergrücken, so bietet sich uns ein prachtvoller Ausblick in das Thal von Kafurro, der Residenz des Reiches Karagua. Ungefähr 180 m unter uns baut sich eine grasbedeckte Terrasse dicht über einen etwa 300 m tiefer liegenden See, welchen die Engländer zur Erinnerung an ihre heimatlichen Seen den kleinen Windermeresee genannt haben. Seine ruhig glatte Oberfläche wetteifert in der Farbe mit dem reinen Azurblau des wolkenlosen Himmels. Über einen schmalen Bergrücken hinweg blicken wir in ein breites, mit Papyrusstauden bedecktes Thal, welches von dem Alexandrafluss durchschnitten wird, während nach Süden zu noch viele kleine, blaue Seen hervorblinzen, wie blaue Perlen an dem silbernen Schlangenband desselben Flusses aufgereiht.

Jenseit des breiten Thales erhebt sich Berg an Berg, durch tiefe Seitenthäler voneinander getrennt, und dahinter türmen sich, in matte und unbestimmte Umrisse zurückweichend, höhere Gebirgszüge auf, und über allen ragt in nebelhafter Ferne der zuckerhutförmige Mfumbiroberg.

Auf der Rasenterrasse unter uns liegt ein Dorf, durch ein starkes, kreisrundes Pfahlwerk rings eingehegt. Es ist Rumanikas Dorf. Kafurro verdankte seine Wichtigkeit wohl weniger den Thaten der kleinen Wahumafürsten, als vielmehr dem Umstande, dass sich hier einige Araber niederliessen und den Ort zu einer Etappe auf dem Wege nach Uganda erhoben.

Der Hervorragendste von ihnen war Hamed Ibrahim, der in Kafurro ein schönes Haus mit einem Giebeldache besass. Sein Reichtum bestand in 150 Rindern, 100 Sklaven und 450 Elfenbeinzähnen. Er hatte mehrere Frauen und eine Schar von Kindern; er war ein gastfreier, feiner Araber von heller Farbe, der schon seit dem Anfang der 1860er Jahre in Kafurro lebte und auf die Reisenden, die ihn besuchten, einen guten Eindruck machte.

Im November 1861 herrschte in dem kleinen Kafurro eine grosse Aufregung, denn König Rumanika sollte die ersten Europäer, die ihn besuchten, empfangen. Die Karawane Spekes und Grants war eingetroffen. Durch eine Reihe von Umzäunungen wurden die

Reisenden zu einer geräumigen Hütte, dem Königspalaste, geleitet. Hier wurden sie vom König Rumanika und dessen Bruder Nnanaji erwartet; beide waren Leute von stattlicher Grösse und „nobler Erscheinuug“; sie sassen mit gekreuzten Beinen auf der Erde. Der König war einfach in einen schwarzen Araberkaftan gekleidet und trug als Schmuck Perlengewinde von reichgefärbten Perlen über den Knöcheln und nettgearbeitete Armbänder von Kupfer. Des Königs Bruder war ein berühmter Medizinmann und hatte darum ausser dem karrierten Stück Zeug, mit dem er bekleidet war, noch eine Menge Talismane an sich gehängt. Vor den beiden lagen grosse Pfeifen von schwarzem Thon. Hinter ihnen kauerten so still wie Mäuse alle Söhne des Königs, sechs oder sieben junge Kerlchen mit ledernen kurzen Röcken und kleinen Traum-Amuletten, die um den Hals gebunden waren. Die Erscheinung der Wahumafürsten machte auf die Reisenden den vorteilhaftesten Eindruck; denn sie hatten schöne, ovale Gesichter, grosse Augen und hohe Nasen, das beste abessinische Blut verkündigend.

Die Begrüssung war eine ausserordentlich freundliche und erfolgte ohne viel Zeremonien. Rumanika führte sich in die Geschichte der Afrikareisen sofort als ein liebenswürdiger, leutseliger Mann ein, der er auch bis an sein Lebensende geblieben ist. Er lächelte ewig und war stolz auf sein Karagua. Die erste Frage, die er an die Reisenden richtete, war die, was sie von dem Lande dächten, ob sie einen schöneren See und schönere Berge gesehen hätten.

Seine Wohnung zeichnete sich durch grosse Reinlichkeit aus. Das Dach wurde durch zahlreiche, reine Stangen gehalten, an welche man verschiedene Speere von ausgezeichneter Arbeit befestigt hatte. Ein grosser stehender Schirm von schönem Strohgeflecht in geschmackvollen Mustern teilte einen Raum des Zimmers ab, und auf der gegenüberliegenden Seite befanden sich als blosse Schmucksachen eine Anzahl messingener Anker und kleine Modelle von Kähnen, welche zu seiner Unterhaltung von den Arabern in Kafurro in Eisen gearbeitet worden waren.

Das grösste Wunder von Karagua waren aber die Frauen der Wahumaprinzen. Unter diesen Hirtenvölkern herrscht die wunderbare Ansicht, dass fette Frauen besonders schön sind, und darum werden die Ärmsten im vollsten Sinne des Wortes gemästet. Welche

Erfolge man dabei zu erzielen vermag, darüber mag uns die folgende Beschreibung eines Besuches bei einer der Schwägerinnen Rumanikas belehren:

Die Frau war ein zweites Wunder der Fettleibigkeit, nicht fähig zu stehen, ausgenommen auf allen Vieren. Speke war begierig, einen ordentlichen Anblick von ihr zu erhalten und sie wirklich zu messen, und veranlasste sie, ihm die Sache dadurch zu erleichtern, dass er sich erbot, ihr auch ein Stück seiner nackten Beine und Arme sehen zu lassen. „Der Köder fing, wie ich wollte,“ erzählt der Reisende, „und nachdem ich es dahin gebracht hatte, dass sie sich bis in die Mitte der Hütte gedreht und gewälzt hatte, that ich, wie ich es versprochen hatte, und mass dann ihre Dimensionen.*) Alle diese Masse sind exakt mit Ausnahme der Höhe, und ich glaube, ich hätte diese genauer erhalten können, wenn ich sie hätte auf den Boden legen lassen können. Die Schwierigkeiten nicht kennend, mit denen ich bei einer solchen Ingenieurarbeit zu kämpfen haben würde, versuchte ich ihre Höhe zu erhalten, indem ich sie aufrichtete. Nach unendlicher Anstrengung von beiden Seiten gelang dies; sie sank aber sofort ohnmächtig um, da ihr das Blut nach dem Kopfe gestiegen war. Unterdes sass ihre Tochter, ein Mädchen von sechzehn Jahren, völlig nackt vor uns, an einem Milchkrug saugend, bei welcher Arbeit sie ihr Vater mit einem Stock in der Hand anhielt; denn da das Fettwerden die erste Pflicht des fashionablen Lebens ist, muss es mit dem Stocke, wenn nötig, gehörig eingeschärft werden. Ich fing ein bisschen mit dem Fräulein zu kokettieren an und bewog sie aufzustehen und mir die Hand zu drücken. Ihr Gesicht war lieblich, ihr Körper aber rund wie eine Kugel.“

Rumanika war der Sohn eines erlauchten Königs. Rohinda der Sechste regierte so lange, dass er selbst ein Mitleiden mit seinem Sohne Dagara bekam, dass dieser wohl niemals die Herrschaft über Karagua antreten dürfte. Er dankte aber nicht ab, wie dies andre Fürsten thun, sondern nahm ein magisches Pulver, welches sein Leben wegzauberte. Aus seiner Leiche sprang ein

*) Um den Arm 1 Fuss 11 Zoll, Brust 4 Fuss 4 Zoll, Schenkel 2 Fuss 7 Zoll, Wade 1 Fuss 8 Zoll, Höhe 5 Fuss 8 Zoll.

junger Löwe hervor und behütete den Hügel, auf dem der tote König ruhte; aus ihm entstanden andere Löwen, bis der ganze Ort eingenommen wurde. Dank diesen Löwen gelangte Karagua zu ungeheurer Macht und wurde zum Schrecken anderer Länder; denn diese Löwen waren dem Willen Dagaras untergeben, und als einmal Karagua vom Feinde angegriffen wurde, sammelte Dagara kein Heer, sondern rief seine Löwen zusammen und trieb mit ihnen den Feind in schreckliche Flucht.

Rumanika beschäftigte sich sehr gern mit geographischen und astronomischen Fragen; er stellte z. B. an Europäer die Fragen, ob dieselbe Sonne, die an einem Tage schiene, wiedererscheine, oder ob alle Tage frische Sonnen kämen, und ob der Mond verschiedene Gesichter mache, um über uns Sterbliche auf der Erde zu lachen oder nicht. Solche Neugierde hatte er ohne Zweifel von seinem Vater geerbt, denn auch dieser stellte während seiner Regierungszeit ähnliche Studien an.

Einmal wollte er wissen, woraus die Mitte der Erde zusammengesetzt sei, und liess hinter dem Palaste eine tiefe Grube graben. Er scheint aber das weitere Graben als ein schlechtes Geschäft bald aufgegeben zu haben; denn er liess die Grube in einen unterirdischen Gang verwandeln, der in eine Höhle führte. Hier trieb er nun seine Zaubereien, und die Leute behaupteten, dass er darin viele Tage ohne zu essen und zu trinken zugebracht habe, und sich zuweilen in einen jungen Mann, dann in einen alten, abwechselnd, wie ihn die Laune anwandelte, verwandelt habe.

Als nun der kluge Dagara starb, wurde nach alter Sitte sein Leichnam in eine Kuhhaut eingenäht und in ein auf dem See schwimmendes Boot gelegt. Darin blieb er drei Tage, bis die Zersetzung eintrat und sich Maden erzeugt hatten. Von diesen wurden drei nach dem Palast genommen und in die Obhut des erwählten Erben gegeben. Statt aber zu bleiben, was sie waren, verwandelte sich ein Wurm in einen Löwen, einer in einen Leoparden und der dritte in einen Stock. Darauf wurde der Leichnam des Königs genommen und auf dem Berge Moga-Mamirinzi bestattet; statt ihn aber unter die Erde zu bringen, errichtete man eine Hütte über ihm, steckte fünf Mädchen und fünfzig Kühe hinein und verschloss dann die Thüre so, dass sie alle später verhungerten.

Die Thronfolge in Karagua ist die, dass der älteste Sohn den Vater beerbt; es kommen aber dabei nur diejenigen Söhne in Frage, welche zur Regierungszeit des gestorbenen Königs geboren wurden. Es gab nach Dagaras Tode drei Prätendenten: Rumanika, Rogero und den bereits erwähnten Priester Nnanaji. Rumanika war nun der älteste; aber in dem abergläubischen Karagua durfte er nicht so ohne weiteres den Thron besteigen. Es musste zuerst der Beweis geliefert werden, dass er auch der wirkliche Thronerbe sei. Natürlich musste auch darüber ein Zaubermittel entscheiden. Die Prinzen wurden zusammenberufen, und die Staatsbeamten stellten vor sie eine kleine Zaubertrommel hin. In Wirklichkeit war sie federleicht, aber sie war mit Zaubereien gefüllt, und darum konnte sie nur von demjenigen gehoben werden, den die Geister als den rechtmässigen Thronerben anerkannten. Rogero und Nnanaji mühten sich nun vergeblich, die Zaubertrommel von der Stelle zu rücken, während Rumanika sie sofort mit dem kleinen Finger in die Höhe hob.

Rogero gab sich aber damit nicht zufrieden; er wollte selbst König von Karagua werden, und da er einen ziemlich starken Anhang im Lande hatte, griff er zu den Waffen, und er hätte Rumanika vertrieben, wenn nicht die Araber für diesen ein Heer ausgerüstet hätten. So stützte er sich bereits auf die arabische Macht.

Das Leben Rumanikas floss ruhig dahin; andere Reisende, die ihn besuchten, schilderten ihn als einen ehrwürdigen Patriarchen, der bei jedem Neumond seine Musikanten versammelte, um das Gestirn mit einem Höllenlärm zu begrüssen.

Nach dem Tode Rumanikas blieb Karagua das Schicksal anderer afrikanischer Reiche nicht erspart, und binnen zehn Jahren wechselten die Herrscher in erstaunlicher Anzahl. Auf Rumanika folgte sein ältester Sohn Kjensi, der nur neun Monate regierte; darauf folgte Kakoko, ein anderer Sohn Rumanikas, der sich mit Gewalt auf den Thron setzte, drei Jahre an der Herrschaft war und während dieser Zeit 17 Brüder erschlug und seinem jüngsten Bruder Luadschumba die Augen ausstach. Dann trat Katschi-Kondschu auf, bis Kakoko ihm, als er des Weines voll auf seinem Lager lag, zweimal den scharfen Speer ins Herz stiess und das Land von dem Tyrannen befreite. In demselben Monat wurde der Araber Hamed ben Ibrahim von seinem Sohne Said ben Hamed ermordet. Der

letzte Herrscher von Karagua, von dem die Kunde zu uns aus dem Jahre 1890 gekommen war, war Ndagara, Sohn Kjensis, damals ein sechzehnjähriger Bursche.

Für den von der Küste kommenden Europäer bildet Karagua nur die Vorbereitung für den Empfang viel wichtigerer Eindrücke. Er fühlt schon hier deutlich die Machtsphäre Ugandas, vor dessen König die Einwohner von Karagua sich mehr fürchten, als vor dem eigenen Landesfürsten, der ja nur ein Vasall Ugandas ist. In der That betreten wir nunmehr den mächtigsten und am besten organisierten Staat Ostafrikas, dem frühere Forscher den Namen eines Kaiserreichs beilegten und dessen Herrscher Mtesa durch Spekes und Stanleys Schilderungen auch in Europa eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Uganda.

Land und Volk.

Verfolgen wir den Lauf, welchen der Nil zwischen dem Victoria-Njansa und dem Albertsee beschreibt, so finden wir, dass derselbe hier gewissermassen eine Grenze zwischen zwei Pflanzen- und Tierreichen bildet. Im Norden finden wir das steppenartige Gebiet, welches wir aus der Beschreibung der Sudanländer zur Genüge kennen; im Süden liegt ein fruchtbares, mit üppigerer, echt tropischer Vegetation ausgestattetes Land.

Im Norden bildet das Getreide, die Negerhirse, die Hauptnahrung des Menschen, im Süden gelangen wir in das Gebiet der Bananen. Im Norden finden wir zersplitterte, schwache, auf einer niedrigen Kulturstufe stehende Völker, im Süden hört dieser urwüchsige Zustand auf. Wir begegnen hier nicht mehr nackten Menschen; jeder Einwohner kleidet sich, und er würde mit dem Tode bestraft werden, wenn er nackt umherlaufen wollte. Dieser Unterschied muss schon dem oberflächlichen Beobachter auffallen, und der aufmerksame oder länger im Lande weilende Reisende sieht auf Schritt und Tritt die Kluft, welche jene Völker trennt, grösser werden.

Uganda, an der Nordwestküste des Victoria-Njansa gelegen, ist ein herrliches, fruchtbares Land; weit interessanter aber als seine Wälder, Gewässer und Fluren sind die Menschen, die es bewohnen.

Wir ziehen durch das herrliche Land; der Tropenwald mit seinen Schlingpflanzen umfängt uns, Herden von grauen Affen schwingen sich von Ast zu Ast, ihr misstönendes Geschrei schallt

durch die Wälder, Schwärme von grünen Papageien fliegen kreischend umher, zarte, kleine Kolibris, deren Gefieder in der Sonne wie lebendige Rubine und Smaragde glänzt, wiegen sich über den bunten Blumen am Waldsaum, und wo sich eine Lichtung aufthut, spielen zahllose Schmetterlinge von allen Regenbogenfarben.

Wir verlassen den Wald, der sich längs eines nach dem Njansa fliessenden Gewässers erhebt, und betreten die offene Landschaft. Wir haben in der Einleitung dieses Bandes von einem afrikanischen Pfade gesprochen, hier in Uganda ist der Pfad zu einem Wege geworden, und der Reisende staunt über den ausgezeichneten Stand dieser Strassen, welche die Dörfer untereinander verbinden und selbst in weniger dicht bevölkerten Distrikten ausserordentlich reinlich gehalten werden. Ja, während man sonst in Afrika durch Flüsse und Sümpfe waten muss, giebt es hier Anfänge eines Brückenbaues; auf der trügerischen Oberfläche eines Morastes schaukelt z. B. ein Knüppeldamm, über den wir trockenen Fusses gehen können.

Jenseits des Waldes gewinnt die Landschaft noch mehr Leben; denn wir sehen hier bebaute Felder, Bananenhaine, über denen der Rauch sich kräuselt — das sind Zeichen der menschlichen Thätigkeit, die uns erst die schönste Landschaft traulich erscheinen lassen.

Wir nähern uns der Siedelung. Wir sehen Felder, die mit Mais und Zuckerrohr bepflanzt sind, dazwischen erheben sich die Bananenpflanzungen; das Riesenkraut bildet wahre Haine, aber unser Auge streift hinüber zu dem zuckerhutförmig zugespitzten Strohdache, neben dem wie ein Baum sich eine Banane erhebt; dort liegt die Wohnung des fleissigen Herrn dieser Felder, des Kopi, des ugandischen Bauern.

Statten wir ihm einen Besuch ab. Indem wir näher treten, erkennen wir, dass die Hütte von einem Zaune umgeben ist, also ein regelrechtes Gehöft bildet; wir sehen ausser der Banane noch einige Bäume im Hintergrunde derselben. Wir erkennen in ihnen leicht die Ficusbäume, aus deren Rinde der „Mbugu", der landesübliche Anzug der Waganda, bereitet wird, in ähnlicher Weise, wie der „Rokko", den wir bei den Mangbattu und den Njam-Njams vorgefunden haben, da wir mit unseren Lesern die Fürsten am Uelle aufsuchten.

Eine Einfahrt giebt es zu diesem Bauerngehöfte nicht; denn in Uganda kennt man keine Wagen. Die Pforte ist schmal; denn kein Rind pflegt durch dieselbe aus- und einzugehen; der Ugandabauer ist kein Viehzüchter; auf diese Beschäftigung blickt er mit Verachtung herab; er überlässt sie den Wahuma, die, wie wir ja bereits wissen, einst dieses Land erobert hatten, jetzt aber am Rande der Wälder in strenger Abgeschiedenheit ihre Herden weiden.

Vor diesem Eingang erstreckt sich aber ein Vorgarten — ein Gemüsegarten; in welchem wir süsse Kartoffeln, Yams- oder Brotwurzeln angepflanzt sehen, in dem Erbsen und Bohnen auf dem Boden hinkriechen oder an Stangen emporranken, in dem wir einige Beete mit Tabak bepflanzt finden, und der hier und dort mit Kaffeebäumen eingefasst ist.

Mitten in demselben steht der Kopi, der Herr des Grundstücks, ein echter Neger von dunkelschokoladenfarbener Haut und mit krausem Wollhaar, aber schöner gebaut als die Söhne des Mondlandes; mit schöneren Gesichtszügen, als wir sie sonst in Afrika vorfinden; mit grossen, mild und klug dreinschauenden Augen; neben ihm steht eine junge Frau, die wir geradezu hübsch nennen dürfen, mit kleinen, zierlichen Händen und Füssen. Beide sind in den togaartig gehaltenen Rindenstoff gekleidet, der sie uns wie ein paar antike Statuen erscheinen lässt.

Die Leute haben augenblicklich nicht viel zu thun; es giebt zwei Ernten in einem Jahre in Uganda: denn es giebt hier zwei Hauptregenperioden, und so ernten die Waganda zweimal im Laufe von zwölf Monaten und rechnen folglich jede Periode als ein Jahr. Der erste Monat eines solchen Jahres heisst bei ihnen „der Monat zum Nahrungsäen“ und die übrigen „Monate zum Nahrungverzehren“.

Lassen wir die Leute ihre aufkeimende Saat und ihre aufblühende Pflanzung betrachten und betreten das Gehöft selbst!

Wir befinden uns zunächst in einem Vorhof und erblicken in demselben eine kleine, viereckige Hütte. Sie ist dem Schutzgeist des Hauses heilig, und wir finden in ihr allerlei Weihgeschenke niedergelegt und aufgehängt. Ihr Wert ist nicht gross, aber wer vermag den tiefen Sinn der Schneckengehäuse, der aus Lehm geformten Kugeln, der verschiedenen Kräuter und Hörner zu enträtseln?

Durch eine zweite Hecke gelangen wir in den inneren Hof.

Im Vordergrunde desselben steht eine grosse Hütte: es ist die Wohnung des Kopi selbst, das Herrenhaus dieses Gutes. Gleich den anderen Ugandahütten ist sie rund und kuppelförmig gebaut und bis zum Boden mit Stroh gedeckt, so dass sie wie ein ungeheurer Bienenkorb aussieht.

Zum Bau derselben verwenden die Waganda die starken Stengel des hohen Tigergrases, die eine Länge von 15 bis 20 Fuss erreichen. Ein Ring von feinem Gras, der fest mit Bananenfasern umwickelt ist, wird auf den Boden gelegt und eine Anzahl von Tigergrasstengeln mit Stauden von Papyrus daran festgebunden; ein zweiter und dritter Ring wird auf eine Entfernung von fünfunddreissig cm hinzugefügt. Das so hergestellte Flechtwerk wird nun an dem Platz, wo das Haus stehen soll, auf Stangen aufgerichtet, neue Ringe kommen dazu, neue Tigergrasstengel werden hineingearbeitet, je mehr die Form sich erweitert. Wenn die Biegung der Ringe so sanft wird, dass man auch für sie dieselben Stengel verwenden kann, ohne dass sie brechen, so treten letztere an die Stelle des zuerst angewandten feinen Grases, während die ganze schirmartige Form mit der fortschreitenden Arbeit mehr und mehr gehoben wird, bis die erforderliche Höhe erreicht ist. Dann werden innen so viele Stangen stehen gelassen, als zur Festigkeit des Ganzen nötig sind, die Enden der Stengel abgeschnitten und die Thüre herausgeschnitten. Aussen wird nun um das Haus ein Damm von Erde aufgeworfen, befeuchtet und festgestampft, damit das Wasser während der heftigen Güsse nicht hineinsickern kann. Büschel von langem Gras werden dann vom Boden aus an die Halme befestigt, um die äussere Bedeckung herzustellen, und das Ganze krönt eine hohe, sehr festgeschnürte Grasgarbe. Unter der Thür wird das Gras sauber abgeschnitten, und von aussen ist das Haus fertig. Thorbogen werden gewöhnlich noch errichtet, und wenn der Boden geebnet und die Scheidewände aus demselben allgegenwärtigen Tigergrase hergestellt sind, so kann der Bau für vollendet gelten. Anfangs sehen die Häuser ausnehmend reinlich und hübsch aus, da sie aber keine Fenster haben und der Rauch nur durch die Thür abziehen kann, so sind sie sehr dunkel und werden bald vom Russ geschwärzt.*)

---

*) Felkin und Wilson, „Uganda und der ägyptische Sudan.“

Treten wir durch die niedrige Thür in das Innere, so müssen wir uns erst an das Dunkel gewöhnen, das in dem Raume herrscht. Dann aber sehen wir, dass er durch Scheidewände aus dem Tigergrase in den eigentlichen Wohnraum, in die Küche und in den Schlafraum getrennt ist. Besonders reich ist die Ausstattung nicht; nur wenige Hausgeräte sind hier aufgestellt.

Unser Kopi aber zählt zu den wohlhabenderen Bauern, und so besitzt er mehrere Hütten, die in anliegenden Höfen stehen, und vor denen wir die Frauen bei ihren Hausarbeiten beobachten können.

Uganda ist ein an Frauen überreiches Land, vielleicht das frauenreichste Land der Welt, denn Reisende, die hier länger geweilt haben, teilen uns mit, dass auf einen Mann drei bis vier Frauen kommen. Der Grund hierzu ist leicht erklärlich. Die Waganda werden von ihren Herrschern fortwährend auf Kriegs- und Raubzüge ausgesandt. Viele der Krieger bleiben natürlich auf dem Schlachtfelde, und die Männer des besiegten Stammes werden grundsätzlich getötet, während die Frauen und die Mädchen nach Uganda verschleppt werden.

Der freie Ugandamann lässt seine Felder durch Sklaven und Frauen bestellen; er selbst führt ein ziemlich heiteres und sorgloses Leben. Aus den Bananen braut er verschiedene Sorten Bier oder Wein, wie man es nennen will, und die Herstellung desselben ist so mühelos, das Material so billig, dass sich selbst der ärmste Mann an dem Biertopf laben kann, und so sitzen denn die Freien vor den Riesenkrügen und saugen aus denselben durch lange Röhren oder Strohhalme den berauschenden Trank. Sie sind auch starke Raucher, und Frauen stehen hierin den Männern nicht nach; übrigens wird hier auf die Grösse des Pfeifenkopfes ein besonderes Gewicht gelegt; je vornehmer der Mann, desto grösser der Pfeifenkopf, und man kann hier welche sehen, die bis zu einem halben Kilo Tabak fassen.

Vor äusseren Feinden ist der Kopi im Innern des Landes sicher, in das mächtige Uganda wagt kein Nachbarstamm einen Einfall, und in den Kriegen, welche mit Unjoro seit Jahren geführt werden, leiden nur die Grenzdistrikte.

Aber nicht immer begegnen wir so friedlichen, fröhlichen Bildern.

Wir ziehen durch ein gesegnetes Land; weite Pflanzungen aller

Art umsäumen den Weg; fruchtschwere Kornfelder harren des Schnitters. Vor den Häusern liegt auf schweren Hürden grüner Tabak, gelber Mais zum Trocknen, aber kein Bewohner ist sichtbar, kein Laut lässt sich vernehmen; nicht einmal ein Huhn gackert um die schweigenden Häuser herum.

Ein Todesschweigen liegt über dem Lande. Auf dem enormen freien Platze im Dorfe wächst kniehohes Gras, und die weiten Höfe sind menschenleer. In der glühenden Mittagssonne rascheln die nackten Äste der Gifteuphorbie, Eidechsen huschen über den Weg. Der Giftbaum im ausgeplünderten Lande! Denn das ist die Bedeutung des Schweigens: die Leute des Königs haben auf seinen Befehl nachts das Land überfallen und Leute und Vieh, Vorräte und Hausgeräte fortgeschleppt, ihres Herrschers Gelüsten zu frönen. Vor einzelnen Häusern liegen noch Stücke frischgearbeiteten Rindenstoffs, halbvollendete, zierliche Bastmatten — von ihrem Werke wurde die Hausfrau fortgeschleppt, als Sklavin des Königs Haushalt zu mehren!

Ja, glücklich wäre in früheren Zeiten der Bauer von Uganda gewesen, wenn ihn jemand vor seinem eigenen Herrscher hätte schützen können! Und konnte er sich aus seiner tiefen Stellung nicht emporarbeiten? als fleissiger Mann zu Reichtum und Ansehen gelangen? O ja, es giebt auch für den Bauer von Uganda höhere Ziele, die seinen Ehrgeiz wecken. Er muss dem König als Soldat dienen; er muss, wenn der Krieg entbrennt, dem Rufe desselben folgen, und nun bietet sich ihm Gelegenheit zur Auszeichnung.

Er kann ein Mtongoleh, ein Häuptling, werden, der im Frieden ein Gebiet verwaltet, in demselben Steuern erhebt und bei geringeren Vergehen und Streitigkeiten das Recht spricht, im Kriege aber an der Spitze der waffenfähigen Mannschaft zu dem grossen Heere stösst. Er ist dann immer noch ein Häuptling zweiten Ranges, über dem ein Mkungu, ein Oberst oder General, steht. Ein Mtongoleh kann selten Mkungu werden; denn diese Würde ist seit langer Zeit in den Familien einiger Vornehmen erblich, aber er kann durch die Gunst des Königs zu einem Amt erhoben werden, das dem der Mkungu mindestens gleich ist, ja unter Umständen noch wichtiger sein kann. Er kann zum Katekiro oder Premierminister ernannt werden, und dann ist er bei öffentlichen Auftritten doch die erste Person nach dem König.

Die ersten Reisenden, die Uganda besuchten, wie Speke, Grant und Stanley, hielten den König von Uganda für einen unumschränkten Selbstherrscher; aufmerksamere Beobachter haben diese Meinung widerlegt. In wichtigen Angelegenheiten ist derselbe vom grossen Rate Lukicho abhängig, der aus den Wakungu, dem Katekiro und einigen anderen königlichen Beamten besteht. Was sind aber wichtige Angelegenheiten? Die Ernennung der Häuptlinge, die Rechtsprechung, die Entscheidung über Leben und Tod, die Verfügung über das Eigentum des Einzelnen zählen nicht zu ihnen, und so regiert der König von Uganda thatsächlich absolut, ist seinen Unterthanen gegenüber ein Despot im vollsten Sinne des Wortes.

Hat sich nun der Bauer im Kriege ausgezeichnet, ist er zum Häuptling ernannt worden, so hat er auch die Verpflichtung, drei Monate während eines Jahres am Hofe zu weilen und die neun übrigen sich der Verwaltung des ihm zugewiesenen Gebietes zu widmen.

Hier in der Residenz, welche die Könige von Uganda oft zu wechseln pflegen, herrscht ein reges Leben. Unaufhörlich kommen und gehen die Boten aus allen Teilen des Reiches. Prozesse werden entschieden; Geschenke werden entgegengenommen, Raubzüge angeordnet, Leute vorgeführt und verteilt — aber an diesem Hofe herrscht auch eine strenge Etikette, und das Menschenleben ist feil.

Des Königs Pagen sind Henker, die zum Zeichen ihres Amtes sonderbare aus Stricken oder zerzaustem Grase gefertigte Turbane tragen. Sie sitzen vor den Hallen des Palastes, an den Stufen des Thrones und sind bereit, jeden Augenblick ihres Amtes zu walten. Und wie oft bietet sich ihnen hierzu Gelegenheit! Da hat der arme Mtongoleh, der bis dahin ein ehrsamer Bauer war, sein Mbugu nicht vorschriftsmässig geschürzt oder er hat unvorsichtigerweise ein nacktes Bein unter dem Gewande vorgestreckt — ist der Herrscher übelgelaunt, so ist ein solcher Verstoss gegen die Kleiderordnung ein Verbrechen, auf dem die Todesstrafe steht, und die Herren vom Stricke walten auf einen Wink sofort ihres Amtes.

Selbst wenn der Mtongoleh fern vom Hofe auf den Gütern seines Bezirks lebt, zittert er ewig vor dem Zorne seines Herrn; denn wenn eine Anklage gegen ihn erhoben wird, die vielleicht ganz unbegründet ist, aber den Missmut des Königs erregt, so giebt

dieser einem seiner Obersten den Befehl, den Mtongoleh zu strafen. Eines Nachts wird dann plötzlich der friedliche Distrikt überfallen, der beschuldigte Mtongoleh getötet oder gefangen genommen; seine Frauen und Töchter, seine Sklavinnen, seine Kinder und seine übrige Habe, ja auch die Frauen und Töchter der Wakopi seines Dorfes werden mit fortgeschleppt und als Sühne dem Könige vorgeführt. Er behält davon, was ihm gefällt, das andere verteilt er an die, welche heute seine Günstlinge sind, morgen aber vielleicht von demselben Schicksal erreicht werden. Selbst der mächtige Katekiro weiss nicht, wann seine Stunde schlagen wird, er kann plötzlich über Nacht die Gunst seines Herrschers verlieren.

Dieselbe Strenge waltet im Inneren des Palastes, wo die nach Hunderten oder gar Tausenden zählenden Frauen des Königs leben; auch in diese Räume dringen die Herren vom Strick und schleppen von Zeit zu Zeit eine Königin gebunden heraus, um sie hinzurichten.

Die Menschen können hier leicht angeschwärzt werden; denn in Uganda glaubt man ebenso wie in Unjamwesi an Zaubereien aller Art.

Die Waganda glauben an einen Gott, welcher die Welt erschaffen hat, aber sie verehren ihn nicht, da er ihrer Meinung nach viel zu hoch steht, um sich um die Menschen zu kümmern. Auf der Erde schalten und walten nach ihrem Glauben zahlreiche Dämonen, und diesen wird von den Waganda Verehrung dargebracht.

Der mächtigste derselben ist der Seegott Mukusa, eine Art Neptun, der in dem See lebt und die Gewässer beherrscht. Wenn die Waganda eine Fahrt auf dem Victoria-Njansa antreten, so verfehlen sie nie, dem Gotte zu opfern.

In einer Entfernung von dem Ufer sammeln sich die Bote, und der Häuptling oder Führer derselben verrichtet die Zeremonie; er legt Bananen oder andere Früchte auf das Ruder, hält sie über dem Wasser und bittet den Mukusa, günstige Fahrt und glückliche Heimkehr zu gewähren; dann versenkt er die Früchte und bittet den Gott, sie zu holen.

Mukusa hat aber noch eine andere für die Verhältnisse in Uganda sicher sehr verhängnisvolle Eigenschaft; er soll von Zeit zu Zeit den See verlassen und in irgend einen Menschen, bald einen Mann, bald ein Weib, fahren. Wird eine solche Person als

Besessene erkannt, so gilt sie als das Orakel des Gottes, und es werden ihr übernatürliche Mächte zugeschrieben: sie soll dann Krankheiten heilen oder Pestilenz herbeiführen, Regen fernhalten oder ihn hervorrufen, die Zukunft vorhersagen können. Diese Person übt dann einen ungeheueren Einfluss auf das Gemüt des Volkes und die Häuptlinge, sie beeinflusst also mittelbar die Regierung des Landes.

Natürlich giebt es ausser diesem noch eine ganze Reihe anderer Dämonen. Der Blitz ist eine Gottheit, und an der Stelle, an welcher er eingeschlagen, errichten die Waganda eine kleine Hütte, die niemand betreten darf; die Stätte ist geweiht; die Hütte aber wird nicht ausgebessert; erst wenn Wind und Wetter sie vernichten und ihr letzter Rest vermodert, ist der Ort wieder ein gewöhnliches Stückchen Erde.

Auf den Höhen Gambaragaras, eines hohen Berges, dessen Zinnen man von Uganda aus erblickt, thront der Dämon der Pocken. Chiwuka und Nenda heissen andere Dämonen, welche als Kriegsgötter gelten; sie wohnen in vielen Bäumen des Landes, welche darum von besonderen Wächtern beschützt werden, und vor diesen Bäumen erscheinen die in den Krieg ziehenden Haufen und bringen den Dämonen Opfer dar, Ziegen, Schafe und Rinder von schwarzer Farbe, welche im Namen der Götter von den Wächtern entgegengenommen werden.

Auch die Flüsse und Seen sind mit Gottheiten besetzt, mit finsteren Dämonen, denen man Menschenopfer darbringt; Menschenopfer erheischen auch die unter die Halbgötter versetzten verstorbenen Könige Ugandas, deren Gräber von besonderen Häuptlingen bewacht werden.

Natürlich schützen den Menschen Talismane vor den üblen Einflüssen der Dämonen, und diese Talismane verkaufen oder verteilen die Medizinmänner Ugandas, die Wawanda, welche verschiedene Zauberkünste, wie das Aufsuchen der Diebe, Wiedererlangen des verlorenen und gestohlenen Gutes praktizieren und auch behaupten, den Regen herbeilocken zu können. Sie stehen beim Volke in Ansehen und geben sich den Anschein von Propheten, wissen aber sich auch wirklich nützlich zu machen, indem sie Krankheiten heilen, und zwar nicht allein mit Zaubersprüchen, sondern mit

Kräutern, Wurzeln und Rinden verschiedener Bäume. Sie sollen auch Mittel gegen das Fieber besitzen, und wer weiss, ob nicht die eine oder andere nützliche Droge später durch diese schwarzen Medizinmänner bekannt gegeben wird.

Diese kurze Skizze möge dem Leser als Einführung in das sonderbare Volk dienen, dessen wechselvolle und für die gegenwärtigen kolonialpolitischen Verhältnisse sehr wichtige Geschichte wir im Nachfolgenden kurz skizzieren werden.

Aus der Heldengeschichte Ugandas.

In dem Abschnitte, in welchem wir den Hof des milden Königs Rumanika geschildert haben, konnten wir auf die Art hinweisen, in welcher man in Ostafrika Königslegenden erdichtet; der Sohn umgab bereits den Vater mit einem märchenhaften Nimbus. Unter solchen Umständen ist man leicht geneigt, solchen sagenhaften Überlieferungen überhaupt allen Wert abzusprechen, aber man muss doch zwischen den einzelnen Sagen zu unterscheiden wissen; echte Sagen, die in fernere Zeiten zurückreichen, sind von den in der Neuzeit entstandenen leicht zu unterscheiden. Sie enthalten in der Regel Gedanken und Anschauungen, welche dem Geistesleben des Volkes in der Gegenwart durchaus fremd sind.

Auch Uganda hat seine Sagen. Wir haben im Vorhergehenden schon erzählt, in welcher Weise nach Erkundigungen Spekes das Reich gegründet wurde. Die Waganda halten aber den Jäger Uganda nicht für den Gründer ihres Reiches, ihre Sage reicht weiter zurück.

Vor grauen Zeiten, so erzählen sie, kam vom Norden ein milder, leutseliger Mann nach Uganda. Das Land zwischen dem Victoria-Njansa und dem Albertsee war zu jener Zeit noch nicht besiedelt, aber Kintu, so hiess der Einwanderer, brachte eine Frau, eine Kuh, eine Ziege, ein Schaf, eine Bananenwurzel und eine süsse Kartoffel mit sich.

Der Patriarch Kintu lebte lange, seine Frau gebar ihm Kinder, die gleich in der ersten Jugendblüte standen, und so bevölkerte sich das Land rasch mit seinen Nachkommen. Ebenso vermehrten sich

die Tiere und die nützlichen Pflanzen, welche Kintu mitgebracht hatte; ja, wenn Kintu einen Bananenstengel in den Boden steckte, so wuchs er augenblicklich empor und bedeckte sich mit hundert Früchten, und die Kartoffel, die er gelegt hatte, wuchs so schnell, dass sie über den Boden hinzukriechen schien.

Als nun Kintus Nachkommen in dem von ihm gewählten Wohnsitze an der Grenze zwischen dem heutigen Unjoro und Uganda sich derart vermehrten, dass für sie in dem väterlichen Dorfe kein Platz mehr war, so schnitt er von der ursprünglichen Bananenwurzel und Kartoffel Teile ab, gab jeder Familie einen Teil und befahl ihnen, sich eine neue Heimat zu suchen. Seine Nachkommen wanderten aus; diejenigen, welche die Banane erhalten hatten, liessen sich in dem heutigen Uganda nieder, diejenigen, denen er die Kartoffel gegeben hatte, gingen nach Unjoro, und bis heute ziehen die Waganda die Banane, die Wanjoro aber die süsse Kartoffel als Nahrungsmittel vor.

Der Patriarch Kintu war ein gutmütiger Mensch, und die Tiere, welche sich in seinen Fallen fingen, baten ihn oft um Freiheit, indem sie zu ihm sagten: „Habe mit uns Mitleid im Sonnenschein (d. h. wenn es dir gut geht), und wir wollen dir helfen im Regen“ (d. h. wenn du in Not bist); und so liess er sie oft frei. Einst hatte er sich bei Verfolgung eines wilden Tieres weiter als gewöhnlich von seinem Hause entfernt, und als er zurückkehrte, waren alle seine Ochsen verschwunden. Er suchte sie überall, konnte sie aber nicht finden; da begegnete er einem Mann, der Kintu fragte, was er suche. Als ihm nun Kintu seine Not klagte, da erwiderte ihm der Mann: „O, du brauchst sie hier auf Erden nicht zu suchen, die Götter sind vom Himmel herabgekommen und haben deine Herden gestohlen.“

Nun ging Kintu in den Himmel und verlangte seine Ochsen zurück, aber die Götter wollten sein Verlangen nur dann erfüllen, wenn Kintu gewisse Aufgaben lösen würde.

Kintu erklärte sich bereit. Die Götter setzten ihm einen Korb mit Essen vor, der gross genug war, um fünfzig bis sechzig Mann zu versorgen, und das alles sollte Kintu auf einmal verzehren. Während er aber noch überlegte, wie er diese erste Aufgabe lösen könnte, erschien eine Menge Ratten, die er auf Erden verschont hatte, und frass den Vorrat auf.

Erfreut kehrte Kintu mit dem leeren Korbe zu den Göttern zurück und forderte die Wiedergabe seiner Ochsen. Aber die Götter stellten ihm eine zweite Aufgabe; sie führten ihn vor einen tiefen Brunnen, gaben ihm einen leeren Eimer ohne Seil und befahlen ihm, diesen aus dem Brunnen zu füllen. Das konnte Kintu wieder nicht machen, denn er konnte dort, wo er war, kein Seil bekommen oder machen; als er aber schon verzweifeln wollte, kam ein Flug Schwalben, denen er sich gütig erwiesen hatte; sie nahmen den Eimer, tauchten ihn in den Brunnen und brachten ihn wieder gefüllt herauf. Freudig eilte Kintu zu den Göttern und zeigte ihnen den mit Wasser gefüllten Eimer. Aber seine Ochsen bekam er noch nicht wieder; er musste noch eine dritte Aufgabe lösen.

Die Götter führten ihn auf eine weite Ebene, auf welcher unermessliche Rinderherden grasten; sie sagten ihm, dass seine Ochsen darunter seien und ihm gehören sollten, wenn er sie, ohne sich zu irren, heraussuchen könnte; mit dem geringsten Fehler sei alles für ihn verloren. Kintu, der seine Ochsen nicht erkennen konnte, wurde sehr bekümmert. Er wagte nicht, zu wählen, aus Furcht, einen Fehler zu machen, und wollte doch nach all den Mühen, die er schon durchgemacht hatte, seinen Anspruch nicht aufgeben. Da kam in seiner höchsten Not eine grosse Biene, der er bei einer früheren Gelegenheit eine Wohlthat erzeigt hatte, und sagte zu ihm: „Ich kenne deine Rinder, und ich will vorausfliegen und über jedem deiner Ochsen eine Weile schweben.“ Und sie that es, und Kintu suchte seine Ochsen aus, ohne sich zu irren, und brachte sie triumphierend auf die Erde zurück.

Der Patriarch Kintu war ein grosser Feind des Blutvergiessens; er ist eine lichte Gestalt, welche die Einbildungskraft der gepeinigten Völker so oft als ein leuchtendes Bild darzustellen vermag. Im alten Mexiko, welches blutdürstigen Kriegsgöttern Tausende von Menschen alljährlich opferte, verehrte man den milden, friedlichen Luftgott Quetzalcoatl; hier in Uganda, wo der Henker nimmer ruhen kann, erzählt man sich die Legende von dem milden Kintu, dem kein Blutvergiesser nahen durfte, und der zum Tode Verurteilte zu befreien pflegte.

Die Nachkommen Kintus wurden aber mit der Zeit schlecht, sie beachteten nicht die guten Lehren und das gute Beispiel,

welches ihnen der Patriarch gab, denn sie hatten die Kunst entdeckt, aus den Bananen Wein zu bereiten, und wurden dadurch zu Schwelgern und Wüstlingen. Sie gingen in ihrem gottlosen Wandel sogar so weit, dass sie, als er sie ermahnte, ihm drohten, ihn abzusetzen und zu töten. Der Wein hatte sie toll gemacht.

Da wurde der alte Kintu betrübt, und eines Nachts verliess er mit seiner Frau sein Haus, nahm mit sich die zuerst mitgebrachte Kuh, die Ziege, das Schaf, das Huhn, eine Bananenwurzel und eine süsse Kartoffelpflanze und ging fort aus dem Lande.

Als Vater Kintu verschwunden war, wurden alle, die ihn früher lästerten, von Gram erfüllt, und grosses Wehklagen erscholl in ganz Uganda. Drei Tage lang suchte man eifrigst nach dem Patriarchen, als er aber nicht gefunden wurde, da sagte sein ältester Sohn Tschwa: „Ich bin der Erstgeborene, und es ist mein Recht, die Stelle meines Vaters einzunehmen. Ihr, meine Brüder, mögt nun gut sein und euch vor meinem Speer in acht nehmen!“ Da er stark war, so fürchteten ihn seine Brüder und huldigten ihm als ihrem König.

Tschwa forschte lange noch nach seinem Vater, aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos. Kein Sterblicher hat mehr den Vater Kintu gesehen. Er blieb verschollen, und Tschwa starb, ohne dass seine Hoffnung in Erfüllung ging.

Seit der Zeit suchte noch eine ganze Reihe von Königen von Uganda nach dem mythischen Patriarchen Kintu. Ist er mehr als eine poetische Gestalt? Knüpfen sich etwa an ihn Erinnerungen an die vom Norden eingewanderten Stämme? Sind in dieser Legende Anklänge an Traditionen asiatischer Völker vorhanden? Es ist schwierig, wenn nicht unmöglich, auf alle diese Fragen eine Antwort zu geben. Man kann sich nur in Vermutungen ergehen. Soweit dieselben zulässig erscheinen, werden wir sie später zusammenstellen. Jetzt wollen wir lieber in der Erzählung der Geschichte der Dynastie Wakintu, der Nachkommen Kintus, fortfahren.

Auf den König Tschwa folgte sein Sohn Kamiera oder Kamiela (*r* und *l* sind gleichlautend im Kiganda). Er suchte gleichfalls vergebens nach dem Patriarchen Kintu. Erst als Nachfolger Kamieras erscheint sein riesengrosser Sohn Kimera, der Nimrod der Waganda. Ein grosser Liebhaber der Jagd, führte er zuerst Jagd-

hunde in Uganda ein; wohin er auch ging, führte er einen Hund an der Leine, und seit jener Zeit gilt auch der Hund als ein Wappenzeichen Ugandas neben der Frau und dem Speere.

Speke schildert Kimera, der ihm als Gründer der herrschenden Dynastie der Waganda gilt, in folgender Weise: „Kimera, plötzlich zur Grösse emporgehoben, wurde stolz und streitsüchtig, bildete eine starke Partei um sich, deren Anhänger er zu seinen Wakungu ernannte, belohnte gut, bestrafte hart und wurde bald grossartig. Nichts als der grösste Palast, ein Thron zum Draufsitzen, der grösste Harem, die nettesten Offiziere, das bestgekleidete Volk, selbst eine Menagerie zum Vergnügen, faktisch überall nur das Beste konnte ihn zufriedenstellen. Ganze Flotten von Booten, nicht blosser Kanoes, wurden für den Krieg gebaut und Armeen gebildet, damit der Ruhm des Königs nie abnehme. Kurz, das Regierungssystem war barbarischen Ideen zufolge vollendet. Landstrassen wurden von einem Ende des Landes zum andern gemacht und alle Flüsse überbrückt. Kein Haus durfte ohne den nötigen Apparat für Reinlichkeitszwecke gebaut werden; keiner Person, wie arm sie auch sei, war erlaubt, ihren Körper bloss zu tragen, und wer diesen Gesetzen zuwiderhandelte, musste sterben.“

Von besonderer Bedeutung ist, was Speke über das Begräbnis Kimeras berichtet. „Die Beamten begruben Kimera mit Staatsehren; sie übergaben den Leichnam der Obhut des begünstigtesten Begleiters des Verstorbenen, welchem die Pflicht oblag, den Leichnam auszutrocknen, indem er auf ein Brett gelegt wurde, das auf der Öffnung eines grossen irdenen, von unten durch Feuer erhitzten Kruges lag. War dieser Trocknungsprozess nach Verlauf von drei Monaten vollendet, so wurde der Unterkiefer ausgeschnitten und hübsch mit Perlen überarbeitet; der Nabelstrang, von der Geburt an aufbewahrt, erhielt dieselbe Bearbeitung in Perlen. Beides kam in besondere Verwahrung; den Körper aber übergab man einem Grabe, das hernach stets von dem genannten Begleiter und einer Anzahl der vom König am meisten begünstigten Frauen bewacht wurde, welche alle Gärten anlegten und den folgenden König nicht sehen durften.“

Speke hat in Erfahrung gebracht, dass nach dem Tode Kimeras bis auf Mtesa, den ersten König von Uganda, der von Europäern

besucht wurde, sieben Könige regierten. Heute wissen wir, dass in den Königsgräbern von Mengos dreiunddreissig Herrscher beigesetzt sind, und Stanley hat fünfunddreissig Regenten aus der Kintudynastie genannt. Wir können aber sicher annehmen, dass die Zahl der Wakintuherrscher eine weit grössere war, und ersehen daraus, dass der Ugandastaat eine in sehr alte Zeiten zurückreichende Geschichte hat, sehr im Gegensatz zu allen anderen zentralafrikanischen Reichen.

Über die Thaten dieser Regenten wissen wir nur das, was verschiedene Reisende von der mündlichen Überlieferung der Waganda in Erfahrung bringen konnten, da die Waganda keine Schrift besitzen. Die Geschichte der Wakintu ist darum mythisch und sagenhaft bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein, wo man sich auf Erzählungen von Augenzeugen stützen kann.

Wir wollen unsere Leser mit der Aufzählung der fünfunddreissig Regenten nicht ermüden und werden nur einige hervorragende Herrscher und interessantere Sagen erwähnen.

Schon Kimera führte Kriege mit Unjoro. Erst unter dem zwölften Herrscher (nach der Stanleyschen Liste der Wakintu), unter Nakiwingi, wurde Unjoro von Uganda gründlich gedemütigt. Stanley nennt Nakiwingi Ugandas Karl den Grossen. In der Regierungsgeschichte dieses Königs ragt vor allem die Gestalt des fliegenden Kriegers Kibaga hervor. Dieser Held konnte fliegen und wurde von Nakiwingi als Kundschafter benutzt, um die Stellungen des Feindes auszuspähen. Kibaga unterstützte seine Leute noch dadurch im Kampfe, dass er aus der Luft grosse Felsblöcke auf die Feinde niederwarf und diese in Massen erschlug. Er wurde dabei von niemand gesehen, und seine Kunst war nur dem Könige bekannt, dem Volke wurde sie geheim gehalten.

Eines Tages sah Kibaga unter den Gefangenen von Unjoro eine schöne Frau, die er zu seiner Gemahlin begehrte. Obwohl Nakiwingi sie für sich bestimmt hatte, konnte er doch seinem treuen Krieger die Bitte nicht abschlagen; er gab ihm die Frau, ermahnte ihn aber, ihr seine Flugkraft zu verheimlichen, damit sie an ihm keinen Verrat üben könne.

Kibaga that, wie der König ihm befohlen, und es verging eine geraume Zeit, ohne dass die Frau etwas merkte. Nach und nach

fiel es aber dem Weibe auf, dass ihr Gatte oftmals plötzlich verschwand und ebenso unerwartet heimkehrte. Sie überwachte ihn und war eines Morgens überrascht, ihn plötzlich mit einer Bürde Steine, die er sich auf den Rücken gebunden hatte, in die Luft steigen zu sehen. Nun erinnerte sie sich, dass viele ihrer Landsleute durch Steinwürfe, die von einer unsichtbaren Hand geschleudert wurden, getötet wurden. Ihr Verdacht fiel auf Kibaga, und sie eilte nun heimlich in das Lager ihrer Landsleute und verriet ihnen, was sie wusste.

Die Wanjoro beschlossen, sich an Kibaga zu rächen. Auf den Gipfeln aller hohen Berge wurden Bogenschützen in den Hinterhalt gelegt, mit dem Befehl, nur die Luft zu beobachten, auf das Schwirren der Flügel Kibagas zu lauschen und in der Richtung des Geräusches ihre Pfeile abzuschiessen. Die Kriegslist gelang. Als Nakiwingi eines Tages in die Schlacht zog, sah man grosse Blutstropfen auf den Weg fallen, und als der König an einen hohen Baum kam, erblickte er in den Ästen desselben einen menschlichen Leichnam. Von böser Ahnung erfasst, liess Nakiwingi den Baum fällen und erkannte zu seiner tiefsten Betrübnis in dem Toten seinen treuen Krieger Kibaga.

Aus der Regierungsgeschichte des siebenundzwanzigsten Herrschers Maanda ist eine auf den Patriarchen Kintu bezügliche Legende hervorzuheben. Ein Kopi hatte einen sonderbaren Traum, in welchem er aufgefordert wurde, sich an eine bestimmte Stelle im Walde zu begeben. Er folgte dem Rufe, und hier erschien ihm ein alter Mann mit grauem Barte, in weissem Gewande, welcher dem Bauer erklärte, Kintu wolle den König Maanda sprechen, aber von dieser Zusammenkunft dürften nur der König und seine Mutter wissen. Der Bauer eilte zu dem König, und da auch dessen Mutter einen sonderbaren Traum gehabt hatte, so folgte er in Begleitung seiner Mutter dem Bauer zu der bewussten Stelle. Als aber der Katekiro, der erste Reichsminister, den König sich heimlich entfernen sah, fürchtete er um dessen Leben und folgte ihm heimlich nach. Der Bauer führte den König richtig zu dem Orte, an welchem der alte Mann noch stand. Dieser aber fragte den König, warum er wohl seinen Katekiro mitgebracht hätte, und zeigte auf den hinter einem Baume Lauschenden. Der König wurde zornig

und durchbohrte seinen treuen Diener mit dem Speere. Der mildherzige Kintu war aber bekanntlich ein Feind allen Blutvergiessens, und als der König sich umwandte, war der Greis mit seinen Begleitern verschwunden. Vergebens warf sich der König verzweiflungsvoll zu Boden, vergebens riefen er, seine Mutter und der Bauer nach dem entschwundenen Patriarchen; sie erhielten keine Antwort, nur in der hohen und tiefen Waldung hallte ihr Ruf: „Kintu, Kintu-u, Kintu-u-u!“ wieder, wie wenn das Echo ihren Gram verspotten wollte. Seit jener Zeit hatte man in Uganda nie mehr etwas von Kintu gehört.

Im Norden Ugandas erstreckt sich das fruchtbare, durch seine Weiden ausgezeichnete Usoga. Die Unterwerfung desselben fällt in die Regierung des dreissigsten Herrschers Namens Tschabagu. Auch an diese Kämpfe knüpft sich eine Heldensage von dem Krieger Wakinguru.

Einer der Generale Mtesas erzählte sie Stanley bei dem Scheine der Wachtfeuer, und nach Stanleys stenographischen Aufzeichnungen leben die Thaten dieses Achilles von Uganda in folgender Gestalt unter den Waganda fort.

Die Wasoga verhöhnten König Tschabagu. Da beschloss Held Wakinguru, ihre Herausforderung anzunehmen. Er marschierte zur Höhe von Dschindscha, wo sich das Lager der Wasoga befand, mit einem Bündel Speere auf seinem Rücken. Sein Schild war so gross, dass zwei gewöhnliche Männer kaum im stande waren, ihn emporzuheben, denn Wakinguru war ein Mann von herkulischem Körperbau.

Als er an einer Stelle angekommen war, von der er das ganze Wasogalager überschauen konnte, forderte er den Feind zum Kampfe heraus. Die tapfersten Krieger der Wasoga stürzten hervor, um den Herausforderer niederzustrecken, aber Wakingurus Stärke war so riesig, dass lange bevor irgend ein Feind bis auf die Schussweite herankam, in welcher ein gewöhnlicher Krieger seine Lanze schleudert, sie alle schon tot dalagen. Wakinguru rückte vor, riss seine Speere aus den Leichen und trat einer neuen Schar der Wasoga entgegen, welche heraneilte, um den Tod ihrer Freunde zu rächen. Wiederum schleuderte der furchtbare Held seine todbringenden Speere, und wiederum bedeckten die Leichen der Feinde den Kampfplatz.

In höchste Wut versetzt, rückte jetzt das ganze Heer der Wasoga gegen Wakinguru vor und bildete um ihn einen grossen Ring. Aber Wakinguru lachte; er schleuderte seine gewaltigen Speere, und als sein eigener Vorrat ausging, sammelte er die Lanzen, welche seine Feinde gegen ihn geschleudert hatten und mit denen der Boden massenhaft bedeckt war, und kehrte ihre eigenen Waffen gegen sie, da er diese mit der Geschwindigkeit und Treffsicherheit von Pfeilen zu werfen verstand. Vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne hielt Wakinguru dem Ansturm des feindlichen Heeres stand, und dann zeigte es sich, dass er mit eigener Hand 600 Mann erschlagen hatte. In der Nacht kehrte er unversehrt in das Lager Tschabagus zurück, wo er sich mit den Bananen, der Milch und dem Wasser von Uganda erquickte, um am andern Morgen das Turnier mit dem Feinde wieder aufzunehmen. Drei Tage lang setzte Wakinguru den ungleichen Kampf fort, bis die Wasoga sich für besiegt erklärten, König Tschabagu über die Wasserfälle von Dschindscha setzte und die Unterwerfung des Landes vollendete.

Im Norden von Usoga liegt Ukedi, bewohnt von dem kriegerischen Volksstamme der Wakedi oder Lango. Dieselben unternahmen, von ihren Kriegshunden begleitet, zahlreiche Raubeinfälle in Uganda, und der Sicherung des Landes vor diesen unbequemen Nachbarn widmete König Kamanja seine Thätigkeit.

Kamanja war der 33. Herrscher der Wakintudynastie, und auf ihn folgte Suna II., den man auch für Uganda Suna den Grausamen oder Suna den Grossen nennen könnte. Als die Europäer das Land betraten, lebten noch viele, welche Suna persönlich gekannt und unter dessen Szepter gewirkt hatten; denn nach den Erkundigungen Stanleys muss Suna im Jahre 1820 geboren, 1836 zur Regierung gekommen und 1860 gestorben sein.

Die Geschichte der Wakintuherrscher bis Suna II. muss als eine mythische, sagenhafte bezeichnet werden. Wir können sie die Heldengeschichte Ugandas nennen. Mit Sunas Regierungsantritt beginnt für die Geschichtschreibung Afrikas eine neue Ära, denn unter diesem König trat Uganda aus seiner Abgeschiedenheit an dem grossen Quellsee des Nils hervor; die Araber erschienen an den Grenzen des Landes und knüpften mit dem König Handelsbeziehungen an. In Uganda, welches bis dahin auf seine eigenen

Traditionen und seine eigene Geisteskraft angewiesen war, kamen andere Elemente zur Geltung: zunächst begann der Islam gärend zu wirken, bis unter der Regierung Mtesas die Europäer das Land aufsuchten und in ihm Missionen gründeten. So ist für Uganda die wichtige Übergangsperiode eingetreten, in welcher durch den Einfluss der europäischen Kultur der Glaube, die Sitten, das Staatswesen des Volkes rasch umgebildet werden. Diesen Gärungsprozess werden wir im Nachstehenden schildern.

Dass in Uganda die Bemühungen der Europäer verhältnismässig gute Erfolge nachzuweisen haben, bessere sicher als in irgend einem anderen Lande, darf uns nicht verwundern; denn wenn wir die Sagengeschichte des Volkes prüfen, so müssen wir zugeben, dass die vom Norden eingewanderten Wakintu doch noch vieles beibehalten haben, was ihnen den Anschluss an die europäisch-asiatische Geisteswelt erleichtert. Es mag dahingestellt bleiben, wer diese Einwanderer gewesen sind, ob sie von Ägypten oder Abessinien eingewandert sind, das eine ist nicht zu leugnen, der Charakter der Waganda ist dem der Kulturvölker der alten Welt sicher mehr verwandt als z. B. derjenige der Mondvölker oder anderer echter Negerstämme. Das sind freilich Behauptungen, die sich schwer durch besondere Beispiele beweisen lassen; aber das Gefühl dieser geheimen Anklänge zwischen den beiden Kulturen ist aus den Berichten der meisten und erfahrensten Afrikaforscher herauszulesen. Diese dunkle Ahnung lebt auch in den Gemütern der Völker an den Nilseen, bei denen eine alte Prophezeiung sagt, dass auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen sind, wieder weisse Männer kommen und das Land erobern würden.

Die Gesichtszüge der Wakintuherrscher verraten deutlich trotz der Beimengung des Negerblutes, das in ihren Adern rollt, ihre Abstammung von einer anderen höheren Rasse. Die Könige von Unjoro glauben, dass ihre Vorfahren einst halb weiss und halb schwarz, halb mit krausem, halb mit glattem Haare ausgestattet waren. Wir werden über den Ursprung dieser Kultur Näheres am Schluss des Abschnittes über Uganda mitteilen. Wir glauben aber, dass die einzelnen Bilder aus der Heldengeschichte dieses Volkes geeignet sein dürften, in dem Leser Sympathien für das Volk zu erwecken; sie lassen uns tiefer in das Seelenleben der Menschen

blicken, die bei oberflächlicher Betrachtung uns durch ihre grausame Kriegsführung, ihren Aberglauben und ihre anscheinend geringe Sittlichkeit abstossend erscheinen möchten.

Suna II.

Suna war klein von Statur, fest und stark gebaut, sehr despotisch und grausam, aber tapfer und kriegerisch. Er hatte die eigentümliche Gewohnheit, mit tief niedergebeugtem Kopfe dazusitzen und nur selten aufzublicken. Seine Haltung erschien wie die eines Mannes, der mit gespannter Aufmerksamkeit Zeichnungen auf dem Erdboden entwirft, obgleich er wirklich auf alles, was um ihn vorging, scharf achtete. Er liess häufig seine Unterthanen zu Hunderten enthaupten. Wegen eines einzigen Verbrechens liess er eines Tages 800 Menschen aus Uganda hinrichten. Er verhängte überhaupt grausame Strafen, liess Augen mit dem Daumen ausdrücken, Ohren, Nasen und Lippen aufschlitzen. Er soll seine Augen so selten von dem Erdboden erhoben haben, dass die Henker, welche die „Herren vom Stricke“ genannt wurden, es für ein Zeichen der Verdammung zum Tode ansahen, wenn er je einmal seine Blicke zu einem Menschen emporrichtete. Wenn er durch sein Reich zog, so flohen die Menschen von den Strassen, da sie fürchteten, wenn er sie erblickte, hingerichtet zu werden. Sonderbarerweise war dieser gegen seine Unterthanen so strenge Herrscher freigebig und gastfrei gegen Fremde, die in sein Land kamen, und Araber, die ihn besucht hatten, waren von diesen seinen Tugenden geradezu entzückt.

Aus den allgemeinen Zügen seines Charakters ist noch seine Vorliebe für gewisse Tiere hervorzuheben. Suna war ein leidenschaftlicher Hundeliebhaber, und für einen dieser seiner Köter liess er einen ganzen Distrikt mit süssen Kartoffeln bebauen, weil der Hund sie gerne frass; und als der Hund starb, da wurde er mit besonderen Ehren begraben, und die Häuptlinge mussten zu diesem Begräbnis Rindenzeug beisteuern.

Unter Sunas Regierung stand Uganda auf der Höhe der Macht, und die Wakungu wetteiferten, den Kabaka, wie nunmehr der

Herrschertitel der Könige von Uganda lautete, mit kühn ausgeführten Raubzügen zu erfreuen. Suna selbst führte Kriege zu Lande und zu Wasser, und der bedeutendste galt den Wasoga, welche sich in der ersten Zeit seiner Regierung gegen ihn empörten. Als Suna sein Heer gesammelt hatte und in Usoga einrückte, zogen sich die Wasoga auf die Insel Kitenleh im Victoria-Njansa zurück, da sie wohl wussten, dass die Waganda ihnen im Seekampfe nicht gewachsen waren. In der That wurden wiederholte Versuche Sunas, vom Festlande nach der Insel überzusetzen, vereitelt, und die Wasoga fügten noch Spott zum Schaden hinzu, indem sie Suna laut verhöhnten, er möge die Gräber seiner Vorfahren Kagurus und Kamanjas aufsuchen und sich aus Scham über seine Niederlage dort selbst begraben.

Suna tobte vor Wut. Er rief seine Häuptlinge zusammen und befahl einen neuen Angriff auf die Insel und bedrohte seine Heerführer, dass er sie im Falle des Misslingens am Feuer rösten, enthaupten und bis auf den letzten Mann niedermetzeln lassen werde.

Wieder ruderten die Kähne der Waganda gegen die Insel Kitenleh vor; aber die Wasoga waren fest entschlossen, ihre Freiheit zu erkämpfen, und die Verluste der Waganda waren so ungeheuer, dass Suna seinen Plan änderte, vom Sturme absah und die Insel auszuhungern beschloss.

Zwei Monate lang konnten die Wasoga sich noch behaupten; dann aber zwang sie die Hungersnot, die Waffen zu strecken. Die angesehensten Häuptlinge näherten sich dem Lager Sunas, um ihm ihre Unterwerfung anzuzeigen. Dieser aber weigerte sich, sie zu empfangen, schenkte ihnen dreissig Ochsen und liess ihnen sagen, sie möchten sich, wenn sie ihren Hunger gestillt, die Sache überlegen und nach vier Tagen wiederkommen. Die Häuptlinge kamen am vierten Tage wieder, und Suna nahm ihre Unterwerfung an. Nachdem die Wasoga als Gefangene vor Suna gebracht worden waren, liess er sie gut behandeln und befahl ihnen, vor ihm und seinem Heere einen Kriegstanz auszuführen.

Nur mit Stöcken bewaffnet marschierten die nichts Böses ahnenden Besiegten, 30000 an der Zahl, in das von etwa 100000 Wagandakriegern gebildete Viereck und begannen ihre Scheinkämpfe. Auf ein Zeichen Sunas aber stürzten sich plötzlich die Waganda-

krieger auf die Tänzer und fesselten alle nach einem kurzen, aber vergeblichen Widerstande der Wehrlosen.

Nun liess Suna die vornehmsten Wasogahäuptlinge vor sich bringen und herrschte sie an: „Drei Monate lang habt ihr mich und mein Volk auf eure Unterwerfung warten lassen; ihr empörtet euch gegen meine gesetzmässige Macht und Gewalt und versuchtet von Treue und Gehorsam euch loszumachen; ihr habt mehr als die Hälfte meiner Häuptlinge erschlagen, und ihr habt mich mit Schmähungen geärgert, indem ihr sagtet, ich solle hingehen und die Gräber Kagurus und Kamanjas aufsuchen und mich dort im Gefühl meiner Schande selbst begraben. Ihr habt mich verspottet, mich, der ich Suna heisse, Suna, der Kaiser (Kabaka)! Ich gehe bald nach meinem Grabe, aber bei dem Grabe meines Vaters Kamanja sollt ihr noch heute sterben, und ihr mögt euern Vätern sagen, dass Suna euch zu ihnen gesandt hat."

Er gab darauf seinen Waganda den Befehl, alle Wasoga zu töten, sie in Stücke zu zerhacken und die Glieder auf einem Haufen am Ufer des Njansa aufzutürmen. Fünf Tage lang soll die Metzelei gedauert haben, worauf Suna mit 5000 gefangenen Weibern und 8000 Kindern nach Uganda zurückkehrte.

Wir übergehen die anderen Kriege Sunas, die bald Unjoro, bald Uddu, bald Usongora galten. Interessant ist nur noch die Geschichte einer zweiten Empörung von Usoga. Suna nahm sich Zeit, gegen die Empörer ins Feld zu rücken, aber ein junger Mtongoleh namens Kasindula, der dem Bauernstande entstammte, unternahm es auf eigene Faust, die Widerspenstigen zum Gehorsam zu bringen. Durch kühne nächtliche Überfälle wusste er die Wasoga derart zu schädigen und in Schrecken zu versetzen, dass sie von neuem Uganda huldigten. Kasindula aber zog vor Suna mit einer Beute von 7000 Sklaven, 2000 Kühen und Ochsen, 3000 Ziegen und 500 Schafen, und da er mehr geleistet hatte, als alle anderen Wakungu Sunas, wurde er von dem Kabaka zum Range eines Mkungu von Uganda erhoben.

Auf einem Kriegszuge gegen Usongora erkrankte Suna an den Pocken, und da er sein Ende nahen fühlte, liess er sich nach Uganda tragen. Jetzt beschäftigte ihn die Sorge um die Zukunft seines Reiches. Er hatte viele Söhne, aber sein Liebling war

Kadschumba, von dem man erzählte, dass er schon als Knabe einen Büffel mit einer Keule und einen Elefanten mit einem Speer erlegt habe. Der kaiserliche Prinz war ein gewaltthätiger, halsstarriger Jüngling von riesiger Gestalt und Stärke. Darum gefiel er Suna, weil er mit allen Eigenschaften ausgestattet zu sein schien, um das Reich im Sinne seines Vaters fortzuregieren. So berief Suna die Wakungu und den grossen Rat und empfahl den Häuptlingen seinen Sohn Kadschumba als Kabaka zu wählen, und noch auf dem Totenbette versicherte er ihnen, dass Kadschumba noch berühmter werde als der löwengleiche Kimera oder der grosse Nakiwingi.

Suna starb. Als Prinz Kadschumba dies erfuhr, ergriff er Schild und Speer und rief sich selbst zum Kabaka aus, kraft seiner Geburt und laut des letzten Willens des verstorbenen Herrschers. Er kündigte auch seinen Entschluss an, dass er seine Würde mit den Waffen in der Hand bis zum letzten Atemzuge verteidigen werde.

Die Wakungu waren jedoch längst auf diese Ereignisse vorbereitet. Sie hatten so viel unter dem grausamen Suna gelitten, dass sie den vielleicht noch gewaltthätigeren Kadschumba um keinen Preis zum Herrscher erheben mochten. Sie sehnten sich nach einem ruhigeren, bequemeren Kabaka. So sah sich plötzlich der tapfere Kadschumba von kräftigen Händen ergriffen und gebunden. Er wanderte ins Gefängnis und konnte nunmehr die letzten Tage seines Lebens zählen; denn jeder der Brüder, dem die Kaiserwürde zufallen würde, musste ihn fürchten und hassen — und das bedeutete seinen Tod.

Die Wakungu traten aber zur Königswahl zusammen, und der alten Sitte des Landes gemäss sollte ein minderjähriger Prinz gewählt werden, der unter dem Beistand seiner Mutter, der Königin-Mutter, und des grossen Rates bis zu seiner Volljährigkeit das Land regieren würde.

Ihre Wahl fiel auf einen sanftmütigen, grossäugigen Jüngling. Mtesa wurde zum Kabaka von Uganda ausgerufen.

Mtesa.

Mtesas Jugend.

In der Nähe von Mengos, unweit von dem Ufer des Victoria-Njansa, erhoben sich damals 31 pyramidenartige Bauten; es wurde eine neue, die zweiunddreissigste Hütte errichtet, das Mausoleum für den grossen Suna. Seine nach roher Ugandaart einbalsamierte Leiche wurde in dem dunklen innersten Gemache niedergelegt, und in dem Vorgemache schlugen zwölf schwarze Jungfrauen ihren Wohnsitz auf, um dem Toten zu dienen.

Der milde Jüngling war jetzt der Herrscher des Landes. Man sagt, dass der Reichtum die Menschen verderbe; dasselbe, ja in noch höherem Masse, lässt sich von der Macht sagen. Jedenfalls zeigte sich der Herrscher Mtesa ganz verschieden von dem jungen, heiteren Prinzen. Ob er dabei nach eigenen Herzenstrieben handelte oder den Ratschlägen der Königin-Mutter und einzelner Wakungu folgte, muss dahingestellt bleiben.

Jedenfalls war seine erste That grausam. Er wandte sich zunächst gegen seine Brüder. Nicht nur der ehrgeizige Kadschumba wurde den „Herren vom Stricke“ ausgeliefert; alle Söhne Sunas und Brüder Mtesas, die Geschichte verschweigt ihre Zahl, erreichte dasselbe Schicksal. So war Mtesa vor Rivalen sicher, und er hatte dabei, wie man sagt, nach berühmten Mustern gehandelt, denn in allen grösseren afrikanischen Staaten herrscht unter den Königen die Sitte, gefährliche Brüder beiseite zu schaffen.

Aber Mtesa ging weiter. Für gewisse Charaktere ist die Verpflichtung zum Danke etwas Lästiges. Mtesa war ein solcher Charakter. Er war der Kabaka von Uganda .... aber nicht einer

von Gottes Gnaden, wie man in anderen Staaten sagen würde. Er war gewählt worden, und die Wähler hatten für ihn mehr gethan, als sonst Wähler zu thun pflegen. Die Wakungu, die ihn auf den Sitz seines Vaters gehoben, hatten zuerst den mutigen Kadschumba unschädlich gemacht. Das konnte ihnen der junge Mtesa nicht vergessen; er war ihnen doch zum Dank verpflichtet, und das störte ihn. Und der junge Herrscher setzte sich über dieses Hindernis hinweg. Die treuen Wakungu wurden der eine nach dem andern den Herren vom Stricke überliefert; denn Mtesa erklärte, dass er keinen Unterthanen in seinem Reiche haben wolle, der behaupten könnte, dass er ihm einen Dank schulde.

Über alle diese Vorgänge setzte man sich in Uganda leicht hinweg, die Unterthanen waren ja an ein strenges Regiment gewöhnt. Das Menschenleben hatte hier keinen Wert, und so wie Mtesa zu regieren anfing, hatten ja die meisten Kabaka regiert.

Aber in jener Zeit, in welche Mtesas Regierungsantritt fiel, begann für Uganda eine neue Ära. Schon zu Sunas Zeiten besuchten die Araber häufiger das Land. Sie krochen allerdings noch demütig vor dem Kabaka ebenso wie seine schwarzen Unterthanen, aber ihr Einfluss war ein tiefeingreifender. Durch ihre Vermittlung kamen viele wunderbare Dinge ins Land, die man früher in Uganda nicht gekannt hatte: baumwollene, auch seidene Stoffe und vor allem Feuerwaffen. Allerdings waren diese Handelsverbindungen nicht ganz neu; denn Unjamwesi stand, wie wir bereits erfahren haben, seit sehr langer Zeit mit Sansibar in einem ziemlich regen Verkehr. Die Händler, welche diesen Verkehr vermittelten, waren Neger oder Halbblutaraber und diese waren schwerlich im stande, einen tieferen sittlichen Einfluss auf die Waganda auszuüben. Ihnen gegenüber waren die Kabaka doch richtige Herrscher, vor denen sich die Wangwana von der Küste ebenso wie die Waganda im Staub wälzten.

Sonderbarere Nachrichten kamen indessen vom Norden her. Auf Anregung der europäischen Gelehrten hatte Mehemet Ali von Ägypten schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dem oberen Nil seine Aufmerksamkeit zugewendet. Wir haben bereits in dem ersten Bande von dem Vordringen der Nubier den Nil aufwärts berichtet. Ausser den Nubiern waren aber auch Europäer in jene Gebiete

gekommen, und die Kunde von der Annäherung weisser Männer vom Norden her kam auch nach Uganda. Sie wirkte jedoch anfangs nicht sehr beunruhigend. Es gab zwar in Uganda und Unjoro alte Prophezeiungen, laut welchen einst Weisse das Land wiedererobern sollten, aber das Gefühl der eigenen Kraft war in jenen Staatswesen noch so gross, dass jede Furcht verschwand, als man erfuhr, dass kein Heer weisser Männer, sondern nur einzelne weisse Reisende in Begleitung schwarzer Diener hier und dort erschienen seien. Man erwartete ihre Ankunft, aber mehr mit Gefühlen der Neugierde.

Man ahnte nicht im entferntesten, dass die beiden fremden Elemente, das arabische und das europäische, binnen wenigen Jahrzehnten in den inneren Angelegenheiten Ugandas eine bedeutende Rolle spielen würden, man ahnte nicht, dass es bald in Uganda eine arabische und eine europäische Partei geben würde.

Der junge Mtesa, der um jene Zeit an der Spitze des Staates stand, hatte kein Verständnis für solche Fragen; seiner innersten Überzeugung nach war er der mächtigste Herrscher der Welt und liess die fremden Gäste vor sich erscheinen, um sich mit ihnen zu unterhalten, seine Neugierde zu befriedigen. Erst in seinem späteren Alter mochten die Gründung des ägyptischen Sudanreiches, der Vorstoss Bakers und Gordons gegen Unjoro und die Nähe der Äquatorialprovinz ihm vorübergehend ernstere Gedanken erregt haben; aber zu seiner Befriedigung konnte er doch noch erleben, wie diese Gründung in sich selbst zusammenbrach und die Ägypter an den Grenzen s e i n e s Reiches Halt machen mussten, was nur dazu angethan war, das Bewusstsein seiner eigenen Macht und das Vertrauen in dieselbe zu stärken. Uganda wurde inzwischen zum Ziel vieler Forschungsreisenden, und in den Berichten derselben ist die Gestalt Mtesas so genau wie die keines anderen afrikanischen Fürsten beschrieben worden. Wir lernen aus denselben Mtesa in den verschiedenen Phasen seiner eigenartigen Entwickelung kennen, und diesen von der Geschichte der Afrikaforschung gegebenen Gang werden wir auch in der nachfolgenden Darstellung beibehalten.

Eine Audienz.

Es war im Februar des Jahres 1862. Der junge Mtesa war sehr aufgeregt; denn der längst angekündigte weisse Mann, der in Karagua geweilt hatte und den Rumanika dem Kabaka empfohlen hatte, war in Bandawarogo, der damaligen Hauptstadt von Uganda, erschienen. Nicht minder neugierig war aber auch der Fremde, der Engländer Speke, der hier, um sich Ansehen zu verschaffen, als ein weisser Prinz auftrat, obwohl er nur ein englischer Kapitän war. Von seinem Quartier, das ihm in einigen für Fremde bestimmten Hütten angewiesen worden war, flog sein Blick hinüber zu dem königlichen Palaste, einer ungeheueren Anzahl von Hütten, welche den Abhang eines grossen Hügels bedeckte. Es war ein prachtvoller Anblick, denn die Hütten waren „gigantisch", wie man sie sonst in Ostafrika nicht zu sehen bekommt.

Endlich nahte die Stunde der Audienz. Speke rückte mit seiner Eskorte und den Trägern für die Geschenke von seinem Quartier ab; er trug seinen Regenschirm und liess sich seinen Feldstuhl nachtragen. Er hatte bemerkt, dass die Händler, welche von der Küste an diesen Hof kamen, sich der unwürdigen Hofetikette unterwarfen; er wollte die Würde des Europäers wahren und war fest entschlossen, die Schranken des Zeremoniells zu durchbrechen.

Durch das Palastthor schritt er in das Innere des Hüttenkomplexes, welche hier durch viele Zäune von Tigergras in eine Anzahl von Höfen getrennt waren. In dem ersten Hofe standen vor den Hütten viele schwarze Damen, Frauen des Königs, die mit Interesse den Einzug des Fremden beobachteten. In dem zweiten Hofe wurde Speke von einer Anzahl in reine, neue Mbugus gekleideter Wakungu begrüsst und war nicht wenig überrascht, hier eine grosse Versammlung anzutreffen. Es war der Hof zum Antichambrieren. Hier standen Väter mit ihren Töchtern, welche sie ihrem Herrscher schenken wollten, andere führten Ochsen, Hunde und Ziegen an Stricken herum, andere wieder trugen Hühner auf den Armen, alles Gaben für den Kabaka. Es wurde nunmehr dem Fremden bedeutet, er möge sich hier auf der Erde niedersetzen und warten, bis der König ihn rufen werde. Der Aufenthalt in

dem Hofe war für einen Erforschungsreisenden gerade nicht uninteressant, denn es gab hier viel zu sehen, und selbst eine Musikbande spielte auf, aber der Europäer wollte nicht wie jeder Neger behandelt werden; er liess dem Hofe fünf Minuten Zeit, damit sich dieser auf seinen Empfang vorbereite, und erklärte, dass er nach dieser Zeit, wenn er nicht vorgelassen werden sollte, gehen würde.

Niemand beeilte sich, dem Kabaka diese Erklärung zu überbringen, die Wakungu standen erstaunt da; eine solche Sprache hatte noch kein Fremder am Hofe von Uganda zu führen gewagt, und niemand hatte sich erdreistet, gar einen Stuhl mitzubringen, um vor dem Kabaka sich darauf niederzusetzen. Die Wakungu rührten sich nicht, und der Europäer hielt sein Wort; anscheinend beleidigt ging er in sein Quartier zurück.

Das feste Auftreten half; Boten wurden ihm nachgesandt, er sollte wiederkommen und seinen Stuhl mitbringen. Die Etikettenfrage war erledigt.

Der König hielt seinen Hof in einem wirklichen Hofe ab. Ihm gegenüber wurde der Feldstuhl aufgestellt und Speke bedeutet, sich in die strahlende Sonne zu setzen. Der Gast that es, stülpte seinen Hut auf, spannte seinen Regenschirm aus und betrachtete mit Ruhe und Musse den theatralischen Anblick, der sich ihm darbot.

„Der König, ein gutaussehender, hübschgewachsener, langer junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, sass auf einer viereckigen Plattform von Königsgras, das mit einem roten Laken bedeckt und mit Tigergrashalmen eingefasst war; er war sehr gut gekleidet mit einem neuen Mbugu. Das Kopfhaar trug er kurz abgeschnitten, mit Ausnahme des Scheitels, wo es in eine hohe Leiste aufgekämmt war, die von vorn bis hinten wie ein Hahnenkamm sich erstreckte. Um den Hals hatte er einen netten Schmuck, einen grossen Ring aus schön gearbeiteten blauen Perlen, die durch ihre verschiedenen Farben hübsche Muster bildeten. An dem einen Arme war ein anderer hübsch gezeichneter Perlenschmuck, am andern ein hölzernes Amulett mit einem von Schlangenhaut überzogenen Strick befestigt. An jedem Finger und jeder Zehe befanden sich abwechselnd Messing- und Kupferringe und über den Knöcheln halbwegs bis zur Wade eine Art Strumpf von hübschen Perlen. Alles war leicht, nett und in seiner Art elegant; man konnte dem Geschmack seines Anputzes

nichts anhaben. Als Schnupftuch hielt er ein gefaltetes Stück Rinde und ein Stück goldgestickter Seide, das er beständig benutzte, um seinen grossen Mund zu verbergen, wenn er lachte, oder ihn abzuwischen, nachdem er Bananenwein getrunken hatte, wovon er häufige und kleine Züge aus netten, kleinen Kürbisbechern nahm, die ihm seine aufwartenden Damen, gleichzeitig seine Schwestern und Frauen, darreichten. Ein weisser Hund, Speer, Schild und eine Frau — die Uganda-Zeichen, waren an seiner Seite, desgleichen eine Gruppe von Häuptlingen auf der einen und eine Gruppe von Zauberdamen auf der anderen Seite."

Der König unterhielt sich mit seinen Wakungu, sonst herrschte eine tiefe Stille in der Versammlung, alle hielten die Blicke auf den Boden gesenkt, aus Furcht, angeklagt zu werden, dass sie den König mit bösem Blick verzaubert hätten, obwohl die Zauberdamen da waren, um die Wirkung des bösen Blicks zu bannen.

Eine Stunde lang starrte der König seinen Gast an, ohne durch einen der Dolmetscher sich in eine Unterredung einzulassen; er liess nur den Engländer auffordern, seinen Hut abzunehmen und wieder aufzusetzen und seinen Schirm auf- und abzumachen. Zuletzt liess er Speke fragen, ob er ihn gesehen habe, und als dieser antwortete: „Ja, für eine ganze Stunde!" erhob sich der König und ging, den Speer in der Hand und den Hund an der Leine führend, durch die Einfriedigung in einen anderen Hof. In den Augen der Neger schritt er majestätisch von dannen, denn sein Gang sollte den des Löwen nachahmen, auf den Europäer aber machte das Watscheln einen recht possierlichen Eindruck.

Damit war der erste Akt der Audienz vorüber, und in der Pause wurde Speke mitgeteilt, der König habe sich zurückgezogen, um zu essen. Nachdem Mtesa seinen Hunger gestillt, wurde Speke in den anderen Hof geleitet. Hier sass der König auf einem roten Laken, von etwa hundert seiner Frauen umgeben, die alle in neue Mbugus sauber gekleidet waren.

Nach einem nichtssagenden Gespräch ging der König wieder vor eine andere Hütte, und hier fand die Übergabe der Geschenke, welche Speke mitgebracht hatte, statt. Es waren dies: ein Kästchen aus Blockzinn, vier reiche, seidene Gewänder, eine Whitworthbüchse, eine goldene Uhr, eine Revolverpistole, drei Karabinerbüchsen, drei

Degenbajonette, eine Kiste Munition, eine Kiste Kugeln, eine Kiste Zündhütchen, ein Teleskop, ein eiserner Stuhl, zehn Bündel beste Perlen, ein Satz Tischmesser, Löffel und Gabeln.

Diese Geschenke bereiteten ihm grosse Freude; damals war er noch nicht so verwöhnt, wie in späteren Jahren; er betrachtete sie wie ein kleines Kind und untersuchte alles, bis es Nacht wurde und die Fackeln angebrannt wurden.

Erst jetzt entliess er seinen Gast mit dem Versprechen, ihm am nächsten Morgen Nahrungsmittel zuzuschicken. Auf den Weg gab er ihm aber wenigstens etwas zum Durstlöschen, nämlich sechs Krüge Bananenwein. Am nächsten Morgen aber stellte sich das königliche Gegengeschenk in der Gestalt von zwanzig Kühen und zehn Ziegen ein.

Vom Könige hingehalten, blieb Speke vier und einen halben Monat in Bandawarogo und lernte Mtesa und den Hof zur Genüge kennen. Wegen der Hofetikette wurde ein Kompromiss geschlossen. Speke verzichtete darauf, vor dem König auf seinem Stuhl zu sitzen, es wurde ihm dagegen gestattet, sich auf einem Bündel Tigergrases, also auf einem Material, mit dem auch der königliche „Thron“ gepolstert war, niederzulassen. Besonders wichtige Angelegenheiten wurden bei den nachfolgenden Audienzen nicht verhandelt. Speke wollte nur die Erlaubnis zum Weitermarsch nach Norden behufs Feststellung des Nillaufes erhalten, Mtesa wollte sich mit seinem weissen Gaste amüsieren. So musste Speke bei der zweiten Audienz die Wirkung der Feuerwaffen zeigen und Kühe im königlichen Hofe schiessen; er erlegte derselben fünf mit einem Revolver. Der König aber lud einen Karabiner, gab ihn einem seiner Pagen und befahl ihm, er solle in den äusseren Hof gehen — und einen Menschen niederschiessen!

„Hast du's gut gemacht?“ fragte der König den Jungen, nachdem derselbe mit der abgeschossenen Flinte zurückgekehrt war.

„O ja, ganz vortrefflich!“ lautete die Antwort, aber unter den Anwesenden erregte dieser Vorfall nicht das geringste Aufsehen; niemand schien neugierig zu sein, wen gerade der Page des Lebens beraubt hatte!

Wie leicht man an diesem Hofe sein Leben verlieren konnte, davon noch ein Beispiel!

Mtesa besuchte mit Speke eine Insel auf dem Victoria-Njansa. Eine Anzahl seiner Frauen begleiteten den Kabaka. Während des Spazierganges pflückte eine der jungen Frauen eine Frucht ab und reichte sie dem Kabaka. Dieser aber geriet ob dieser unverschämten Dreistigkeit, ihm etwas anzubieten, in solche Wut, dass er seinen Herren vom Stricke befahl, die Frau fortzuführen und hinzurichten. Sofort nahmen auch die Pagen ihre von Stricken gefertigten Turbane vom Kopfe und fesselten das junge Weib, dem erst auf eine energische Fürsprache Spekes das Leben geschenkt wurde.

Lieblingsfrauen des Königs, welche das Todesurteil ohne Sträuben entgegennahmen, wurde die Vergünstigung zu teil, dass ihnen nur die Hände über dem Kopfe gebunden wurden und dass sie frei zur Richtstätte gehen konnten. Wunderbare Welt!

Eine milde Strafe war es noch, die Mtesa über einen seiner Pagen verhängte, da er eine Botschaft falsch verstanden hatte. Er liess ihm die Ohren abschneiden, weil er diese Organe nicht richtig zu benutzen verstanden hatte.

Die Königin-Mutter.

Bei der Beschreibung der Fürstenhöfe im Sudan haben wir gesehen, dass die Königin-Mutter, dort Magira genannt, eine hervorragende Stellung im Staatsleben einnahm. Auch in Uganda, wo sie Njamasore heisst, ist dies der Fall. Da die Etikette am Hofe vorschrieb, dass jeder Gast zwei Tage hintereinander dem Könige und jeden dritten Tag seiner Mutter aufwarte, so bot sich Speke genügende Gelegenheit, diese wichtige Person kennen zu lernen.

Mit den üblichen Geschenken versehen, machte sich der Reisende auf den Weg, um den Palast der Njamasore aufzusuchen, der etwa zwei Kilometer von dem königlichen entfernt lag, ebenso wie dieser gebaut, nur bedeutend kleiner im Umfang war. Alle Hütten waren mit Weibern gefüllt, denn die Königin-Mutter bewachte eine grosse Anzahl der königlichen Frauen. Sie war liebenswürdiger als ihr Sohn und liess den Reisenden nicht lange antichambrieren; denn sie liebte mehr eine fröhliche Unterhaltung als ein steifes Schaugepränge.

Die Königin war damals eine fette Schönheit von fünfundvierzig Jahren; sie sass bei der ersten Audienz einfach mit einem Mbugu bekleidet auf einem Teppich, der innerhalb eines Vorhangs von Mbugu auf die Erde gebreitet war, mit ihrem Ellenbogen auf einem aus demselben Rindenzeug gemachten Kissen ruhend; die einzigen Schmucksachen an ihrer Person bildeten ein Halsband aus Paternostererbsen (Abrus precatoria) und ein Stück Mbugu, das um ihren Kopf gebunden war, während ein Klappspiegel, durch Gebrauch nicht besser geworden, offen neben ihr lag. Vor dem Eingang zur Audienzhalle war ein eiserner Stab mit einem Napfe, der mit Zauberpulver gefüllt war, aufgestellt; in der Hütte selbst leisteten neben einigen Frauen vier Zauberinnen in ihrem phantastischen Schmucke der Königin Gesellschaft.

Anfangs sassen die Njamasore und Speke still da und betrachteten sich gegenseitig; dann wurden die Frauen entlassen und einige Wakungu und eine Musikbande hereinbefohlen. Nun wurde Speke bedeutet, näher zu treten und sich innerhalb der offenen Hütte zu setzen.

Man trank Pombe (Bananenwein) und rauchte, während die Usogakapelle ihr Konzert begann, wobei die Musikanten ihre Körper auf- und abwiegten wie die Bären auf der Messe.

Die Königin verliess die Hütte, wechselte die Toilette und erschien wieder. Der Hof wurde bis auf drei oder vier vertraute Wakungu entlassen, und die Njamasore trug Speke ein besonderes Anliegen vor. Sie nahm ein Bündel glattgearbeiteter Stäbe und sagte, dass sie drei Klagen habe. „Dieser Stab,“ fuhr sie fort, „stellt meinen Magen dar, der mir viel Beschwerden macht; dieser zweite Stab ist meine Leber, die mir herumschiessende Schmerzen über den ganzen Körper verursacht, und dieser dritte ist mein Herz, denn ich träume nachts beständig von Suna, meinem verehrten Gatten, und das ist nicht angenehm.“

Speke erwiderte: „Die Träume und Schlaflosigkeit seien die gewöhnlichen Klagen der Witwen, sie könnte nur dadurch geheilt werden, dass sie sich entschlösse, wieder zu heiraten; wegen ihrer körperlichen Leiden wolle er sie zunächst untersuchen, d. h. ihre Zunge sehen, ihren Puls und vielleicht auch ihre Seiten befühlen.“

Die Wakungu erschraken darüber und wollten erst die Erlaubnis des Königs einholen, aber die Königin war erzürnt, dass

sie von einem „Bürschchen“ Rat holen sollte, und liess sich untersuchen. Speke gab ihr einige Pillen, von denen die Wakungu zuerst kosten mussten, und verordnete ihr Diät, in welche zu ihrem Leidwesen auch die Enthaltsamkeit von Pombe einbegriffen war.

Die Geschenke, die Speke ihr überreichte, befriedigten sie ausserordentlich. Sie revanchierte sich durch ein grosses, sehr kunstvoll gearbeitetes Pombesaugrohr, eine Kuh und andere Kleinigkeiten, unterhielt sich mit dem Fremden auf das freundlichste und lud ihn ein, in zwei Tagen wiederzukommen, da sie ihn gern habe, ganz ausserordentlich, sie könne nicht sagen wie sehr. Nach dieser sonderbaren Erklärung stand sie auf und verliess die Halle, womit die Audienz ihr Ende erreicht hatte.

Da Speke den Einfluss der Königin-Mutter auf ihren Sohn sich sichern wollte, damit ihm der Weg nach dem Nil gestattet würde, so zeigte er sich auch seinerseits liebenswürdig gegen die Frau, die er später noch sehr oft besuchte. Das Leben in ihrem Palaste war sehr gemütlich, wozu der Genuss von Pombe nicht wenig beitrug, und die Königin trank diesen Wein mitunter wie ein „Schwein“, indem sie ihren Kopf in einen grossen damit gefüllten Trog steckte.

Nachdem Speke seine Besuche bei dem König und seiner Mutter in gebührender Zahl angestellt hatte, durfte er auch mit dem Waganda-Adel, der uns bereits aus den früheren Schilderungen bekannt ist, nähere Bekanntschaft schliessen und die hervorragendsten Häuptlinge besuchen. Sehr drollig fiel die Vorstellung der fünfundzwanzig Frauen des Katekiro aus. Der Minister erwies damit dem Gaste die grösste Ehre, da die Waganda sonst auf ihre Frauen eifersüchtig sind, damit der Engländer aber nicht auf den Gedanken komme, die eine oder andere dieser Schönheiten zu verlangen, sagte er gleich bei der Vorstellung: „Diese sind aber nur zum Ansehen!“

Die Njamasore erwies sich freigebiger; sie wollte durchaus Speke verheiraten und schenkte ihm zwei ihrer schönsten Sklavinnen, die nicht zurückgewiesen werden durften und den treuesten Wangwana der Karawane Spekes als Frauen gegeben wurden. Mit diesem Los nicht zufrieden und darüber entrüstet, dass der Weisse sie nicht für würdig befunden hatte, liefen sie später davon.

Das Heer.

Speke fand auch oft Gelegenheit, die Armee von Uganda zu sehen. Wenn die Waganda in den Krieg ziehen, legen sie ihre faltigen Mbugu ab und ziehen die bei weitem knapperen „Kriegsuniformen“ an. Im Jahre 1862 gab es noch wenig Flinten im Lande, und die Bewaffnung war noch die alte. Speke schildert die Parade eines aus etwa 600 Mann bestehenden Bataillons in folgender Weise:

„Man kann sich nichts Wilderes und Phantastischeres denken, als den Anblick, der nun folgte; die Männer waren alle fast nackt, nur mit Ziegen- oder Katzenfellen, die von ihren Gürteln herabhingen, bekleidet und mit Kriegsfarben je nach dem Geschmack jedes Individuums beschmiert. Die eine Hälfte des Körpers sah rot oder schwarz, die andere blau, aber nicht regelmässig, so z. B. war der eine Strumpf rot, der andere schwarz, während die Hosen darüber die umgekehrte Färbung hatten und ebenso die Ärmel und Jacke. Alle führten dieselben Waffen, zwei Speere und einen Schild, in einer Haltung, als näherten sie sich einem Feinde, und so bewegten sie sich in drei Zügen in einzelnen Gliedern und Reihen, fünfzehn bis zwanzig Schritt auseinander mit derselben hohen Aktion und verlängertem Schritte, wobei nur das Bein, das auf dem Boden ruhte, gebogen wurde, um ihrem Schritt mehr Kraft zu geben.

Nachdem die ganze Mannschaft vorübergezogen, kamen die Hauptleute der Kompanien, noch phantastischer gekleidet, und ganz zuletzt der grosse Oberst, ein vollständiger Robinson Crusoe mit seinem langen, weisshaarigen Ziegenfell, einem geigenförmigen, ledernen Schild mit Haarbüscheln an allen sechs Ecken, Bündeln langer Haare unter den Knieen und einem prächtigen Helm mit reichen Perlen in allen Farben in famosem Geschmack bedeckt und von einem Busch purpurner Federn überragt, aus dessen Mitte ein gebogener, mit einem Büschel von Ziegenhaaren gekrönter Stab hervorragte. Nun machten sie kompanieweise Angriffe auf und ab, und zuletzt kamen die älteren Offiziere nach dem König ausholend, zum Zeichen heftiger Beteuerungen ihrer Treue und Ehrlichkeit, wofür sie applaudiert wurden. Die Parade war nun zu Ende, und alle gingen nach Hause.“

* * *

So war vor dreissig Jahren der Hof Mtesas beschaffen. Vor dem jungen Herrscher wälzte sich alles im Staub; für jede seiner Thaten riefen alle „Njanzig, Njanzig!“ (danke, danke!) Und der Kaiser oder Kabaka, das junge Bürschchen, hatte keinen Sinn für ernstere Fragen.

Bei der ersten Erscheinung des Neumondes in jedem Monat schloss er sich für zwei oder drei Tage ein zur Betrachtung und Anordnung seines Zauberhornes (Hörner wilder Tiere, die mit Zauberpulver gefüllt sind). Dies konnte man für seine Sonntage oder Kirchenfeste halten, die er der Andacht weihte. An anderen Tagen nahm er seine Frauen, einige hundert, zum Baden oder Vergnügen in Weihern; oder war er davon ermüdet, ging er weit spazieren, während seine Frauen hinter ihm liefen, worauf alle Musikanten zu ihm stiessen, die Spitze des Zuges bildend, hinter ihnen die Wakungu und die Pagen mit dem König in der Mitte der Prozession. Bei diesen Ausflügen durfte kein gewöhnlicher Mensch zu dem Könige aufschauen. Und wurde zufällig jemand am Wege entdeckt, so wurde er von den Pagen niedergehetzt, er konnte sich glücklich preisen, wenn er nur geprügelt, seines Besitzes beraubt wurde und wenn man ihn nicht zur Richtstätte schleppte.

Mit den neuen Gewehren, die ihm Kaufleute und Reisende gebracht hatten, ging er auf die Jagd oder unternahm Fahrten auf dem Victoria-Njansa, besuchte hier auf einer Insel den Mann, aus welchem der Geist des Sees, der gewaltige Mukusa, sprach. Nur eine einzige ernstere Beschäftigung konnte man bei ihm nachweisen: er begann das Kisuahili der Kaufleute zu erlernen.

Freilich, Mtesa war noch, wie ihn seine Mutter selbst nannte, ein junges Bürschchen, dem die königliche Macht neu war und der sie wie ein Spielzeug missbrauchte. Aber mit der Zeit mussten doch die Staatsgeschäfte ihn in Anspruch nehmen. An den Grenzen des Landes verhielten sich Ugandas Feinde nicht ruhig; die räuberischen Wanjoro fielen in das Land ein und mussten gezüchtigt werden; irgend ein Häuptling von Uddu verweigerte den Tribut, und das unbändige Usoga wurde wieder rebellisch. Die Wakungu und Watongoleh zogen in den Krieg, und man ging zu den Gräbern der Wakintu, zu dem Grabe des grossen Suna, um aus dem Wachstum und anderen Zeichen gewisser Bäume und Pflanzen die künftigen Geschicke des Reiches zu erfahren.

Vom Süden und vom Norden kamen überraschende Nachrichten. In Tabora erstarkte die arabische Niederlassung, und die Händler, die von dem Mondlande kamen, traten selbstbewusster auf; die Ägypter und Engländer hatten ihre Banner an den Ufern des Albertsees aufgepflanzt, und Unjoro wurde von ihnen mit Krieg überzogen.

Die Kämpfe nahmen jetzt eine andere Gestalt an; der Ugandaspeer musste die Feuerwaffe als Bundesgenossin erwerben, wenn er nach wie vor siegreich aus den Schlachten hervorgehen wollte. Eine neue Ära fremder Einflüsse begann. Da wurde das Bürschchen Mtesa ernster und lauschte den Erzählungen eines einfachen Arabers, der sich als Elfenbein- und Sklavenhändler an seinem Hofe niederliess.

Muley ben Salem, so hiess der Araber, erzählte Mtesa von der Macht der Araber, vom Sultan von Sansibar, von der Pracht orientalischer Höfe, und er weihte ihn in die Lehren des Korans ein, die, wie tief sie auch unter denen des Christentums stehen mögen, doch himmelhoch den Aberglauben Ugandas überragten. Ohne es zu ahnen, wurde Mtesa zum Schüler des Arabers und huldigte in seinem Herzen den Lehren des Propheten, obwohl er äusserlich dem Glauben seiner Väter nicht entsagte. Unter solchen Einflüssen reifte das Bürschchen zum Manne heran, und was unter seiner Herrschaft in zwölf Jahren aus Uganda geworden, darüber wird uns das nächste Kapitel einen überraschenden Aufschluss geben.

Mtesa als Reformator.

Das Jahr 1875 ist ein hochwichtiges in der Geschichte Ugandas. Wenn das Volk der Waganda jemals, dem Christentum zugeführt, eine höhere Kulturstufe erringt, so wird es dieses Jahr als das seiner Wiedergeburt feiern müssen; denn in ihm wurde der Grund zu der grössten inneren Umwälzung gelegt, der Weg zur Einführung des Christentums gebahnt.

In jenem Jahre betrat wieder ein Europäer den Boden Ugandas. Es war Stanley. Mtesa, mit dem er im April 1875 zusammentraf, war kein Bürschchen mehr. In seinem Tagebuch beschrieb Stanley

die äussere Erscheinung des Kaisers mit folgenden Worten: „Von Person ist Mtesa hochgewachsen — er misst wahrscheinlich 6 Fuss 1 Zoll (1,85 m) — und schlank. Er hat sehr intelligente und angenehme Gesichtszüge, die mich an einige unter den Gesichtern der grossen Steinbilder in Theben und der Statuen im Museum zu Kairo erinnerten. Er hat dieselbe Fülle der Lippen, aber ihre Dicke wird durch den allgemeinen Ausdruck einer mit Würde gemischten Liebenswürdigkeit gemildert, welcher sich über sein Antlitz breitet, und durch die grossen, glänzenden, wie zwei Flammen unruhig lodernden Augen, welche demselben eine wunderbare Schönheit verleihen und für die Rasse, von welcher er, wie ich glaube, abstammt, typisch sind. Seine Farbe ist ein dunkles Rotbraun und dabei die Oberfläche seiner Haut von merkwürdiger Glätte."

Im Jahre 1875 ging Mtesa nicht mehr in den landesüblichen Mbugu gekleidet; er hatte die arabische Tracht angenommen. Viele seiner Wakungu waren seinem Beispiel gefolgt, und auch die Pagen trugen zum grossen Teil importierte Baumwollstoffe; die Soldaten hatten zum Teil andere Uniformen, die Leibwachen waren mit Flinten bewaffnet, und Stanley fühlte sich berechtigt, zu erklären: „Ich sehe, dass Mtesa ein mächtiger Kaiser ist, der grossen Einfluss auf seine Nachbarn besitzt. Ich habe heute gesehen, wie der nie Ruhe haltende Makorongo, der König von Usui, und Mirambo, jenes schreckliche Phantom, das alle Gemüter in Unjamwesi aufregt und beunruhigt, durch ihre Gesandtschaften vor ihm knieten und ihm Tribut darbrachten. Ich sah ungefähr hundert Häuptlinge, welche etwa auf derselben Kulturstufe standen, wie die Einwohner von Sansibar und Oman, manche in reiche Kleider gehüllt und in derselben Art und Weise bewaffnet, und bin mit Erstaunen Augenzeuge gewesen von der Ordnung und Gesetzmässigkeit, wie solche in halbzivilisierten Ländern überhaupt erreichbar sind."

Die ehemalige Residenz in Bandawarogo, welche Speke besucht hatte, war nicht mehr vorhanden; Mtesa hatte sich eine neue auf dem Berghügel von Rubaga gebaut; aber sie glich in allen Einzelheiten der früheren, und ebenso war das Leben am Hofe dasselbe geblieben.

Als nun Stanley sah, wie leicht es den Arabern geworden war, Mtesa zu beeinflussen, fasste er den Entschluss, den Kabaka

zum Christentum zu bekehren, und anscheinend war ihm dies gelungen. Mtesa und seine Wakungu waren der Meinung, dass das Buch der Weissen, das Evangelium, besser sei als das Buch der Araber, der Koran. Und Mtesa hatte nichts dagegen, dass Stanley in Uganda eine Art christlicher Kirche einrichtete und in derselben vorläufig einen schwarzen Zögling der Missionen von der Küste einsetzte. Er gab auch seine Einwilligung dazu, dass Missionare nach Uganda kämen.

Stanley hatte mit Mtesa den Feldzug gegen die Wawuma mitgemacht und sehr interessante Schilderungen der Armee Mtesas, die aus etwa 150000 Kriegern und 100000 Weibern, Sklaven und Kindern bestand, gegeben. Er schilderte Mtesa als einen weitsichtigen, hochbeanlagten, der Kultur leicht zugänglichen Mann und erliess von Uganda aus einen Aufruf, man sollte christliche Missionen an Mtesa schicken.

Die optimistische Auffassung Stanleys, welche Mtesa selbst betraf, erwies sich später nicht ganz berechtigt; Forscher, welche später Uganda besuchten, konnten der idealen Schilderung Stanleys durchaus nicht beipflichten; aber unzweifelhaft gebührt Stanley das Verdienst, die ersten Schritte zur Zivilisierung Ugandas gethan zu haben. Infolge seines Aufrufes kamen zuerst englische, dann französische Missionare nach Uganda. Mtesa öffnete ihnen das Land. Aber das Christentum fasste nicht am Hofe, sondern in dem uns wohlbekannten Stande der Kopi oder Bauern feste Wurzeln.

Mtesa hatte vom Mohammedanismus etwas gelernt, aber er wurde kein Mohammedaner; er liess sich nicht beschneiden, und hundert Jünglinge, die seiner Zeit glaubten, dass der Islam Staatsreligion werden würde, und sich darum beschneiden liessen, wurden von Mtesa zum Tode verurteilt. Er war eben ein Kind des Augenblicks, der Grundzug des Charakters, den wir schon in der Schilderung Spekes bei dem Jüngling finden, war auch dem Manne eigentümlich. Ein Fremder, der an der Spitze der Karawane eintraf, war der Held des Tages; Mtesa folgte seinen Einflüsterungen eine Zeitlang, aber er vergass sie bald, und so erklärt sich seine scheinbare Bekehrung zum Christentum, die von Stanley verkündet wurde. Trotz aller Vorzüge seines Geistes hatte er doch niemals

den Rest des Heidentums abgestreift und blieb bis an sein Ende abergläubisch. Wenn er von einer lebenden Person träumte, so war das für ihn ein Zeichen der Verräterei, und er liess sie hinrichten. Einmal in den letzten Jahren seines Lebens träumte er von seinem Vater Suna und liess infolgedessen ein Opfer von 500 Menschen darbringen. Er hielt sich auch, wie alle Herrscher der Kintudynastie, für einen Propheten.

Es mag schliesslich nicht wunderbar erscheinen, dass er in seinem Glauben schwankend blieb und am meisten zu dem alten Glauben seiner Väter hielt. Es stürmten zu viel neue Eindrücke auf ihn ein. Da kamen die Mohammedaner, welche ihre Lehre als die beste ausgaben und die Christen verleumdeten, dann erschienen Missionare, und zwar nicht nur protestantische, sondern auch katholische. Der Zwiespalt zwischen den Bekennern verschiedener Religionen und Bekenntnisse konnte seinem scharfen Geiste nicht entgehen. Er liess die Theologen gern an seinem Hofe disputieren; wenn sie miteinander stritten, dann war er in seinem Elemente, aber im stillen stand er kraft seines Dünkels als der Kabaka doch über allen diesen Menschen; und der Laune des Augenblicks folgend begünstigte er bald diesen bald jenen.

Er hatte den Hund, das Zeichen der Ugandadynastie, abgeschafft und ein arabisches Schwert als Zeichen der Königswürde angenommen; wahrscheinlich, weil ihm eingeredet wurde, dass der Hund ein unreines Tier sei. Er war überhaupt für Äusserlichkeiten sehr empfänglich.

Die Menschenhinrichtungen fanden an seinem Hofe bald seltener, bald häufiger statt, auch dies war ein Ausfluss seiner Laune. Als ihm eines Tages Dr. Felkin, der Arzt der Mission, die Anatomie der Hand erklärte, da rief er aus: „Wie kunstvoll ist das! Ich könnte es nicht machen; ich sollte es auch nicht zerstören!“ Aber trotzdem liess er bald darauf Hände abhauen, Nasen und Ohren abschneiden.

Er hatte aber auch seine entschiedenen Vorzüge. Mtesa war der erste König von Uganda, der lesen und schreiben, und zwar Kisuahili mit arabischer Schrift, gelernt hatte, und viele seiner Häuptlinge folgten seinem Beispiele. Er erkannte die Überlegenheit der weissen Rasse voll und ganz an und sah Europäer gern

in seinem Lande, damit seine Waganda von ihnen lernten. Einige seiner Unterthanen hatte man nach England und von dort wieder nach Uganda zurückgebracht. Sie berichteten ihm wunderbare Dinge von Häusern, die von selbst mit den Reisenden laufen (Eisenbahnen), von grossartigen Städten wie London. „In Sansibar," sagten sie, „sahen wir Seid Bargasch, der uns Geschenke gab. Aber Seid Bargasch hat nur einen ganz kleinen Ort. Die Araber lügen, o Herr, wenn sie sagen, sie hätten ein grösseres Land als die Küste. Die Küste gehört den Engländern, und die Araber sind ihre Sklaven. England ist ein sehr grosses Land. Es ist eine Insel so gross, wie von hier nach Sansibar, und um sie herum sind viele Inseln, so viele, dass wir sie nicht zählen konnten. Die Leute machen Brücken über die Flüsse, so gross, dass man nicht ins Wasser zu gehen braucht, um hinüberzukommen. O mein König, wir haben gar kein Land. Ein Häuptling in England hat mehr Land als ganz Uganda, Unjoro und Usoga zusammen."

Hier unterbrach Mtesa den Redner, der ihm vor den versammelten Wakungu den Bericht erstattete, und sprach: „Sage das noch einmal; ich freue mich, wenn ein Mann die Wahrheit spricht."

„Wir haben kein Land, mein König," bestätigte der Berichterstatter.

„Hört ihr?" sprach Mtesa zu den Häuptlingen. „Wir haben kein Land."

„In England hat jeder Mann nur ein Weib, und jedes Weib hat dreissig Kinder," fuhr der Erzähler fort. „Es sind noch andere Frauen im Hause, die sind aber nicht ihre Weiber, sie arbeiten nur. Die Wasungu, die hierherkommen, haben keine Weiber, aber wenn sie wieder nach England gehen, so werden sie grosse Häuptlinge, und jeder bekommt zum Lohn für seine Thaten ein Weib. —

Das Haus der Königin ist ganz aus Spiegeln, Gold und Silber im Innern, und wir sassen auf Stühlen, die waren aus purem Elfenbein."

Hier gebot Mtesa dem Erzähler Schweigen und entliess den Hofstaat, indem er dem heimgekehrten schwarzen Reisenden sagte, er solle niemand als ihm allein weiter erzählen, was er sonst noch in England gesehen hätte.

Es muss in der That ein sonderbares Kulturbild der zivilisierten

Welt gewesen sein, welches sich Mtesa aus den Lügen der Araber, den schwerverständlichen Berichten der Europäer und den naiven Erzählungen seiner Leute zusammenstellte.

Als Politiker war Mtesa schlau und glücklich. Das grosse vom Vater übernommene Reich wusste er nicht nur zu erhalten, sondern noch zu vermehren, indem er im Norden des Victoria-Njansa Kriegszüge unternahm und seine Waffen bis nach Kawirondo trug; aber seine Freundschaft gegen die Europäer bewährte sich nicht in der Stunde der Not. Emin Pascha hatte von Uganda keine Hilfe erhalten.

Mtesa starb am 9. Oktober 1884. Seine 7000 Weiber schenkten ihm 70 Söhne und 88 Töchter.

Er hatte das Land fremden Einflüssen geöffnet. Unter seinem Scepter wurden die arabischen Händler, die sich am Südufer des Victoria-Njansa in grosser Zahl niederliessen, zu einer für Uganda gefährlichen Macht, und ihr Einfluss war auch im Lande selbst nicht zu unterschätzen, aber Mtesas Toleranz hatte auch den Christen eine Heimstätte in Uganda bereitet, so dass der arabische Einfluss an dieser Stelle frühzeitig gekreuzt werden konnte. In dem Bauernvolke Ugandas fand das Christentum Anhänger, und dies kam dem Lande in den Wirren zu gute, welche bald nach Mtesas Tode das Volk der Waganda zerfleischten.

Muanga.

Nach dem Tode Mtesas wählte der grosse Rat der drei erblichen Häuptlinge Mtesas Sohn Muanga zum Kabaka. Die Wahl verlief ruhig, und zum ersten Male hatte man in Uganda die übrigen Söhne des verstorbenen Herrschers leben lassen. Ohne Zweifel war diese Schonung dem zunehmenden Einfluss der Missionare zuzuschreiben.

Muanga war bei der Thronbesteigung sechzehn Jahre alt; als ein einfacher Junge ohne Falsch wird er von den englischen Missionaren geschildert, ebenso wie einst Mtesa. Und er machte auch denselben Prozess durch wie sein Vater. Als er zur Macht gelangt war, verdrehte ihm seine hohe Stellung den Kopf; er

wurde misstrauisch und grausam und, was das Schlimmste war, gewöhnte sich das Trinken und Hanfrauchen an. Er begann noch viel schlimmer als sein Vater zu hausen; seine Herrschaft wurde mit so viel Blutvergiessen gekennzeichnet, dass er in der europäischen Presse den Beinamen der Bluthund Muanga erhielt.

In den ersten Jahren wurde unter seiner Regierung an der Grenze Ugandas Bischof Hannington von der englischen Mission ermordet. An dieser That war nun Muanga nicht schuldig. Bischof Hannington wollte Uganda vom Osten her betreten. Nun besteht in Uganda eine Prophezeiung, dass durch eine von Osten kommende Karawane der Kintudynastie ein Ende bereitet werde. Aus diesem Grunde liessen die Waganda keine Karawane auf diesem Wege passieren. Muanga sandte nun Boten an Bischof Hannington und befahl ihm auf dem gewöhnlichen Wege über Karagua nach Uganda zu kommen. Leider war dem Bischof diese Prophezeiung völlig unbekannt; er verstand darum nicht die Tragweite der Warnung Muangas und setzte seinen Weg fort, was die Waganda derart erzürnte, dass sie ihn erschlugen.

Inzwischen aber wussten die Araber König Muanga gegen die Christen aufzuhetzen, so dass er eine Art grausamer Christenverfolgung anordnete. Viele der neubekehrten Christen, Katholiken und Protestanten, wurden an Pfählen verbrannt oder arg verstümmelt, bevor man ihren Qualen ein Ende bereitete. Nachdem aber Muanga einmal zu wüten begann, wandte er sich gegen alle seine Unterthanen und machte nun gar keinen Unterschied zwischen Heiden, Christen und Mohammedanern, sondern mordete alle. So verbanden sich nunmehr sowohl die bekehrten Christen wie Mohammedaner gegen Muanga; derselbe leistete der offenen Rebellion eine Zeitlang Widerstand, als er aber die Hauptstädte Rubaga und Nebulagalla verloren hatte, war seine Macht gebrochen, und er floh auf einem Kanoe nach dem Südufer des Victoria-Njansa, wo er bei dem Araber Said ben Saif Zuflucht suchte. Der Araber aber misshandelte den entthronten König, so dass dieser weiter floh und von den französischen Missionaren in Bukumbi, die er früher von Uganda vertrieben hatte, freundlich aufgenommen wurde. Hier wurde aus dem Saulus Paulus, Muanga wurde Christ, liess sich taufen und wenn nicht alle Anzeichen trügen, besserte er sich auch innerlich.

In Uganda wurde inzwischen nicht mehr von dem grossen Rate Lukicho, sondern von den siegreichen christlichen und mohammedanischen Proselyten ein Bruder Muangas Namens Kiwewa zum Kabaka ausgerufen.

Anfangs proklamierte Kiwewa Freiheit für alle Bekenntnisse. Die Mohammedaner, die einen besonders starken Anhang im Lande hatten, begannen indessen gegen die Christen zu agitieren. Sie sprengten das Gerücht aus, dass, da England von einer Königin regiert werde, die Christen nun ebenfalls beabsichtigten, eine von den Töchtern Mtesas auf den von Kiwewa eingenommenen Thron zu setzen. Kiwewa wandte sich nunmehr gegen die Christen, richtete unter denselben eine Schlächterei an und trieb sie insgesamt hinweg. Der eine Teil derselben floh nach Ankori, wo sie vom König Antari als Kolonisten aufgenommen wurden, der andere wurde teils von den katholischen Priestern in Ukumbi, teils von den Engländern in Usumbiro aufgenommen.

Die Missionare in Uganda wurden für eine Woche gefangen genommen, dann aber in einem Boote nach dem Südufer freigelassen.

Nun aber war Kiwewa in den Augen der Mohammedaner noch immer ein Heide, und sie drängten in ihn, dass er sich der Zeremonie der Beschneidung unterwerfe. Die Notwendigkeit hiervon wollte aber der König nicht einsehen, und so beschlossen die Mohammedaner, die Operation an ihm gewaltsam ausführen zu lassen; zu diesem Zwecke wurden zwölf Watongoleh gewählt. Der König aber erhielt Kenntnis von diesem geheimen Plane, legte seine Leibwache in den Hinterhalt, und als die Watongoleh in den Palast kamen, wurde einer nach dem andern erstochen. Als sich die Nachricht hiervon in der Hauptstadt verbreitete, rebellierte das Volk. Der Palast wurde sofort erstürmt und Kiwewa erschlagen.

Nach anderen Berichten wurde zuerst gegen Kiwewa ein anderer Sohn Mtesas Namens Karema oder Kalema zum Kabaka ausgerufen, und erst diesem soll es gelungen sein, das Heer Kiwewas zu schlagen, diesen selbst gefangen zu nehmen und zu töten.

Die Thatsache, dass Muanga sich zum Christentum bekehrt hatte, bewog indessen die versprengten Christen von Uganda, sich als seine Unterthanen zu bekennen und ihn zu unterstützen. Inzwischen erschien der englische, jetzt in deutschen Diensten stehende

Handelsmann Stokes am Victoria-Njansa und erbot sich, auch seinerseits Muanga Hilfe zu leisten.

Muanga sammelte nun eine kleine Streitmacht und pflanzte seine Fahne in der Nähe der Kageramündung als rechtmässiger Herrscher von Uganda auf und erliess eine Aufforderung an die Waganda, den Usurpator Karema zu vertreiben. Dieser aber sandte dem heimkehrenden Kabaka ein Heer entgegen, welches über die Christenmacht den Sieg davontrug. Muanga floh, aber diesmal wandte er sich nach der im Nordwesten des Victoria-Njansa gelegenen Gruppe der Sesse-Inseln, wo er von den Insulanern anerkannt wurde. Dadurch gewann er festeren Halt; während Karema das Festland von Uganda beherrschte, sah sich Muanga an der Spitze der gesamten Flotte des Reiches und war somit für Karema unangreifbar, ja in wenigen Monaten sammelte er ein neues Heer, mit dem er in der Gegend von Munjono in der Murchisonbucht landete. In Kjagore kam es zu einem Treffen, in welchem Karemas Armee geschlagen wurde. Dies geschah Ende 1889. Der Anhang Muangas bestand fast ausschliesslich aus Christen, Protestanten wie Katholiken, welche bereits 1500 Mann mit etwa 1000 Flinten ins Feld stellen konnten; dazu kamen noch einige tausend heidnische Insulaner, mit Speer und Schild bewaffnet. Karema verfügte über eine weit stärkere Macht, und so gelang es ihm, Muanga noch einmal auf die Inseln zurückzudrängen. Dieser Rückzug erfolgte im November 1889.

Um diese Zeit befanden sich europäische Expeditionen, welche zur Rettung Emin Paschas oder vielmehr zur Begründung der englischen Herrschaft in der Äquatorialprovinz und in den Ländern um den Victoria-Njansa ausgezogen waren, in der Nähe von Uganda. In Kawirondo an der Nordostküste des Sees stand Jackson, der Agent der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft, mit der bedeutenden Macht von 500 Flinten und mit grossen Munitionsvorräten. In seiner Verzweiflung sandte Muanga Boten an Jackson mit der Bitte um Unterstützung im Kampfe gegen den mohammedanischen Karema. Aber Jackson fühlte sich zu schwach; er lehnte die Bitte Muangas ab, obwohl sie von den französischen Missionaren befürwortet wurde. Er überliess die Christen von Uganda ihrem eigenen Schicksal.

In derselben Zeit näherte sich vom Westen eine starke englische

Expedition den Grenzen Ugandas. Stanley führte an ihrer Spitze Emin Pascha, Casati und eine Schar von Ägyptern zur Küste; derselbe Stanley, welcher vor fünfzehn Jahren die Missionare nach Uganda gerufen hatte. Die Saat, die man auf seine Anregung ausgestreut hatte, war wirklich aufgegangen, ein christliches Heer rang um die Herrschaft von Uganda, und eine Deputation schwarzer Christen erschien in seinem Lager, ihn um Hilfe bittend. Zugleich kamen Briefe von König Muanga. Man war in Uganda voll froher Hoffnung; würde wohl Stanley das Werk, das er selbst angeregt hatte, zu Grunde gehen lassen? Aber es geschah das Unerwartete. Als Emin Pascha dies vernahm, wollte er selbst nach Uganda eilen. Stanley verbot es ihm und drohte ihm mit Verhaftung; er selbst fühlte sich zu schwach, in die Verhältnisse von Uganda einzugreifen, und umging das Land in weitem Bogen. England hatte die schwarzen Christen im Stiche gelassen; nicht einen Soldaten, nicht eine Patrone sandte es nach Uganda; Jackson liess nur dem König ein Paket mit der Flagge der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft überreichen!

Welche Gefühle musste diese Engherzigkeit in den Herzen der christlichen Waganda erwecken. Ihre weissen Brüder liessen sie im Stich!

Da nahte vom Osten her eine dritte Karawane dem Lande. Auf den Inseln wütete die Pest, und Muanga sah sich genötigt, sein Lager in dem verwüsteten Landstriche Ugandas in der Nähe der königlichen Gräber von Mengo aufzuschlagen. Hier erhielt er die Kunde von dem Herannahen einer dritten Expedition der Christen.

Sie kam vom Osten . . . . brachte sie der Wakintudynastie den prophezeiten Untergang? Im Gegenteil. Diese Expedition war die schwächste von den dreien, aber sicher die ruhmreichste. Sie zählte nur 60 Mann, aber der Ruhm vieler Siege ging ihr voran; sie war von der Mündung des Tana aufgebrochen und durch das Land der Massai gezogen; sie hatte sich den Weg durch die wildesten Völker mit Waffen in der Hand zu ertrotzen gewusst — es war die deutsche Emin Pascha-Expedition und ihr Führer Dr. Karl Peters, der Gründer von Deutsch-Ostafrika.

An ihn wandte sich nun der bedrängte Muanga — und Peters zauderte nicht; er erwiderte: „Ich werde kommen, um meinen Brüdern, den Christen, zu helfen!“

So rückten denn die Deutschen, die Badutschi, wie sie von den Waganda genannt wurden, zum ersten Male in Uganda ein. Sie zogen durch ein vollständig verwüstetes Land. „Nicht nur waren die Dörfer verbrannt,“ schreibt Dr. Peters in seinem Werke, „die Bananenhaine zerstört — nein, die ganze Landschaft schlechtweg war niedergebrannt und stellte eine schwarze Fläche dar. An den Strassen lagen Skelette und noch in Verwesung begriffene Leichen, welche die Luft verpesteten. Der Sonnenschein, welcher über Usoga gelacht hatte, war verschwunden, der Himmel meistens mit grauem Gewölk bedeckt, und ein puffartiger Wind wirbelte entweder die schwarzen Aschenmassen in die Höhe, oder er goss kurze, kalte Regenschauer auf die Expedition herunter. Nur die Aasgeier, welche sich an den Leibern der unbeerdigten Leichen gütlich thaten, schienen das Land zu bewohnen. Jede Spur von Menschen war verschwunden. Eine beklemmende Öde erfüllte das Herz. Denn wenn solche Eindrücke auch nicht im stande waren, auf Entscheidungen einzuwirken, so mussten sie die Stimmung doch in hohem Grade beeinflussen. Dumpf und fast gespensterhaft hallte der Trommelschlag von den Hügeln nieder, von welchen wir einen Zug nach dem andern überschritten. Kamen wir dann in die Tiefe, so galt es, einen Bach, einen Flusslauf zu überschreiten, dessen zerstörte Brücke das Bild der Verwüstung ringsum noch erhöhte. Und wer bürgte uns dafür, dass wir nicht hinter jedem dieser Hügelzüge von den Felsen aus, an denen wir vorbei zu marschieren hatten, plötzlich mit den Salven der arabischen Anhänger Karemas empfangen wurden? Wer hätte dafür stehen können, von fünf zu fünf Minuten, bei Tag oder bei Nacht, auch nur noch am Leben zu sein?“

Endlich zog die Expedition an den Grabdenkmälern der Wakintukönige vorüber und erreichte die vorläufige Residenz Muangas in Mengo.

Es waren noch nicht dreissig Jahre verflossen, seit Mtesa den ersten Europäer an seinem Hofe empfangen hatte, und welch ein Unterschied ist zwischen jener ersten Audienz Spekes und der Begrüssung Peters' durch Muanga vorhanden!

„Je weiter wir den Hügel emporschritten,“ erzählt der berühmte Reisende, „um so dichter wurde das Gedränge. Auf der

Höhe befand sich eine mattenartige Umzäunung, in die wir durch ein Thor eintraten. Rechts und links waren die Soldaten Muangas mit präsentiertem Gewehr aufgestellt, Spalier bildend, zu einer provisorischen, aus Rohr aufgeführten Empfangshalle. Auf europäischen Trommeln wurden Wirbel geschlagen, Trompeten wurden geblasen, während wir langsam grüssend durch die Reihen der Soldaten schritten. Vor dem Eingang der Halle fassten meine Somalis Posto, und wir traten ein in den dicht gedrängten Raum, gefüllt mit den Grossen Ugandas, welche rechts und links an den Wänden sassen oder standen. Sowie wir in die Halle eingetreten waren, erhob sich am äussersten Ende ein noch junger Mann von einem Sessel in völlig europäischer Tracht. Seine dunklen Augen blickten wohlwollend zu uns herüber. Ein dunkler Bart umrahmte ein Gesicht, welches einen fast europäischen Schnitt besass. Die Nase und der Mund waren regelmässig geformt, letzterer zwar ein wenig gross, aber ausgezeichnet durch tadellos weisse und schöne Zähne. Die ganze Erscheinung hatte auf den ersten Blick etwas Angenehmes und Sympathisches. Das war Muanga, Ugandas König, lange Zeit in der europäischen Presse bekannt als der Bluthund Muanga. Er trug einen schwarz und weiss karrierten Anzug, Hose und Jackett, welcher seiner Erscheinung den Eindruck eines wohlsituierten Herrn in der Sommerfrische verlieh.

‚Treten Sie näher,‘ sagte er in fliessendem Kisuahili, indem er einige Schritte vorging und uns die Hand drückte. ‚Wie geht es Ihnen? Nehmen Sie Platz,‘ indem er auf zwei Sessel zeigte, welche zu seiner Rechten für uns (Peters und v. Tiedemann) aufgestellt waren.“

Ein Vergleich dieser Erzählung mit dem Berichte Spekes wird genügen, um zu beweisen, welche Fortschritte die europäische Kultur während eines Menschenalters in Uganda gemacht hat.

Schon die blosse Anwesenheit des Massaibesiegers am Hofe Muangas scheuchte den feindlichen Karema zurück. Von vielen der Seinigen verlassen, suchte er bei Kabrega von Unjoro Schutz; als ihm aber dieser verweigert wurde, schlug er an den Grenzen Unjoros und Ugandas mit etwa 500 Flinten sein Lager auf.

Peters stattete inzwischen den König mit Pulver aus, bewog ihn, der Kongoakte beizutreten und den Sklavenhandel in Uganda

zu verbieten. Während er aber so zum Wohle des Landes wirkte, wurde das Schicksal Ugandas in anderem Sinne von den Diplomaten Europas entschieden.

Trotzdem konnte er das Land mit innerster Befriedigung verlassen: „Im Norden von Mengo war alsbald unter mächtigen Bäumen der tägliche Markt wieder eröffnet worden, und massenhaft, mit jedem Tage mehr, strömten die christlichen Flüchtlinge von allen Seiten in ihre Heimat zurück. Fast wie die Blüten nach einem Frühlingsregen schossen auf allen Hügeln Häuser und Dörfer wieder empor. Die breiten, schönen Wege, welche mit Gras überwachsen waren, waren bald wieder gereinigt und gewährten den netten Eindruck, welcher allen diesen Ansiedelungen eigen ist. Überall wurde geschaufelt und gepflanzt, und da merkwürdigerweise mit unserem Einzug auch der Regen wiedergekommen war, so grünte und blühte es bald an allen Orten und Enden. Die Gemeinden beider Bekenntnisse gingen auch sofort an die Erbauung von Gotteshäusern. Das Symbol und der Segen des Kreuzes waren überall bemerkbar.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch wir müssen hier unsere Schilderung unterbrechen, denn das, was wir noch zu sagen hätten, gehört zu der noch unklaren Tagesgeschichte von Uganda.

Der Ursprung der Waganda.

Es giebt sicher kein farbiges Volk in Afrika, welches den Waganda gleich sich so empfänglich für die Einflüsse der europäischen Kultur gezeigt hätte. Das Bild, welches wir in der Geschichte Ugandas vor unsern Lesern entrollt haben, ist geradezu ein erstaunliches. In einem Dutzend Jahre sehen wir in dem Lande Tausende von neubekehrten Christen und Mohammedanern, und, was noch wunderbarer ist, die Proselyten schliessen sich zu politischen Parteien zusammen. Alle diese Erscheinungen sprechen dafür, dass in dem Naturell des Volkes eine besondere Empfänglichkeit für unsre Kultur vorhanden sein muss, dass dieselbe ihnen keineswegs

ganz neu ist, dass schon einmal in früheren Zeiten der Samen dieser Kultur unter diesem Volke ausgestreut sein musste, und dass Anklänge an dieselbe sich noch erhalten haben.

Wenn wir die Geschichte der Entdeckungsreisen verfolgen, so kommen wir in der That zu der Überzeugung, dass die Gebiete, um die es sich hier handelt, sozusagen zum zweiten Male von den Kulturvölkern der alten Welt entdeckt wurden. Diese Frage hängt mit der uralten Frage der Nilquellen zusammen. Die neuere Forschung hat bewiesen, dass die Alten, die Ägypter, die Griechen und die Römer, über die Lage der Nilquellen gut unterrichtet waren. Wir haben ihre Nilseen, ihr Mondgebirge, ihre Zwergvölker oder Pygmäen nach und nach wiederentdeckt.

Wir wissen ferner, dass früher am oberen Nil ziemlich mächtige Reiche bestanden haben, dass das heutige Sennaar sozusagen zivilisiert war; aus dem Körperbau der heutigen Waganda erkennen wir, dass sie von einer Rasse abstammen, deren Wohnsitze wir nach dem Norden oder Osten Afrikas verlegen müssen, und die Sage des Volkes bekundet auch, dass seine Vorfahren aus dem Norden gekommen waren.

Die Einwanderung eines fremden, höher stehenden Volkes in das Nilseengebiet dürfte damit genügend erwiesen sein; ebenso aber auch die Thatsache, dass die Bewohner jener Gebiete einst mit Ägypten in regem Wechselverkehr standen; denn anders lässt sich die Kenntnis der alten Geographie von den Nilquellen nicht erklären.

Die neueste Forschung hat wieder interessante Thatsachen gesammelt, welche einiges Licht in die dunkle Vorgeschichte der Waganda werfen.

In seinem Werke „Im dunkelsten Afrika“ hat Stanley eine grosse Anzahl alter auf die Nilquellen und das Mondgebirge bezüglicher Angaben gesammelt. Darunter zitiert er auch folgende seltsame Erzählung Achmeds, des Sohnes Ti Farschis:

„Die Geschichtschreiber behaupten, Adam habe seinem Sohne Seth den Nil vermacht, der im Besitze dieser Kinder der Prophezeiung und Religion geblieben sei; sie seien nach Ägypten (oder Kairo) hinabgekommen, wo sie den Fluss Lul genannt hätten, und hätten auf Bergen gewohnt. Nach ihnen sei ein Sohn Kinaan und dessen Sohn Mahalil, dann dessen Sohn Jaud, dann dessen Sohn

Hamu, dann dessen Sohn Hermes gekommen — dies sei Idrisi, der Prophet. Idrisi habe begonnen, Gesetz und Ordnung im Lande herzustellen. Der Nil pflegte auf sie herabzukommen, und sie seien vor den Wassern auf die grossen Berge und das höhere Land geflohen, bis der Fluss wieder fiel, worauf sie alles Land, was kahl geblieben war, bepflanzten. Idrisi habe die Leute von Ägypten gesammelt und sei mit ihnen zu dem ersten Strom des Nils gezogen und habe die Ausgleichung des Landes und des Wassers unternommen, indem er das hohe Gebiet niedriger machte und das niedrige erhöhte, sowie noch sonstige Arbeiten gemäss der Wissenschaft der Astronomie und der Vermessungskunst verrichtete. Idrisi sei der erste gewesen, der über diese Wissenschaften gesprochen und Bücher geschrieben habe. Dann zog er nach Abessinien und Nubien und sammelte die Leute und vergrösserte oder verringerte die Länge des Strombettes des Nils, je nachdem dieser zu langsam oder zu rasch floss. Er berechnete sogar das Volumen des Wassers und die Geschwindigkeit der Strömung. Er war der erste, der die Strömung des Nils bis Ägypten regulierte. Wie es heisst, wurde Idrisi zur Zeit des Am-Kaam, eines der Könige von Ägypten, gen Himmel geführt, und da er das Kommen der Flut voraussah, blieb er auf der andern Seite des Äquators und baute dort auf den Abhängen des Berges Gumr einen Palast. Er stellte ihn aus Kupfer her und fertigte 85 kupferne Statuen an, durch deren Mäuler das Wasser des Nils strömte, der dann in einen grossen See und von dort nach Ägypten strömte."

Stanley bemerkt hierzu: „Ich möchte wissen, ob dieser berühmte Idrisi identisch ist mit dem Patriarchen Kintu in der Legende der Waganda." Stanley verlegte den Berg Gumr oder das Mondgebirge nach dem Ruwensori. Dr. Peters erinnert im Anschluss an diese Berichte, dass in der nächsten Nähe von Uganda, in der Landschaft Elgon, nordöstlich vom Victoria-Njansa, von Thomson in der gebirgigen Landschaft sonderbare Höhlen entdeckt wurden. Thomson beschreibt sie: „Da lag vor mir ein massiger Schlund, 30 Fuss tief, 100 Fuss lang und etwa 20 Fuss breit, senkrecht geschnitten aus vulkanischem Gemengsel kompakt vulkanischer Gesteine. Auf meine Frage, wer diese seltsame Aushöhlung gemacht habe, wurde mir gesagt, dass es Gottes Werk sei. ‚Wir,' sagten

die Eingeborenen, ‚wir sollten mit unseren schlechten Hilfsmitteln eine Höhle gleich dieser schneiden? Und dies ist nichts im Vergleich mit andern, welche Sie rund um den Berg sehen können. Sieh da und da! Diese sind von solchem Umfang, dass sie tief in die Finsternis hineinragen und selbst wir ihr Ende noch nicht gesehen haben. In einigen sind grosse Dörfer mit ganzen Herden von Rindvieh. Und doch fragst du, wer sie machte? Sie sind sicherlich Gottes Werk.‘ — Auch gab es keine Überlieferung unter den Leuten betreffs dieser Höhlen. ‚Unsre Väter lebten hier,‘ sagten sie, ‚und ihre Väter thaten dasselbe.‘ Und doch trugen die Höhlen das unbestreitbare Aussehen an sich, dass sie weder einen natürlichen noch unnatürlichen Ursprung besassen. Sie mussten durch die Hand von Menschen ausgehöhlt worden sein.“ Thomson kam zu folgendem Schluss: „Wenn ich alles erwäge, so kann ich nur zu einem Schlusse kommen, und dies ist, dass in einer sehr weit entfernten Zeit irgend eine sehr mächtige Rasse, beträchtlich in Künsten und Zivilisation vorgeschritten, diese grossen Höhlen ausschnitt in Suche nach wertvollen Steinen und vielleicht wertvollen Metallen. — Haben wir anzunehmen, dass die Ägypter wirklich so weit gingen? Wenn nicht, welche andere Rasse könnte diese ausserordentlichen Zufluchtsstätten ausgeschnitten haben?“

Bedenken wir nun, dass Elgon bei den Arabern auch El Gumi heisst, so spricht schon der Klang für den Zusammenhang mit dem mythischen Berge el Gumr. Vielleicht hat ein arabischer Geschichtschreiber von den wunderbaren Minenwerken in Elgon gehört und diese mit der Expedition Idrisis nach den Quellen des Nils in Verbindung gebracht.

Ein ferner Anklang an Ägypten ist in den Königsgräbern der Wakintu in Mengo zu finden. Peters hat sie zuerst geschildert.

Wenn man aus der Ferne kommt, glaubt man, Pyramiden vor sich zu haben, indes stellen die Bauten in Wirklichkeit grosse Kegel dar, welche nach der Wagandaart aus Holz gebaut sind. Tritt man hinein, so kommt man in eine halbdunkle Halle, welche durch eine Reihe von Säulen getragen wird. Im Hintergrunde dieser Halle befindet sich ein Vorhang, der bemalt ist, und vor welchem die Lieblingsgerätschaften und Waffen des Verstorbenen

aufgestellt sind. Hebt man den Vorhang zur Seite, so gelangt man in einen dunklen Raum, in welchem Schachte und Gänge in die Erde hineingearbeitet sind. In diesen Gängen sind Zeugstoffe, Kaurimuscheln und andere Wertgegenstände, welche in Uganda das Gold darstellen, aufgehäuft. Am äussersten Ende dieser Gänge befindet sich der Sarg mit der einbalsamierten Leiche des Verstorbenen. Es scheint, dass das regelmässige Verfahren, um die Leiche zu erhalten, das Austrocknen derselben und das feste Einpressen in Stoffe ist; aber die Waganda sagen auch, dass sie es verstehen, durch Einspritzung ins Blut die Leiche vor Zersetzung zu schützen. Vor dem Vorhange wachen für den zuletzt Verstorbenen Tag und Nacht zwölf Mädchen. Von Zeit zu Zeit ziehen die sämtlichen Grossen des Landes mit Trommeln und Pfeifen zu dem Verstorbenen, um ihn zu besuchen, gleich als ob er noch am Leben wäre.

Wir schliessen hiermit die Reihe der Beobachtungen, welche sich auf Spuren ägyptischen Einflusses in Zentralafrika beziehen, und bemerken nur noch, dass nach Erkundigungen, welche Peters eingezogen hat, in den Wakintugräbern sich alte Urkunden befinden sollen, welche sich auf die Kintudynastie beziehen. Leider ist die Pietät der Waganda in diesem Punkte so gross, dass Nachforschungen nach diesen Urkunden bis jetzt nicht angestellt werden konnten.

Mögen nun die Wahuma ein den Galla oder Abessiniern verwandter Stamm sein, so zwingt uns kein Umstand, noch eine andere Annahme unwahrscheinlich erscheinen zu lassen. Neben der Einwanderung der Hirtenvölker kann noch eine andere Einwanderung nach dem Nilseengebiet stattgefunden haben. Geringer an der Zahl, aber geistig sowohl den Ureinwohnern wie den Wahuma überlegen, kamen versprengte Glieder eines Kulturvolkes hierher; sie wurden zu Herrschern des Volkes und prägten ihm jene Charaktereigenschaften ein, die es von allen anderen Völkern Afrikas unterscheiden. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen die Sagen und Legenden der Waganda an Bedeutung.

Das Material ist allerdings heutzutage ein noch so geringes, dass man einigermassen sichere Behauptungen nicht aufstellen kann. Hoffentlich aber werden uns die nächsten Jahre mehr Aufklärung

bringen. Die Waganda haben bereits ihre in Kiganda gedruckten (selbstverständlich aus europäischen Druckereien hervorgegangenen) Bücher; das Interesse für die Tradition ihrer Vorfahren und die Erhaltung derselben wird auch bei ihnen ohne Zweifel rege werden, und dann wird vielleicht auch unter ihnen ein Geschichtschreiber erstehen, der uns Ugandas Vergangenheit schildert, wie einst Garzilasso de la Vega die Geschichte der Inka von Peru vor der Vergessenheit bewahrt hat.

Die Könige von Unjoro.

Nordöstlich von Uganda liegt das weite Gebiet von Unjoro, welches bis zu den Ufern des Albertsees reicht. Die Vorgeschichte des Volkes, welches hier wohnt, ist ähnlich jener der Waganda, aber nicht in allen Punkten gleich.

In uralter Zeit, sagen die Wanjoro nach Berichten Emin Paschas, waren der Leute viel auf dieser Erde. Sie starben nie, sondern lebten ewig. Da sie aber übermütig wurden und keine Gaben darbrachten, ergrimmte der „grosse Zauber," der die Geschicke der Menschen lenkt, und warf das ganze Himmelsgewölbe auf die Erde nieder und tötete sie alle. Um aber die Erde nicht verödet zu lassen, sandte der „grosse Zauber" einen Mann und eine Frau von oben hernieder: beide waren geschwänzt. Sie zeugten einen Sohn und zwei Töchter, die miteinander Umgang pflogen. Eine gebar ein ekelhaftes Tier, das Chamäleon, die andere gebar einen Riesen, den Mond. Beide Kinder wuchsen auf, bald aber begannen zwischen ihnen Streitigkeiten, denn das Chamäleon war böse und heimtückisch, und zuletzt nahm der „grosse Zauber" den Mond hinauf, von wo er noch immer zur Erde herabschaut. Um aber an seine irdische Herkunft zu erinnern, wird er gross und leuchtend und nimmt dann ab, wie um zu sterben, stirbt aber nicht, sondern geht in zwei Tagen um den Horizont von Osten nach Westen und erscheint, müde von der Reise, klein am Westhimmel wieder. Die Sonne aber ergrimmte über den neuen Nebenbuhler und brannte ihn so, dass noch heute die Flecken in seinem Gesichte sichtbar sind. Das Chamäleon und seine Nachkommenschaft bevölkerten die Erde, die Schwänze gingen verloren, und die ursprünglich bleiche Hautfarbe wurde unter der glühenden Sonne bald

dunkel. Auch heute noch sind die Himmelssphären von Leuten bewohnt, die geschwänzt sind und viele Herden haben. Die Sterne sind Wächter, welche der „grosse Zauber“ während der Nacht ausstellt. Die Sonne ist von riesenhaften Leuten bewohnt.

Das ist die Schöpfungsgeschichte der Wanjoro.

Ihre Sage von der Einwanderung der weissen Rasse schliesst sich an die in Uganda übliche an.

Unjoro bildete demnach einst mit Usoga, Uganda, Uddu und Karagua ein grosses Land, welches von den Witschwesi bevölkert war. Da kamen aus dem fernen Nordosten Leute mit weisser Haut und kreuzten den Fluss (Somerset-Nil), ihre Zahl war sehr gross, und die Einwohner fürchteten sich sehr vor ihnen; denn die weissen Leute sind Waliabantu (Menschenfresser). Als nun die neuen Ankömmlinge alle über den Fluss gekommen, sammelten sie sich in Matjun, einem noch heute existierenden Orte südöstlich von Mruli, und beschlossen, eine Kolonne nach Unjoro, eine andere nach Süden (Uganda u. s. w.) zu senden und sich dieser Länder zu bemächtigen. Die Eindringlinge nannten sich Wawitu, d. h. Leute von Witu, ein Name, der heute nur den herrschenden Geschlechtern zukommt; das Volk aber nannte sie Wahuma, d. h. Leute vom Norden. Sie waren und sind Hirten, während die Witschwesi Ackerbauer waren. Als nun die Wawitu immer weiter vordrangen, zogen sich die Witschwesi immer weiter nach Westen zurück; ein Teil von ihnen ertrank im Albertsee, da sie keine Kähne besassen. Der Rest wurde zu Sklaven gemacht; aus ihrer Vermischung mit den Ankömmlingen entstand die heutige hellfarbige Rasse. Wo die Witschwesi sich rein erhalten haben — und viele von ihnen durchziehen noch heute das Land als fahrende Sänger und Zauberer —, sind sie rein schwarz. Der Name Witschwesi ist heutzutage in Unjoro gleichbedeutend mit Leibeigener.

Die Wanjoro sind der herrschende Stamm, ihre Sprache, das Kinjoro, ist dem Kiganda sehr verwandt; aber die Wanjoro sind von minder gutem Stamme als die Waganda und ihre geistigen Eigenschaften weniger entwickelt; auch in moralischer Hinsicht stehen sie auf einer weit tieferen Stufe. Bananen und namentlich süsse Kartoffeln bilden die Hauptnahrung des Volkes; aber die Vornehmeren besitzen auch Rinderherden, die von den Wahuma gehütet werden.

Ihre Häuser stecken in Bananenwäldchen und sind kegelförmige Grashütten; obwohl die Wanjoro sich selbst sehr oft waschen, strotzt doch das Innere ihrer Häuser von Schmutz.

Versuchen wir kurz den Lebenslauf eines Minjoro zu schildern.

Das Neugeborene wird mit lauem Wasser gewaschen und mit rotem Thon und Fett eingerieben. Die ersten Tage nach der Geburt dürfen weder Mutter noch Kind die Hütte verlassen. Am fünften Tage aber nimmt die Mutter das Kind und setzt sich an die Thürschwelle. Die Familie versammelt sich, um an der Zeremonie der Namengebung teilzunehmen. Ein Schaf wird geschlachtet, und der Grossvater oder, wenn dieser tot ist, die Grossmutter giebt dem Kinde zwei Namen, von denen der eine beliebig gewählt wird, der andere aber sich auf irgend welche Eigentümlichkeit des Körpers bezieht. Das Fell des geschlachteten Schafes dient zum Tragen des Kindes, welches auf den Rücken der Mutter gelegt und mit dem Felle bedeckt wird, so dass dessen Vorderbeine über den Schultern und dessen Hinterbeine über dem Leibe der Mutter zusammengebunden werden.

Wir nehmen an, dass das Kind ein Knabe ist. Über seine Jugend lässt sich nicht viel sagen. Anfangs läuft er nackt herum; dann übt er sich in verschiedenen Arbeiten, um, wenn er volljährig geworden ist, zu heiraten. Auf eine reiche Heirat kann er nicht spekulieren, er muss seine Frau vielmehr erkaufen, und der gewöhnliche Preis besteht in vier Ochsen oder Kühen und einem Schaf. Ist er arm, so kann er sich mit seinem Schwiegervater verständigen, dass er den Preis nach und nach bezahlt; aber solange er noch in Schuld steht, sind seine Kinder das Eigentum des Schwiegervaters. Ist er reich, so kann er sich mehrere Frauen kaufen; denn Polygamie ist auch in Unjoro gebräuchlich. Die Ehegesetze aber sind ausserordentlich lax; Brüder dürfen ihre Schwestern, Väter sogar ihre eigenen Töchter heiraten; nur darf der Sohn seine Mutter nicht zur Frau nehmen.

Weiber, Kinder und Haustiere bilden den Reichtum des gewöhnlichen Mannes, das Stück Land, das er bebaut, ist nicht sein eigen, es wird ihm zugewiesen; der Mann klebt an der Scholle und wechselt sie mit seinem Herrn; denn er ist in Wirklichkeit ein Sklave des Königs.

Das ganze Land ist in verschiedene grosse Distrikte eingeteilt, an der Spitze eines jeden steht wie in Uganda ein Häuptling, hier Makungo oder Manjoro genannt. Seine Pflicht ist es, für den König die Abgaben an Rindern, Getreide u. s. w. einzuziehen und Rechtspflege auszuüben; aber seine Macht ist beschränkter als die eines Mkungu in Uganda, denn er darf nicht die Todesstrafe verhängen. Dieses Recht ist dem Könige selbst vorbehalten. Jeder Makungo hat eine Anzahl Unterhäuptlinge „Matongali“ unter sich, welche die einzelnen Kreise des Distriktes verwalten. Die Häuptlinge und Unterhäuptlinge strafen die Leute meist durch Konfiskation von Mädchen, Frauen und Kühen; übrigens muss jeder Unterthan diese Dinge hergeben, sobald der König sie verlangt.

Den Makungo straft der König selbst. Hat er sich etwas zu Schulden kommen lassen, so erscheint eines Nachts eine kleine bewaffnete Macht vor seinem Gehöfte, der Häuptling wird abgesetzt und seine Frauen, Mädchen und Kinder sowie Kühe werden zum Besten des Königs konfisziert; nur die erwachsenen Söhne lässt man laufen. An Stelle des unwürdigen wird ein neuer Makungo eingesetzt.

Unter dem wachsamen Auge dieser Beamten kann der gewöhnliche Mann verschiedenen Beschäftigungen nachgehen. Es giebt in Unjoro wie überall Landwirte, Handwerker, wie Schmiede, Töpfer und dergleichen. Die Gerberei blüht hier besonders, da man von den Wahuma die Sitte übernommen hat, sich in Tierhäute zu kleiden. Daneben wird aber auch Rindenstoff (Mbugu) getragen. Er kann sich auch der Jagd widmen, die oft gemeinsam und auf Befehl des Häuptlings unternommen wird. Es giebt gewisse Jagdgesetze in Unjoro. Vom getöteten Elefanten z. B. gehört ein Zahn von Rechts wegen dem Könige, den anderen kann der Jäger behalten, der König tauscht ihn aber gewöhnlich für ein Mädchen aus.

Stirbt der Mann eines natürlichen Todes, so wird er vor dem Eingang zur Hütte auf der rechten Seite begraben, die Gruft der Frauen findet dagegen links ihren Platz. Getötete dürfen nicht begraben werden, man lässt sie im Grase liegen.

Die Wanjoro sind abergläubisch, besonders gefürchtet ist der böse Blick. Amulette werden zum Schutz gegen Krankheit, Wunden und Tod getragen, selbst den Kindern werden oft Talismane um

den Hals gebunden; die Amulette sind meist Wurzeln; denn viele Bäume und Pflanzen stehen im Ruf zauberkräftiger Wirkung.

Die Wahrsagerei spielt eine grosse Rolle unter ihnen. Medizinmänner schneiden die Tiere — gewöhnlich Geflügel — lebendig auf und prophezeien nach der Farbe der Eingeweide. Wenn einer den andern eines Verbrechens anklagt, so trinken beide eine Abkochung von Kräutern, und wer davon schläfrig wird, ist der Schuldige.

Der Gottesdienst, soweit von einem solchen die Rede sein kann, ist grausam, denn auch die Wanjoro kennen Menschenopfer. Zauberer und Zauberinnen reisen oft, mit Perlen und Amuletten geschmückt, im Lande umher; sie haben, wie die Zigeuner, keine feste Heimat, sondern machen sich's bequem, wo es ihnen eben passt. Mit ihren Beschwörungen treiben sie die bösen Geister aus, die sich im Körper der Kranken aufhalten sollen; sie verwenden mancherlei Kräuter als Arzneien, meistens aber nehmen sie ihre Zuflucht zum Schneiden, und zwar werden die Operationen mit einer Missachtung der Anatomie ausgeführt, die einen europäischen Arzt entsetzen würde. Als Messer dienen Kuhhörner.

Dank seiner trefflichen Weiden ist Unjoro an Rindern reich und treibt einen schwunghaften Handel mit Häuten und mit Butter, die namentlich nach Uganda exportiert werden. Sein wichtigstes Produkt ist aber das Salz; Unjoro besitzt reiche Salinen sowohl an den Ufern des Albertsees als auch in der Nähe vom Albert-Edwardsee. Die letzteren wurden erst neuerdings von Kabrega besetzt. Mit diesem für Zentralafrika so kostbaren Artikel versorgt es weite Gebiete, und das Salz bildet eine der wichtigsten Einnahmequellen der Könige von Unjoro.

Kamrasi.

Wie in Uganda, so ist auch in Unjoro Speke zunächst unser Führer. Er war der erste Europäer, welcher in Begleitung Grants dieses Land betrat und den sonderbaren Hof kennen lernte. Er kam von Uganda, und das war eigentlich kein guter Empfehlungsbrief, denn es giebt immer Reibereien zwischen den beiden Ländern,

und der König von Unjoro meint, seine Vorfahren hätten aus Gnade und Barmherzigkeit die Könige von Uganda emporkommen lassen. Nun, der „Emporkömmling“ hatte seine eigenen Ansichten darüber und blickte mit Verachtung auf den Nachbar, der wieder seiner Meinung nach alles seiner Langmut verdankte. Die Verachtung war auch in gewisser Hinsicht berechtigt; denn im Vergleich zum Kabaka von Uganda war der König von Unjoro doch nur ein grosser Farmer.

Der Palast, in welchem im Jahre 1862 König Kamrasi residierte, war recht traurig; eine grosse Hütte, von vielen kleinen Hütten umgeben; inwendig alle recht schmutzig und alle in einem förmlichen Sumpfe vergraben, in welchem man die Stelzen recht gut hätte brauchen können. Die ersten Weissen, die durch Unjoro zogen, wurden in elenden Hütten am Ufer des Kafu einquartiert; von dort konnten sie die „schöne“ Aussicht auf die königliche Residenz geniessen, durften sich aber aus ihrem Quartier nicht entfernen; denn Kamrasi wünschte nicht, dass sein Volk das Vergnügen, weisse Männer zu sehen, mehr als er selbst geniessen sollte.

In diesem unfreiwilligen Gefängnis mussten die Reisenden zehn Tage zubringen, bis sie endlich am 18. September 1862 vor den König vorgelassen wurden.

Die englische Flagge wehte voran, und Speke und Grant setzten in Kanoes über den Kafu, um sich in den königlichen Palast zu begeben; aber zu ihrem Erstaunen fanden sie am gegenüberliegenden Ufer eine kleine Hütte zu ihrem Empfang gebaut, wo sie kein fremdes Auge sehen konnte.

Innerhalb dieser Hütte sass auf einem niedrigen hölzernen Schemel der grosse König Kamrasi. Sein „Thron“ stand auf einer doppelten Decke von Fellen — unten Kuhfelle und oben Leopardenfelle — und einer erhöhten Plattform von Gras. Kamrasi war in einen Mbugu-Anzug eingehüllt. Ein Armband von hübschgedrehtem Messingdraht schmückte sein linkes Handgelenk, und sein halbzolllanges Haar war in kleine, pfefferkornartige Knötchen verarbeitet, dadurch, dass die Hand im Kreise auf dem Kopfe herumgerieben war. Die Augen waren länglich; das Gesicht schmal, die Nase vorstehend nach der echten Art seiner Rasse. Eine ausgestreckte und am Dach befestigte Kuhhaut diente als Baldachin, den Staub

abzuhalten, und ein Vorhang von Mbugu verbarg die unteren Teile der Hütte, vor welcher zu beiden Seiten des Königs ungefähr ein Dutzend Leute sass.

Das war der ganze königliche Pomp; das Zeremoniell war aber weniger umständlich als in Uganda; die Europäer sassen vor dem König auf ihren eisernen Feldstühlen. Der König selbst zeigte sich auch leutseliger als Mtesa.

Speke hielt eine Rede, in welcher er dem König die Vorteile auseinandersetzte, die ihm der Handel bringen müsste, wenn er sein Land den Kaufleuten öffnen würde. Der König aber ging auf diese handelspolitischen Fragen nicht ein; in seiner ruhigen, milden Art begann er von den Geschichten zu erzählen, welche die Waganda über die Weissen in Unjoro verbreitet hatten. Es ging nämlich den Reisenden der Ruf voran, dass sie Zauberer und Menschenfresser seien; Kamrasi aber meinte, er glaubte daran nicht, sonst hätten sie seine Flüsse ihrer Quellen berauben und austrocknen müssen; er sei der Meinung, wenn die Weissen Berge und die zarten Teile von Menschen ässen, so würden sie genug gehabt haben, ihren Appetit zu befriedigen, ehe sie Unjoro erreichten. Nun freue er sich aber zu sehen, dass sie, wenn auch ihr Haar schlicht und ihr Gesicht weiss sei, doch Hände und Füsse wie andere Menschen hätten.

Dann kam die Überreichung der Geschenke an die Reihe. Alles wurde betrachtet; die Brille erregte Heiterkeit; ebenso die Schere; die Streichhölzchen wurden für ein Wunder gehalten. Der König aber rührte sich nicht; als aber alles besehen wurde, ersuchte er Speke, er möge ihm seine Uhr zeigen. Die Uhr stand am Hofe in grossem Ansehen; denn die Wanjoro, welche Speke und Grant unterwegs zu Kamrasi geführt hatten, hatten dieselbe mit dem Kompass verwechselt und dem Könige erklärt, dies sei das magische Horn, mit welchem der Weisse überallhin seinen Weg finde. Der König besah das wunderbare Instrument und erklärte rundweg, er müsse es haben, denn ausser der Flinte sei es das einzige Neue, was er bei dem Reisenden gesehen habe.

Nun war dies die einzige Uhr, die Speke noch besass, und so vertröstete er den König, dass er ihm eine andere Uhr aus Ägypten kommen lassen werde.

Kamrasi schien damit einverstanden und fragte den Diener Spekes:

„Wer regiert England?“

„Eine Frau,“ lautete die Antwort.

„Hat sie Kinder?“

„Ja, das sind zwei von ihnen,“ und der Diener wies auf Speke und Grant.

In der dem Neger eigentümlichen Weise sprang Kamrasi von diesem Thema ab und begann die Reisenden auszufragen, ob sie gefleckte Kühe mitgebracht und ihre grossen Kühe aus Uganda gegen kleinere austauschen wollten.

Damit endete die erste Audienz.

In der Folgezeit besuchte Speke wiederholt den König, und der König besuchte die Weissen. Der Beherrscher von Unjoro wusste dabei seinem Gaste die Uhr in geschickter Weise zu entlocken, und Speke erlebte noch, wie der schöne Chronometer, den er täglich aufziehen musste, von Kamrasi entzwei gemacht wurde. Auch sonst erwies sich der grosse König als ein arger Bettler, der von seinen Gästen nicht gern mwiko, d. h. mit leeren Händen, fortging, und in naiver Weise für seine Frauen und Kinder wenigstens um ein paar Perlen bettelte.

Bei diesen Besuchen kamen aber auch interessante Fragen zur Erörterung. Speke sammelte hier die ersten Nachrichten über die Dynastie der Wawitu.

„Früher war unser Stamm halb weiss und halb schwarz, die eine Seite des Kopfes mit schlichtem Haar, die andere kraus; du weisst bestimmt alles,“ sagte Kamrasi zu Speke, und dieser revanchierte sich ein andermal, indem er die Bibel mitbrachte, um an der Hand derselben Kamrasi etwas über die Herkunft seines Volkes zu unterrichten. Speke begann mit Adam, um zu zeigen, woher es käme, dass der König durch Tradition gehört habe, seine Rasse sei früher einmal halb weiss und halb schwarz gewesen. Dann zur Flut übergehend, bemerkte er, dass die Europäer weiss blieben und Japhets Blut behielten, während die Araber nach Sem braungelb waren und die Afrikaner nach Ham schwarz. Dann las ihm Speke das vierzehnte Kapitel des zweiten Buchs der Chronika vor, worin von den Kämpfen der Juden und der Äthiopier die Rede ist.

Kamrasi liess sich die Bibel geben und fing an die Blätter des Buches zu zählen — eine Unterhaltung, in welcher jeder Neger, der ein Buch in die Hand bekommt, schwelgt — und er gelangte in seinem Sinne zu dem Schluss, dass jedes Blatt ein Jahr der Zeit seit Beginn der Schöpfung darstelle; er setzte die Arbeit durch ein Viertel des Buches fort und schloss es dann erst, als ihm gesagt wurde, er solle, wenn er die Zeit noch näher bestimmen wolle, lieber die Worte zählen.

Kamrasi residierte in einem schmutzigen Gehöft, in dem auch seine Rinder untergebracht waren. Er hatte auch fette Frauen, wie Rumanika von Karagua, und die Zahl dieser runden Schönheiten an seinem Hofe wurde noch durch seine Schwestern vergrössert. Man erzählte Speke, dass die Schwestern des Königs von Unjoro nicht heiraten dürfen; sie leben und sterben als Jungfrauen in seinem Palast. Ihre einzige Beschäftigung im Leben ist Milchtrinken; jede von ihnen verbraucht täglich die Milch von zehn bis zwanzig Kühen, und daher werden sie so ungewöhnlich fett, dass sie nicht gehen können. Wollen sie einen Verwandten sehen oder sich zu irgend einem Zweck von der Hütte entfernen, so erfordert es acht Mann, um jede von ihnen auf einer Trage in die Höhe zu heben. Auch den Brüdern ist nicht gestattet, aus dem Bereich des Palastes herauszugehen. Diese Einsperrung der Palastfamilie wird für eine Staatsnotwendigkeit gehalten, um Bürgerkriege zu vermeiden.

Kamrasi war ein milderer Herrscher als Mtesa. Er liess seine Unterthanen seltener hinrichten, er liess sie nur prügeln und hielt ihnen dabei vor: „Wenn ihr in Uganda wäret, müsstet ihr nicht eure Rücken, sondern eure Körper hergeben.“

Wie Rumanika mit seinem Bruder Rogero im Streit lag, so hatte auch Kamrasi in einem Bruder Namens Rionga einen noch nicht endgiltig besiegten Rivalen, der sich mit seiner kriegsfähigen Mannschaft in der Nähe des Albertsees aufhielt. Natürlich wurden die Reisenden eingeladen, dem König in diesen Kämpfen beizustehen, denn in Unjoro kannte man noch nicht die Überlegenheit der Feuerwaffen, und es gab Leute am Hofe, die entschieden meinten, es sei nicht möglich, eine Kuh mit der Flinte totzuschiessen. Kamrasi hoffte darum, dass die Weissen mit ihren Flinten seinen Bruder bald verscheuchen würden.

Speke und Grant waren aber friedliche Erforschungsreisende, die sich in Kriege nicht verwickeln wollten, sie nahmen Abschied von Kamrasi und ruderten den Kafu hinab nach dem Nil. Wenige Jahre darauf aber knallten die Flinten in Unjoro. Samuel Baker kämpfte am oberen Nil gegen die Sklavenjäger und drang in abenteuerlicher Weise nach Unjoro vor. Er war zu schwach, um das Land zu erobern, aber die Verluste, die er den Wanjoro beibrachte, konnten diese niemals vergessen, und seit jener Zeit datiert der unversöhnliche Hass, den man in Unjoro gegen die Ägypter hegt.

Kamrasi starb. Nach alter Sitte wurde sein Leichnam gleich nach dem Tode gewaschen, über und über mit frischer Butter gesalbt und in leichte Rindenstoffe gehüllt auf ein hohes Gerüst in eigens dazu erbauter Hütte und Seriba gelegt. Unter dem Gerüst brannte Tag und Nacht Feuer — die Lieblingsfrauen und Diener des Toten waren dabei stets anwesend —, bis der Körper völlig getrocknet und geräuchert, eine Mumie war. Alsdann wurde der Lieblingsstier des Verstorbenen getötet, seine Haut zubereitet und der Leichnam in sie und eine Menge Rindenstoffe und Häute gewickelt. Er blieb nun mit Frauen und Dienern in jenem Hause, in dem sich auch der Thronstuhl Kamrasis befand.

In dem Palaste aber traten die Makungo und Matongali zusammen, um zu beraten, welcher von den Söhnen der des Thrones Würdigste sei. Wie immer konnten sie sich über den Würdigsten nicht einigen; es entstanden Parteien, und der Rat ging auseinander, während die Brüder zu den Waffen griffen, um den Thronstuhl des Vaters zu erfechten. Lange wogte der blutige Kampf hin und her, bis Kabrega, auch Tschua genannt, seine Rivalen aufs Haupt schlug und aus der Totenhütte den Königsstuhl Kamrasis holte.

Er war nun König von Unjoro, und seine erste Pflicht war die, seinen Vater zu begraben. In der Nähe der Königsburg wurde eine breite und tiefe Grube gegraben, die bestimmt war, die Leiche des Verstorbenen aufzunehmen. In dieselbe wurden sechs von den Weibern des Königs sitzend gebracht, und auf ihre Beine liess man den Körper des Abgeschiedenen hinab; ein zu seinen Füssen sitzender Knabe hielt die Pfeife und das Tabaksgefäss. Nachdem ohne einen Klagelaut seitens der unseligen Opfer die schreckliche Gruppe hergerichtet war, wurde die Grube mit Erde gefüllt, und

über dem Grabhügel flossen Ströme Blutes von geschlachteten Menschenopfern, besänftigten die grosse Seele des verschiedenen Königs und machten sie dem neuen Despoten geneigt. Und noch immer wacht er über der Grösse und dem Gedeihen des Reiches, und unglückliche Opfer zahlen den Tribut der Verehrung des Volkes und des launenhaften Aberglaubens des despotischen Erben.*)

Über der Gruft des Fürsten erhebt sich aber wie in den Königsgräbern von Mengo eine Hütte, in welcher Wächter wohnen, um dem Toten zu dienen.

Kabrega.

Kabrega, nach seiner eigenen Aussage der achtzehnte König von Unjoro aus dem Geschlecht der Wawitu, wird von den Europäern, die mit ihm oder seinen Beamten in Berührung gekommen sind, verschieden beurteilt. Ein günstiges Zeugnis hat ihm Emin Pascha ausgestellt. Es muss dahingestellt bleiben, ob dieses Urteil ein zutreffendes ist, oder ob Emin Pascha infolge der Gutmütigkeit seines Charakters über die Fehler Kabregas hinwegsah. Den Aussagen Emins stehen die von Baker und Casati und mittelbar von Stanley entgegen, von denen Kabrega bald als ein feiger, tückischer, bettelhafter Trunkenbold, bald als ein Wüterich, bald als treuloser, habgieriger Mensch hingestellt wird.

König Kamrasi liess sich noch zu Zeiten Spekes im Flintenschiessen unterrichten, König Kabrega hatte in seinen Jugendjahren die Überlegenheit der Feuerwaffen in den Kämpfen mit den ägyptischen Soldaten kennen gelernt, und sein sehnlichster Wunsch war, sich in den Besitz dieser Waffen zu setzen, um die Macht seines „Reiches“ zu heben. Obwohl er im Vergleich zu dem Ugandaherrscher ein Barbar war, war er doch reich; denn sein Land bot viele für Afrika wertvolle Ausfuhrartikel; er hatte Elfenbein und Sklaven, er hatte Häute und Butter und vor allem das kostbare Salz. Um Feuerwaffen zu erlangen, öffnete er arabischen Händlern sein Land und erreichte auch sein Ziel. Die Araber lieferten ihm Gewehre und Pulver; aber er wusste sich noch andere Lieferanten

*) Casati, „Zehn Jahre in Äquatoria.“

aus dem Norden zu verschaffen. Die kriegerischen Lango am oberen Nil lagen mit den ägyptischen Soldaten in fortwährenden Kämpfen, und sie blieben oft Sieger und erbeuteten Gewehre. Ihnen konnten sie nichts nützen, denn die Lango hatten kein Pulver, aber sie verkauften die erbeuteten Waffen an Kabrega, der ein williger Abnehmer war. Die Regierungstruppen im ägyptischen Sudan waren aus Schwarzen rekrutiert. Diese schwarzen Soldaten desertierten oft und nahmen dann auch ihre Gewehre mit, Kabrega, der Feind der Ägypter, gewährte ihnen in seinem Lande ein Asyl und nahm die Gewehre für sich.

Seine Macht wurde für afrikanische Verhältnisse bedeutend, Uganda konnte er allerdings nicht überflügeln; denn auch dieses Königreich schritt, wie wir wissen, rasch vorwärts; in den Grenzkriegen, die häufig zwischen den beiden Ländern entbrannten, blieb einmal die eine, das andere Mal die andere Partei Siegerin. Mit mehr Erfolg wandte sich Kabrega gegen den Süden, wo er die salzhaltigen Seen bei Katwa besetzte.

Mit dem Erscheinen der Kaufleute von Sansibar in Unjoro wurde der Sinn für den Handel bei dem Volke bedeutend geweckt. Sie führten auch Geld in das Land ein, die Kaurischnecke, welches den Verkehr besonders erleichterte. Und das ganze Aufblühen des Landes kam dem König zu gute, der mit tausend Flinten verschiedenster Modelle seine Leibwachen ausrüsten konnte.

Doch lernen wir ihn persönlich kennen. Emin Pascha entwirft in seinem „Journal einer Reise von Mruli nach der Hauptstadt Unjoros“ folgendes Bild der äusseren Erscheinung Kabregas:

„Ein Stück feinen, lachsgelben Rindenstoffes deckte in malerischen Konturen den Körper bis hoch zur Brust hinauf; von da aufwärts war der Körper völlig unbekleidet, nur über der linken Schulter lag ein anderes Stück von etwas dunklerem Rindenstoff wie ein Plaid. Der hübsch geformte, völlig glatt rasierte Kopf zeigte an den Schläfen jederseits zwei Brandnarben, das Stammeszeichen der Wanjoro; die unteren vier Schneidezähne fehlen wie bei allen Wanjoro, und die oberen Schneidezähne treten leicht vor, sind jedoch glänzend weiss. Die unteren Schneide-, wohl auch die Eckzähne werden den Mädchen und Knaben, sobald sie mannbar geworden, ausgezogen, und zwar so, dass ein unten einigermassen

breitgefeiltes Eisen an den Zahn gestemmt und dieser durch hobelnde Bewegungen entfernt wird. Ein Halsband von Schwanzquasten der Giraffe mit einer einzigen blauen Glasperle in der Mitte umringt den Hals. An den sehr muskulösen Armen befand sich ein Wurzelamulett und ein eisernes Armband als einziger Schmuck. Die Hände waren klein und sehr wohlgepflegt. Sein Kolorit ist auffallend hell, wohl Folge des reinen Wahumablutes. Der Totaleindruck war ein äusserst günstiger, jedoch von ausgesprochener Sinnlichkeit."

Wenn Kamrasi auf Speke und Grant den Eindruck eines Farmers gemacht hat, so hat auch Kabrega diesen Zweig des Erwerbes und Wohlstandes nicht vernachlässigt. In der Nähe seiner Residenz, die er übrigens von Zeit zu Zeit wechselt, hält er stets 1000 bis 2000 Rinder, welche auf das sorgfältigste gepflegt werden und zu dem schönsten Vieh zählen, welches man in Afrika sehen kann. Mit besonderer Sorgfalt werden die für des Königs Milchbedarf bestimmten Kühe behandelt; sie werden ganz abgesondert gehalten, früh vor dem König selbst gemolken, welches Geschäft nicht die Frauen, sondern die Männer selbst besorgen, und dann, von einem Manne begleitet, zur Weide getrieben. Peinlich werden sie vor dem Zauber, namentlich aber vor dem bösen Blick geschützt. Vor ihnen schreitet ein Knabe und ruft: „Des Königs Rinder!" Jeder, der diesen Ruf hört, flieht von der Strasse, da er sonst dem Tode verfallen ist. Die Wanjoro stehen dabei auf derselben Bildungsstufe, auf der sich viele Europäer im Mittelalter befanden, als sie wegen der sogenannten blutenden Hostien Judenverfolgungen anstifteten oder Hexen verurteilten. Die Milch wird manchmal auch in Unjoro rot. Die Eingeborenen haben natürlich keine Ahnung davon, dass diese Erscheinung auf einen Bacillus zurückzuführen ist, meinen vielmehr, die Milch werde durch den bösen Blick eines mit Zauberkräften begabten Menschen in Blut verwandelt.

Der böse Blick! Wir haben schon gesehen, dass er im Sudan gefürchtet wurde, dass Pferde, die der Sultan von Bornu seinen Gästen schenkte, diesen im Dunkel der Nacht zugeführt wurden, dass man in Wadai die Leute mit Peitschenhieben von dem Wege fortjagt, auf welchem das Trinkwasser für den Sultan getragen wird. Auch in Unjoro giebt es eine ganze Reihe solcher Schutzmassregeln

für die geheiligte Person des Königs. Der Brunnen, aus welchem sein Trinkwasser geholt wird, ist von einer kleinen Strohhütte verdeckt und diese von einer Seriba umgeben. Ein zuverlässiger, durch Blutsbrüderschaft mit dem Könige verbundener Mann beschützt ihn ohne Unterlass. Auch sein Koch ist sein Blutsbruder und eine besondere Vertrauensperson.

Kabregas Speisezettel ist ziemlich beschränkt. Er nährt sich nur von Rindfleisch und einer Art Polenta aus Hirsemehl, trinkt Milch und Bananenbier, das mit gekeimtem Korn gegoren ist; aber bei diesem einfachen Mahl werden besondere Zeremonien beobachtet.

Begiebt sich der König in das Gemach, in welchem sein Tisch bereitet steht, so wird dies den Bewohnern durch das Wirbeln der Trommeln verkündet. Alles, was in der Königsburg auf den Höfen der Thüren versammelt ist, Männer, Frauen und Knaben, flieht eiligst und verkriecht sich in Schlupfwinkel; denn kein Mensch darf einen Blick auf die königlichen Speisen werfen, die jetzt von der Küche in das Speisegemach getragen werden. Kabrega speist allein, und während dieser Zeit bewacht der erste Minister die Eingangsthür, indem er dem König den Rücken zukehrt. Dafür wird ihm die Ehre zu teil, sich an den Resten des königlichen Mahles zu sättigen, das er, immer noch vor der Thüre Wache haltend und am Boden kauernd, einnimmt.

Bei den Nomadenvölkern steht die Milch in hohem Ansehen. Das Milchopfer bildete das grösste Fest am Hofe der Mongolenchane, und auch in Unjoro giebt es eine „Zeremonie der Milch,“ welche ohne Zweifel noch aus jenen Zeiten stammt, da die in Unjoro eingewanderten siegreichen Wahuma sich ausschliesslich der Viehzucht widmeten.

Wer zu dieser Zeremonie zugelassen wird, muss dies als ein Zeichen der höchsten Gunst und des grössten Vertrauens ansehen. Es wird nur eine geringe Anzahl um das Land verdienter und vom König selbst geschätzter Personen zu diesem Feste zugelassen. „Wenn die Nacht herabgesunken und der königliche Tisch aufgehoben ist, treten die zur Zeremonie Zugelassenen in den grossen Saal des Palastes; die Trommeln wirbeln, und die Pfeifen lassen schrill den Königsmarsch erklingen; der König nimmt ein Gefäss

voll frischer Milch, und nachdem er zuerst getrunken, lässt er es bei den übrigen herumgehen, welche der Reihe nach das Gleiche thun. Wenn die Zeremonie vorüber ist, werden die Thore geöffnet und die Freunde und die Genossen zu dem täglichen Zeitvertreib des Sichbetrinkens mit zahlreichen Libationen zugelassen. Der mäcenatische König geht voran.“

Diese nächtlichen Zechereien sind für die Regierungsart Kabregas verhängnisvoll, denn während derselben entlocken ihm seine Günstlinge ungerechte Befehle, durch welche unschuldige Menschen um ihr Hab und Gut, ja um ihr Leben gebracht werden.

Man war geneigt, nach den Berichten der ersten Reisenden die Könige von Unjoro für milder als die von Uganda zu halten. Im grossen und ganzen mag das zutreffen, aber Reisende, die länger am Hofe Kabregas geweilt haben, wissen auch von einem Schreckensregiment zu berichten:

„Der Hof des Königs Tschua (Kabrega),“ erzählt Casati, „hat kein aristokratisches Ansehen, wie dies bei dem Herrn von Uganda der Fall ist; wohl aber lastet die eiserne Hand des Despoten unerbittlich auf den Personen, welche mit Recht oder Unrecht die allerhöchste Ungnade auf sich laden. Die als schuldig Erachteten, und sei dies auf den leisesten Verdacht hin, werden auf barbarische Weise von eigens aufgestellten Schergen getötet. Man versichert sich des Verurteilten mit Stricken, die man ihm so um Arme und Beine bindet, dass er den Rücken vorwärts beugen muss; dann wird er mit Stöcken, die nach oben hin dicker auslaufen, mit einer überraschenden Gewandtheit mit drei Hieben niedergeschlagen, die man gegen die Schläfe und den Hinterkopf schwingt. Die Leichen der Gerichteten lässt man meist auf der Richtstätte als Futter für die wilden Tiere und Geier liegen. Schon das Hingehen oder Verweilen an dieser Stätte, um die Leichen zu beschauen, gilt als ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft werden kann. In der ersten Zeit meiner Ankunft in Dschuaia wurde meistens die Umgebung meiner Wohnung als Schauplatz dieser Schreckensthaten gewählt. In der Stille der Nacht hörte man herzzerreissende Rufe, das Echo der drei Gnadenhiebe, und ein Röcheln, das langsam erstarb. Eines Morgens lagen sieben schrecklich entstellte Leichen auf den nahen Feldern. Ich beklagte mich darüber beim Könige, er aber sagte

mir, ich hätte darauf nicht viel zu achten, diese Leute verdienten kein Mitleid. Ich suchte ihm dann den Schauder klar zu machen, den diese Vorfälle auf mein Gemüt ausübten; er lächelte, wählte aber doch einen anderen Ort zu dem schrecklichen Geschäfte.

Bei den Räubern, Verführern von Frauen und immer, wenn er den Fall nicht so ernst findet, dass die Todesstrafe ausgesprochen werde, verfügt der König als Besserungsmittel das Abhauen der Hände und die Blendung."

An dem Hofe Kabregas erscheinen auch die Wakungo, die hier auch Manjoro genannt werden, wie in Uganda; ja, aus den besten von ihnen wird ein Ritterorden, der Orden des Kondo, gebildet. Die Inhaber desselben tragen als Schmuck ein Band von Kuhhaut, das auf der Aussenseite mit Kaurischnecken und bunten Glasperlen verziert ist und von dem vorderen Teile des Kopfes über das Gesicht bis zum Kinn herabfällt, wo es befestigt ist.

Die Kondoritter werden vom Könige gewählt, und ihre Zahl darf nicht siebzehn überschreiten. Sie stehen im Range den königlichen Verwandten gleich, sie erfreuen sich der öffentlichen Verehrung, sitzen im Rat des Königs und geniessen das Vorrecht, dass sie zur Todesstrafe nicht verurteilt werden können. Allerdings ist dieses Vorrecht in einem despotischen Reiche ein illusorisches; Kabrega wusste es wenigstens nichtig zu machen, indem er die ihm missliebigen Ritter aus dem Orden stiess und dann hinrichten liess. Aber selbst nach den Statuten des Ordens können seine Ritter dem Tode verfallen, denn aus ihrer Mitte wird das grosse Menschenopfer gewählt.

Verdächtige Zeichen mehren sich im Lande; der Aberglaube weiss eine jede Erscheinung schlimm zu deuten; Unruhe und Furcht ergreifen die Gemüter der königlichen Ratgeber; der König selbst zittert um seinen Thron, denn die Geister der abgeschiedenen Herrscher zürnen ihm aus unbekannten Gründen.

In einer der Hütten des Palastes wohnt die Königin-Mutter; sie ist in diesem Lande die Hohepriesterin und Wahrsagerin. Man wendet sich an sie und bittet sie um Ratschluss. Nachdem sie ihren Zauber vollendet, tritt die braune Pythia vor und erklärt: der Geist Kamrasis zürne, er müsse versöhnt werden, man solle die Zeremonie des Mpango oder des Beiles vollführen.

In der Königsburg ist eine besondere Hütte, in welcher die geweihten Geräte dieser Zeremonie aufbewahrt werden: eine Trommel, mit Talismanen behängt, ein hölzerner Stuhl, mit Löwen- und Leopardenfellen bedeckt, eine Lanze, ein Beil, dessen hölzerner Griff mit Leopardenfell umwickelt ist, und eine Schüssel.

Eines Tages, wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, wird plötzlich ein dumpfer, schwerer Trommelschlag vernehmbar; das Volk kennt diese Töne, sie kommen von der geweihten Trommel des Mpango, und Gesang und Tanz hören in der Stadt auf, der Markt wird leer, von den Feldern und Gärten fliehen die Arbeiter, alles zieht sich in die Behausungen zurück, denn drei Tage lang schallt die grosse Trommel, von selbst, wie das Volk glaubt, drei Tage lang dauert der geheimnisvolle Ritus, drei Tage lang sind der friedliche Ackerbauer, der ruhige Hirte, der arglose Wanderer ihres Lebens nicht sicher. Jeden Augenblick können sie erfasst und mit Stricken geknebelt werden, um ihr Blut zur Sühne für Kamrasi zu verspritzen.

In Furcht erzittert jedes Herz, und an den Opferstätten fliesst reichlich das Blut.

In der Morgendämmerung des vierten Tages wird endlich das grosse Opfer vollbracht. In der Hütte des Mpango steht der König an der Schwelle des Eingangsthores im festlichen Ornat. Von seinen Schultern wallt ein grosser Mantel aus dem einheimischen Rindenstoffe herab, das Leopardenfell hängt über dem Rücken und Halse, geweihte Glasperlen schmücken seine Knöchel, Arme und seinen Hals, und in der Rechten hält er die kleine geweihte Lanze. Neben dem König steht der priesterliche Wächter der Hütte mit dem heiligen Beile. Vor ihnen stehen der Stuhl und die Trommel und daneben auf der Erde die grosse Schüssel. Im Halbkreise sitzen die Ritter des Kondoordens auf ihren kleinen Stühlen und warten mit Schrecken und Schweigen auf die königliche Entscheidung.

Kabrega winkt mit dem Kopfe. Die Ritter erheben sich und defilieren in gebückter Haltung vor ihrem Herrscher: Morituri te salutant, Caesar! Kabrega mustert sie, da berührt er einen von ihnen mit der Lanze an der Schulter. Er ist bestimmt, Kamrasi zur Sühne zu fallen, und ohne Zaudern, stumm tritt er vor und streckt sein Haupt über die Schüssel.

Das Beil fällt, und das Blut wird in dem Becken gesammelt. Der König tritt vor, mit dem noch rauchenden Menschenblut benetzt er sich Stirn und Wangen, besprengt damit die Grossen und giesst den Rest über den Stuhl und die Trommel.

Vollbracht ist das Opfer. Man trägt die blutigen Geräte des Mpango zur Königin-Mutter; die Leiche des Opfers wird fortgeschleppt. — — —

Laute, jubelnde Pfeifenklänge und Trommelwirbel verkünden dem Volke, dass die Zeremonie des Mpango vollendet ist. In der Königsburg werden Ochsen geschlachtet, Krüge mit Bananenbier herbeigeschleppt, auf dem blutbefleckten Boden tanzt eine fröhliche Menge, und tief in die Nacht hinein hört man von weitem die lauten Rufe der Trunkenen.

Das Land aber atmet wieder auf; denn die Geister sind versöhnt; man kann wieder mit Ruhe den Geschäften nachgehen; aber wie lange wird es dauern?

Die Königin-Mutter oder ein anderer Magier verkünden, dass von dieser oder jener Richtung Kabregas Thron Gefahr drohe, im Nu werden Schlächter nach dieser Richtung ausgesandt, und wie ein Blitz fallen sie über die arglos des Weges Dahinziehenden; unglückliche Opfer bedecken den Weg, und die Geister eilen herbei, von dem Geruch des Blutes angezogen, und erfreut gewähren sie ihren Schutz dem Lande und dem Könige.

Oder es wird ein Raubzug geplant; man will den Stämmen des Graslandes am Albertsee ihre Kühe rauben, oder die Vasallen im Norden züchtigen, oder Uganda einen Streich spielen. Die Geister müssen milde und günstig gestimmt werden, damit sie den Sieg herbeiführen, und so sind wieder Menschenopfer nötig.

Ein Jüngling von makellosem Lebenswandel wird gewählt und heimlich im Dunkel der Nacht an die Grenze des Gebietes, dem der Überfall gilt, gebracht. Hier wird er lebend bis an die Schultern eingegraben und so belassen.

Am anderen Tage zieht die Heeresabteilung an jene Stelle. Ist das Opfer unberührt geblieben, hat der Feind es nicht entdeckt, so gilt das als ein günstiges Zeichen; die Kolonne zieht an dem sterbenden Haupt, das aus der Erde hervorragt, vorüber, aber niemand wagt dem Opfer ein Wort des Trostes zuzurufen, ja, nur

einen Blick auf dasselbe zu werfen, um den günstigen Zauber nicht zu brechen.

Wir sehen daraus, dass der Aberglauben die Könige von Unjoro ebenso unheilvoll beherrscht wie die von Uganda, und darum erscheint auch der Hof Kabregas dem Europäer, der länger an ihm geweilt hat, so düster und abschreckend. Aber auch in sittlicher Beziehung sind an ihm verwerfliche Einrichtungen bemerkt worden, wie sie sonst in keinem Negerreiche vorkommen.

In der Königsburg von Unjoro wohnen in grosser Anzahl die „Vranga," Dienerinnen der Frauen Kabregas oder Trägerinnen, welche des Nachts die Burg verlassen und auf Abenteuer ausgehen. Diese Dirnen stehen unter Kabregas Schutz, was sie durch ihr ehrloses Gewerbe verdienen, ist ihr Eigentum, aber ihre Kinder sind Sklaven des Königs; aus den Knaben stellt er seine Pagenkohorte zusammen, die Mädchen lässt er zu dem Gewerbe der Mutter erziehen.

In Unjoro besteht ebenso wie in Uganda die allgemeine Wehrpflicht; im Kriegsfalle müssen alle Mann ins Feld. Aber seit jeher umgaben sich die Könige von Unjoro mit einer Art Leibgarde, welche den Namen der Banassura führte. Anfangs galt der Dienst in dieser Leibgarde nur als eine Art Repräsentation, unter Kabrega wurde das anders. Kabrega rüstete in erster Linie die Banassura mit Feuergewehren aus und erhöhte die Zahl derselben derart, dass sie zuletzt 3000 Mann betrug. Früher waren die Banassura, welche aus allerlei entlaufenen Soldaten und Sklaven der angrenzenden Länder sich rekrutierten, nur als fürstliche Lakaien, weniger aber als Soldaten des Landes betrachtet; der junge König Kabrega machte aus diesem Gesindel eine Art Prätorianer. Als er sich stets von mehreren Hunderten von Flintenträgern umringt und von ihren Salven begrüsst sah, bildete er sich ein, er sei der mächtigste Fürst des Weltalls, und begann seine Raubzüge, die, Uganda ausgenommen, auch überall von Erfolg gekrönt wurden.

Der Dünkel des Fürsten ging auf die Soldaten über. Dem wissenschaftlichen Forscher Emin Pascha war die Bedeutung der Banassura völlig entgangen. Casati hatte die politischen Verhältnisse des Landes anscheinend besser erkundet und die Banassura folgendermassen geschildert:

„Die Militärpartei gelangte in Unjoro zur Herrschaft, die

Banassura wurden zur Erhaltung und Grösse des Staates unentbehrliche Männer. Nachdem sie bis zur Zahl von dreitausend vermehrt worden waren, hatten die Banassura auf diese Weise die Verteidigung des Thrones und die Aufrechterhaltung der Achtung vor den Gesetzen in ihrer Hand. Das Leben und die Sicherheit der Einzelnen sowohl als des Eigentums wurde ihrer herkömmlichen Macht geopfert, und jegliche ihrer Schlechtigkeiten war von einer erzwungenen Straflosigkeit geschützt; ihr aber offen entgegenzutreten wurde das höchste Wagnis.

Entschieden bei der Verfolgung der Schuldigen, sowie der Ehrlichen, fleissig bei vielversprechenden Konfiskationen und bei summarischem Verfahren, kühne Ausforscher auf den Streifzügen, dulden sie keine Oberhoheit ausser jener ihrer würdigen Häuptlinge; jedes Ehrgefühls und jeder Liebe zu dem Lande, das ihnen fremd ist, bar, im Kriege überaus tapfere Soldaten, sind sie zügellose Räuber. Der König bietet ihnen keine direkte Entlohnung ihrer Dienste, ausser was die Bewaffnung betrifft; er überlässt jedoch ihrer Willkür die Aneignung der Güter der wegen Verbrechen und Vergehen Bestraften. Dabei aber überschreitet ihre Willkür jede Grenze der Scham; die Gerechtigkeit wird zum Spotte, Straflosigkeit käuflich, Unschuld und Ehrlichkeit aber muss sich dieselbe erkaufen. Der König, gefällig, in die Kreise dieser Schar verwickelt und von ihnen fortgerissen, ohnmächtig, sich loszureissen und von ihnen fortzukommen, setzt den Ruhm seiner Ahnen fort und erhält ihn mittelst kühner und abenteuerlicher Unternehmungen auswärts, um der stets wachsenden Gier genügen zu können, und im Lande dehnt sich gleicherweise der blutige Kreis aus, der ihn umgiebt und der ihm mit jedem Tage mehr die Liebe seiner Unterthanen entfremdet."

Auf diese Banassura gestützt wandte sich der König gegen die ihm missliebigen älteren Berater der Krone, die, aus dem Landvolk hervorgegangen, dessen Interessen wahrnahmen; die bewährtesten Freunde Kamrasis wurden hingerichtet, und Kabrega konnte ausrufen: „Ich herrsche allein, da ich mit den Kleinen regiere!"

So waren und sind noch heute die Verhältnisse beschaffen, so seufzte das Volk seines Lebens nicht sicher in einem Lande, wo der Schimpanse sich des königlichen Schutzes erfreut, wo niemand

wagen würde, den klugen Vierhänder ohne den ausdrücklichen Befehl des Königs zu jagen, da der Affe nach dem Glauben der Wanjoro seit altersher zum Menschengeschlechte gehört!

Allerdings giebt es am Hofe dieses Despoten auch lichtere Bilder zu schauen.

Wenn der Morgen anbricht, da nahen in langem Zuge die Verwandten Kabregas der königlichen Hütte, um ihm unter Trommelwirbeln den Morgengruss zu entbieten; das Volk der Königsburg begrüsst ihn gleichfalls, bevor es an die Arbeit geht, und der König bringt die Hälfte des Tages bei seinen Hirten zu, die ihm Berichte über das Gedeihen seiner Herden abstatten müssen; denn er ist der Sohn einer Mhuma und darum für die Viehzucht begeistert.

„Du bist ein Hirte, und ich bin ein Krieger,“ sagte zu ihm sein Bruder Kabamiro, und er machte ihm den Vorschlag, Kabrega solle ihm den Thron überlassen und dafür die Herden nehmen. Aber Kabrega begehrte beides und bestimmte einen Araber, den Bruder meuchlings zu ermorden. Als dies geschehen war, leugnete er alle Mitschuld und weigerte sich, den ausbedungenen Lohn für die Mordthat zu bezahlen.

Freilich, ohne die Herrschergewalt hätte er wohl seine Herden bald eingebüsst, im Besitz derselben konnte er sie vermehren; und wie er die Anzahl seiner Flinten verzehnfachte, so mehrte er auch seine Herden. Die Musterwirtschaft, auf die er achtete, hätte diese Vermehrung nicht so bald herbeigeführt, sie war vielmehr das Werk seiner Banassura, die auf seinen Befehl die umwohnenden Wahuma angriffen, Schrecken und Verheerungen in die Nachbarländer trugen und das geraubte Vieh dem Könige in solchen Massen zutrieben, dass dieser sein Reichtum zuletzt von Casati auf 150000 Rinder geschätzt wurde.

Das ist in allgemeinen Zügen das Bild des Herrschers, welcher in der letzten Geschichte Afrikas, bei dem Fall von Äquatoria und bei der Fortführung Emin Paschas aus der Provinz, anfangs eine überaus freundliche, dann aber eine doppelzüngige und zuletzt feindliche Rolle spielte.

Die „grossen Könige“ von Uganda und Unjoro hatten einmal um ihre Throne gefürchtet, als die „Bahara und Turk“, die Ägypter, von Europäern geführt an den Grenzen ihrer Länder erschienen. In kolonialpolitischer Beziehung war es gewiss ein Fehler, dass Baker mit bewaffneter Macht in Unjoro eindrang. Später wurden die Beziehungen Unjoros zu dem mächtigen Nachbar im Norden bessere. Emin besuchte im Auftrage Gordons König Kabrega und wusste ihn freundlicher zu stimmen. Jedenfalls hat Emin einen guten Eindruck von dem Wawitufürsten mitgenommen, und dieser hat für den Mudir der Nilländer gleichfalls eine freundschaftliche Gesinnung gefasst. An den Grenzen hatte es wohl kleine Scharmützel gegeben; die Soldaten Emins erlaubten sich einige Übergriffe, plünderten ein Dorf oder trieben eine Herde Kühe fort, aber dafür revanchierten sich auch die Wanjoro ein anderes Mal, und diese Zwistigkeiten wurden in Ruhe und Frieden beigelegt.

Der Zug der Europäer führte nach Uganda. Dort wurden, wie wir wissen, Missionen angelegt; Unjoro blieb unbeachtet; es wurde mehr von den Arabern besucht. Uganda empfing von Ägypten, England und vom Sultan von Sansibar grosse Geschenke, Unjoro raubte afrikanische Schätze: Sklaven, Elfenbein und Kühe zusammen.

Da brach im Anfang der achtziger Jahre die grosse zentralafrikanische Katastrophe ein. Die Gründung Bakers und Gordons stürzte zusammen; die Woge des Mahdismus verschlang alle Bollwerke der Zivilisation, die in den Nilländern errichtet worden waren; nur ein einziges blieb am Rande der Völkerbrandung stehen, die im Lande der Schwarzen gelegene Provinz Emins. Der tapfere Gouverneur, einige europäische Reisende, einige Kaufleute und eine Schar ägyptischer Soldaten waren von der Verbindung mit der zivilisierten Welt abgeschlossen. Die Augen des Gouverneurs wandten sich nach dem Süden, wo über Unjoro und Uganda der Weg nach Sansibar führte; ein Weg, auf dem schon viele europäische Reisende und Missionare die Nilseen erreicht hatten und auf dem regelmässig arabische Handelskarawanen verkehrten. So wandte sich denn Emin Pascha an Kabrega, mit dem er Jahre lang in keinerlei Verbindung mehr gestanden. Lange gingen die Boten hin und her, um die Briefe zu tragen, und nachdem Kabrega

sich überzeugt hatte, dass der Chef der Türken sein alter Freund, der Arzt, sei, trat er mit ihm in Verbindung, und so wurde der Weg über Unjoro zu den Missionaren in Uganda und von dort nach Sansibar wenigstens für Briefe geöffnet. Auf diesem Wege konnte Mohammed Biri, ein Araber aus Tunis, Emin wieder Nachrichten von Europa übermitteln, auf diesem Wege zog Dr. Junker nach Uganda und von hier nach Sansibar. Um die Beziehungen zu Kabrega zu pflegen, ging Casati an den Hof des Wawitufürsten. Durch den Krieg, den um jene Zeit Unjoro mit Uganda führte, wurde der Weg wieder verschlossen.

Emin vertraute Kabrega, Casati glaubte, dass der König auf den Zusammenbruch der Äquatorialprovinz warte, um sich dann in Besitz der vielen Gewehre zu setzen. In der That gab es in Unjoro eine starke Partei, welche den Untergang der Ägypter herbeisehnte und dem König zuflüsterte, die Notlage der ehemaligen Feinde auszunützen, andrerseits konnten die Freundschaftsbeweise, die Kabrega seinem Freunde Emin erwiesen hatte, nicht weggeleugnet werden. Nach dem Urteil Emins war Casati ein schlechter Diplomat; nach der Darstellung Casatis war Kabrega doppelzüngig.

Die Kunde von der Annäherung Stanleys führte schliesslich die Katastrophe herbei; Casati wurde verhaftet, an einen Baum gebunden, seiner Habe beraubt und dann aus dem Lande getrieben, der treue Mohammed Biri gefangen genommen und später enthauptet. Der doppelzüngige Kabrega, auf dessen Befehl das alles gethan wurde, versicherte Emin brieflich seiner Freundschaft und schob alle Schuld an den Vorgängen dem ungebührlichen Betragen Casatis zu.

Trotz aller Bemühungen Emins konnte jedoch der Bruch nicht wieder gekittet werden, und aus dem Benehmen der Eingeborenen an den Ufern des Albertsees sowie am Nil konnte man immer deutlicher die feindlichen Absichten des Wawitufürsten erkennen. Da nun aber die Gebiete am Albertsee für die Organisation des Rückmarsches bei der Rückkehr Stanleys von hoher Bedeutung waren, so durfte man Kabregas Hochmut nicht ungedemütigt lassen; und so trafen zum zweiten Male ägyptische Soldaten und die Wanjoro feindlich miteinander zusammen. Emins Dampfer bombardierten die wichtigsten Kabrega gehörigen Plätze am Ostufer des Albertsees und plünderten die Landschaft.

Der Expedition Stanleys, welche durch eine Schar von Ägyptern verstärkt wurde, wagte Kabrega mit Nachdruck nicht entgegenzutreten. Als dieselbe auf dem Marsche nach Sansibar die Grenzgebiete Unjoros passierte, wurde sie wiederholt von den Banassura Kabregas belästigt, aber die Banassura mussten sich stets mit Verlusten zurückziehen.

* * *

Wenn wir nun am Schluss unsrer Darstellung der Ugandageschichte auf dieses Land für die kolonialpolitische Entwickelung Inner-Afrikas grosse Hoffnungen setzen durften, so können wir uns denselben beim Rückblick auf die Geschichte der Wanjoro nicht in demselben Masse hingeben.

In Uganda herrscht augenblicklich der christlich-europäische Einfluss vor, und durch die Gründung der deutschen Station in Ukumbi, sowie der englischen in Kawirondo, sowie durch die Herbeischaffung von Dampfern wird derselbe nur gestärkt werden. Am Hofe von Unjoro sitzen ränkeschmiedend arabische Kaufleute und mohammedanische Wangwana.

Seit Jahrhunderten lagen Uganda und Unjoro in Krieg miteinander. Jedes rang gewissermassen um die Suprematie in dem Nilseengebiet. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Uganda, wenn es zum Hort der Kultur geworden, wenn es die inneren Kämpfe bestanden, naturgemäss die Herrschaft über Unjoro antreten.

Ausläufer der Wahuma.

Ausser den bereits erwähnten Wahumastaaten liegt noch zwischen Unjoro und Karagua das Land Ankori, zuletzt vom König Ntali oder Antari regiert, der, wie wir dies bereits erwähnt haben, die flüchtigen Christen von Uganda als Kolonisten in seinem Reiche aufnahm. Die Bevölkerungsverhältnisse sind dieselben, wie in den bereits erwähnten Staaten; die Urbevölkerung war schwarz und besteht noch heute zum grossen Teil aus den Witschwesi, welche das Land bebauen, die Einwanderer und gegenwärtig die Beherrscher des Landes sind Hirten. Ankori ist berühmt durch seinen Tabak, der hier ein besonders schönes Parfüm hat und besonders gut zubereitet wird.

Während das ferner gelegene Karagua die Oberherrschaft Ugandas anerkennen musste, hat Ankori bis jetzt seine Unabhängigkeit behauptet. Der unternehmungslustige Kabrega hatte wohl seine Banassura auch nach Ankori gesandt, aber der König Ntali stieg von seinen Bergen herab und schlug die Räuberbanden aufs Haupt. Der junge Muanga hatte in übermütiger Weise von Ankori Tribut gefordert, aber der König liess ihm antworten, er möchte selbst kommen, er werde einen würdigen Empfang finden.

König Ntali betreibt selbst Handel; seine Leute besuchen wohl die Märkte von Uganda, Unjoro und Karagua, um für Elfenbein die Erzeugnisse der fremden Kultur einzutauschen, aber er hat bis jetzt keinem Araber gestattet, sich an seinem Hofe niederzulassen, und den Handelskarawanen nur erlaubt, an den Grenzen seines Reiches zu halten.

Als die starke Expedition Stanleys, nachdem sie das südliche Unjoro durchzogen, sich Ntalis Gebieten näherte, gestattete er klugerweise den Durchmarsch und that alles für die Verpflegung von tausend Menschen. Mit einem der Söhne Ntalis schloss Stanley Blutsbrüderschaft. Zur Feier des Tages wurde hier das Maximgeschütz abgefeuert.

Der Ausbreitungsbezirk der Wahuma erstreckt sich aber noch weiter. Wir finden sie zerstreut im Lande der Walegga an den Ufern des Albertsees. Sie haben sich aber hier nicht zu einem grösseren Staatswesen vereinigen können, sondern leben in einzelne Stämme geteilt und unter besonderen Häuptlingen nach echter Nomadenart. Bemerkenswert ist es, dass einer dieser Stämme den Namen Wawitu führt, also den des Herrschergeschlechtes von Unjoro, und dieser Stamm gilt in der That unter allen anderen als der vornehmste; die Wawituhäuptlinge ernennen gewissermassen oder bestätigen die Häuptlinge der übrigen Stämme.

Ihre Lage ist keineswegs eine beneidenswerte, da sie viel unter den Angriffen ihrer Nachbarn zu leiden haben; viele von ihnen waren aus Unjoro hierher geflohen, um den Erpressungen der Wawitufürsten und deren Beamten zu entgehen; nun haben die Banassura auch dorthin ihren Weg gefunden, und Kabrega frisst die kleinen Leute auf.

Wie wir schon hervorgehoben haben, giebt es Wahuma auch

im Mondlande, und ihr Verbreitungsbezirk reicht bis zum Tanganjika. Wissmann begegnete ihnen in Uha, wo sie einen noch sehr reinen Typus darstellen: „Drei ganz auffallend schöne Weiber,“ schreibt er, „zeigten als die Richtung ihrer Heimat nach Nordosten. Sie seien nicht Waha, meinten sie; stolze, schlanke, ebenmässige Figuren mit regelmässigen Gesichtszügen, ganz hellbrauner Hautfarbe und wohlgeformtem Hals und Brüsten, muss ich besonders zwei derselben, Schwestern, als die formvollendetsten Gestalten erklären, die ich je sah. Jede derselben hätte als Modell zu einer Aphrodite stehen können.“

Verderbliche Eigenschaften, denn diese Vorzüge der Wahuma machen sie zu einem begehrten Handelsartikel der Sklavenhändler, und die Nachfrage ermuntert die Raublust der Fürsten. So werden sie heute in den weiten Gebieten von fremden und ihren eigenen Fürsten durch Vieh- und Menschenraub gepeinigt.

* * *

Wir haben in den letzten Abschnitten in kurzen Umrissen den Gang und die Folgen der grossen Völkerwoge skizziert, die in geschichtlich nicht festgestellten Zeiten sich vom Norden her über einen grossen Teil von Inner- und Ostafrika ergossen und die Verhältnisse hervorgerufen hat, wie sie heute vorhanden sind.

Araber, Mondvölker und die Wahumastaaten, das sind die drei Elemente, mit welchen die Kolonisatoren des dunklen Weltteils rechnen müssen. Die Unternehmungen Emins in Tabora und am Victoria-Njansa, die künftige Thätigkeit Wissmanns in Afrika, die Unternehmungen der Engländer in Kawirondo, die Arbeit der Missionare — alle diese Faktoren werden den weiteren Verlauf der Geschichte dieses Teils von Afrika bedingen.

Aus den vorhergehenden Skizzen, die rein geschichtlich ohne irgend welche tendenziöse Absicht dargestellt wurden, wird der Leser, der sonst mit der Afrikalitteratur nicht vertraut ist, sich ein Gesamtbild unsrer künftigen Thätigkeit entwerfen können. Die Weidegründe, auf denen ein Raubfürst Tausende und Abertausende von Rindern zusammenbringen und erhalten kann, sind nicht zu unterschätzen; das Land ist nicht arm, welches Kaffee und Tabak hervorbringt. Und das Volk? Der verderbliche Einfluss des Arabertums ist noch nicht in alle Gebiete eingedrungen, und wenn dieser Pest

Afrikas an der Küste in gründlicher Weise Einhalt geboten werden könnte, so wird es um so leichter fallen, am Victoria-Njansa dem Kreuz und der Zivilisation zum Sieg zu verhelfen.

Die sesshaften und friedlichen Elemente bedürfen vor allem eines ergiebigen Schutzes vor den ewigen Einfällen räuberischer Stämme. So sind z. B. im Süden Sulustämme im fortwährenden Vorrücken begriffen, und noch in der jüngsten Zeit haben die Watuta oder Wangoni das Mondland unsicher gemacht und die Gegend von Tabora bedroht; so sind ganze Gebiete Ostafrikas den räuberischen Massais unterthan. Von allen diesen Stämmen wird die ackerbautreibende Bevölkerung auf das schlimmste geschädigt und der Kaufmann geplündert. Der Neger verstand bis jetzt nur in den allerseltensten Fällen sich zu einem dauernden Widerstande zu organisieren. Der Araber verschlimmerte nur die bestehenden Zustände, indem er den einen Häuptling gegen den andern aufhetzte.

Unter dem Schutze der europäischen Nationen wird der Friede gewiss sicherer werden; das Vertrauen des Volkes wird von Jahr zu Jahr wachsen, um so mehr, als die europäischen Offiziere sich niemals derartige Übergriffe erlauben werden, wie die Bahara und Turk unter Emin Pascha.

Was aber die Wahumastaaten anbelangt, so ist zu bedauern, dass die Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika und Britisch-Ostafrika diese Gebiete teilt. Wenn Deutschland naturgemäss in enge Beziehungen zu Uganda treten wird, so wird es doch dort keine Stationen gründen können. Der deutsche Einfluss wird sich vornehmlich auf die südlichen Wahumastaaten, namentlich auf Karagua erstrecken müssen, welches den bisherigen Lehnsherrn von Uganda mit dem deutschen Schutzherrn tauschen wird. So werden sich in Zukunft um den Victoria zwei Staatenbildungen erheben — das englische Uganda und das deutsche Karagua; sie werden mit einander rivalisieren, aber nicht in blutigen Kämpfen, sondern hoffentlich nur in den Werken des Friedens.

Bis aber dieses Ziel erreicht wird, werden noch viele Jahre vergehen und die Geschichte Afrikas um ein neues Kapitel bereichert werden, in dem aber nicht allein von Kämpfen um Sklaven und Kühe, sondern auch vom Ringen nach höheren Gütern der Menschheit berichtet werden wird.

Häuptlinge am Kilimandscharo.

Wir haben bis jetzt in Ostafrika, soweit es für die deutsche Kolonialpolitik in Betracht kommt, zunächst die geschichtlich-politischen Verhältnisse an der Küste und dann diejenigen der Länder auf der Karawanenstrasse Tabora-Victoria-Njansa verfolgt, wir haben gefunden, dass sich beide Teile als besondere Staatenbildungen auffassen lassen, und dass die kolonisatorische Thätigkeit mit diesen Umständen rechnen kann und muss, wenn sie im Anschluss an das Bestehende sichere und dauernde Erfolge erzielen will.

Kehren wir noch einmal zur Küste zurück und dringen wir auf anderen Karawanenwegen in das Innere vor, so werden wir nirgends mehr grösseren Staaten, mächtigeren Häuptlingen begegnen, sondern stets die übliche afrikanische Zersplitterung erblicken.

Hier bietet nur die geographische Lage und die Verteilung der sesshaften, Ackerbau treibenden Bevölkerung im Vergleich zu den nomadisierenden Stämmen Anhaltepunkte für eine künftige Gestaltung von Provinzen; historische Überlieferungen sind hier so gut wie gar nicht vorhanden und reichen nicht weit zurück. Sie bilden auch in Wirklichkeit weiter nichts als eine Kette kleinerer Raubgeschichten.

Im Norden von Deutsch-Ostafrika liegt ein dank seiner Lage und Bodenbeschaffenheit begünstigtes Gebiet, welches wohl in kurzer Frist sich hoch entwickeln wird. Es sind dies die von der Mündung des Pangani, den Lauf des Flusses entlang, bis zu dem Schneegipfel des Kilimandscharo sich erstreckenden Landschaften Usam-

bara, Pare, Ugeno und Dschagga. Man hat das sehr nahe an der Küste gelegene Usambara die Perle Deutsch-Ostafrikas genannt. Es besitzt eine Bevölkerung, die, wie die ersten Versuche bereits bewiesen haben, sich bei besonnenem Vorgehen nicht besonders schwer für Kulturzwecke gewinnen lässt und die schon seit längerer Zeit einer Herrscherfamilie zu gehorchen gewohnt ist. Die Häuptlinge der Dörfer entstammen alle dem Geschlechte der Wakilindi, die mehr oder weniger als Vasallen der in Wuga residierenden Könige aus demselben Geschlechte gelten. Diese Häuptlinge zeichnen sich zumeist durch eine lichtere Farbe und einen beinahe südeuropäischen Typus aus, und es dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dass sie von Arabern abstammen, obwohl auch sehr viel Negerblut in ihren Adern fliesst.

Der jetzige Herrscher Simbodscha wird von O. Baumann folgendermassen geschildert: „Er ist ein sehr lichtfarbiger, kleiner und ausgemergelter alter Bursche mit zusammengekniffenem Gesicht und kleinen, verschmitzten Augen, der fortwährend Betel kaut und den Boden mit dem roten Saft vollspuckt. Er trug einen Tarbusch, eine rote Weste und einen Lendenschurz und sprach ein sehr gutes Suahili."

Seinen Sohn Kimueri schildert derselbe Reisende: „Er ist sehr lichtfarbig, hat fast ganz südeuropäischen Typus, aber Kraushaar, und macht einen angenehmen, weit besseren Eindruck als sein Vater. Er trug eine schwarze europäische Jacke und eine hohe abgestumpfte Mütze aus Korbgeflecht." Simbodscha wollte anfangs von den Europäern nichts wissen und die Deutschen gar nicht kennen, ja er plünderte die Reisenden Meyer und Baumann aus, legte sie in Ketten und liess sie nach echter Räuberart erst gegen ein hohes Lösegeld frei.

Später aber, als die Deutschen Pangani bombardierten, fiel es ihm gar nicht ein, mit den Arabern gemeinschaftliche Sache zu machen, sondern er sandte schlauerweise eine Karawane nach Pangani, um dem Reichskommissar seine Ergebenheit anzuzeigen; so kam es auch, dass er von den Deutschen glimpflich für seine Räuberthat behandelt wurde und die Schutztruppe ihm nur einen friedlichen Besuch abstattete. „Er ist ein erbitterter Feind des Sultans von Sansibar," schreibt G. F. v. Behr, Offizier in der

Schutztruppe, „dessen Familie er als Emporkömmlinge verachtet, glaubend, dass ihm selbst, als aus der Familie Mohammeds stammend, die Herrschaft über ganz Ostafrika gebührt. In seiner Kleidung und seinen Manieren ist er ganz Araber und wie dieser ein strenger Mohammedaner. Sein hohes Alter und seine ruhige Haltung verleihen ihm eine gewisse Würde, welche im Verkehr mit ihm sympathisch berührt."

Man behauptet, dass dieser Häuptling im Notfalle 10000 mit Gewehren bewaffnete Krieger aufstellen kann, was aber gewiss übertrieben ist. Er ist im Küstengebiete der mächtigste Häuptling, aber, wie wir gesehen haben, ganz und gar ein Suahili, und auch seine Umgebung trägt Suahilikleider, und selbst die weiteren Kreise der Waschamba, der Haupteinwohner von Usambara, werden nach und nach suahilisiert.

Das Geschlecht der Wakilindi ist im Lande nicht beliebt, seine Treue gegen die Deutschen wird vielfach bezweifelt, und so werden Stimmen laut, die dafür sprechen, mit diesen kleinen arabischen Potentaten aufzuräumen und sie durch Eingeborene zu ersetzen.

* * *

Verfolgen wir den Lauf des Pangani aufwärts, so finden wir keine besonders nennenswerten Reiche; als Beispiel der Zersplitterung möchten wir nur das Dschaggagebiet am Kilimandscharo anführen. In diesem kleinen Lande giebt es etwa 20 kleine Häuptlinge, welche über Gebiete herrschen, die nicht grösser sind, als z. B. die Territorien von London, Paris oder Berlin. Das Land ist schön, fruchtbar, zur Viehzucht und zum Ackerbau geeignet und wohl das gesündeste in Ostafrika, so dass hier selbst europäische Kolonisten fortkommen könnten. Die Bevölkerung ist arbeitsam und fleissig, obwohl sie, solange sie von Europäern gekannt wird, niemals in Ruhe die Früchte ihres Fleisses geniessen konnte. In den Steppengebieten, welche im weiten Umkreise den grünen Sockel des schneebedeckten Kilimandscharo umgeben, hausen nämlich die Massai, ein viehzüchtender Stamm, welcher, stets zum Raube bereit, von Zeit zu Zeit den Wadschagga ihr Vieh fortzutreiben sucht. Als die Araber auf der Insel Sansibar und an der Küste den Plantagenbau ausdehnten, da wurden die fleissigen Wadschagga, die von

Haus aus Ackerbauer sind, als Sklaven sehr gesucht, und so ergoss sich über Dschagga ein Strom suahilischer Sklavenhändler, welche nach ihrer altbewährten Methode die einen Häuptlinge gegen die anderen aufhetzten und sie zum gegenseitigen Sklavenraub veranlassten. So wurde Dschagga zum Schauplatz immerwährender Kriege.

Unter den Königen am Kilimandscharo gewann namentlich der Häuptling Mandara einen besonderen Ruf; er ist augenblicklich der Günstling der Deutschen und sein Land Moschi der Ausgangspunkt zivilisatorischer Unternehmungen. Sein Lebenslauf ist wechselvoll und nicht ohne Interesse:

Der Staat Moschi wurde von dem Grossvater Mandaras, dem jüngeren Bruder eines Dschaggafürsten, gegründet. Derselbe war ein tapferer Krieger, der seine Unterthanen gegen die Überfälle der Massai zu schützen wusste, und ein kluger Diplomat, der durch Heiraten mit den Töchtern benachbarter Häuptlinge seine neue Stellung unter den Dschaggastaaten zu befestigen wusste. Der Held fiel in einem Treffen gegen die Massai, nach ihm regierte sein Sohn und nach dessen Tode Mandaras Mutter, da Mandara noch ein Kind war.

Johnston schildert die erste Regierungszeit Mandaras in seinem Werke „der Kilimandscharo“ wie folgt:

Mandaras Mutter scheint eine sehr gescheite und gewandte Frau gewesen zu sein, und unter ihrer langen Herrschaft blühte der Staat Moschi. Augenscheinlich herrschte in jener glücklichen Zeit Friede unter allen Gemeinden des Dschaggavolkes, welches den Kilimandscharo bewohnte. Wenigstens gab es keine Bürgerkriege, und die einzigen Fehden bestanden in den gelegentlichen Scharmützeln mit den Massai, wenn diese Räuber ihre Streifzüge auf Vieh bis zu den Gebirgsweiden ausdehnten. Nachher aber kamen die verruchten Sklavenhändler von der Sansibarküste. Da sie die vereinigten Bewohner von Dschagga zu stark fanden, um gewaltsamen Sklavenraub oder Diebstahl an ihnen zu üben, so suchten sie ihren Zweck zu erreichen, indem sie Zwietracht zwischen den einzelnen Regenten säeten. Sie suchten sich einen besonderen Fürsten aus — besonders einen so jungen, ehrgeizigen Mann wie Mandara, als er zur Regierung kam —, gaben ihm reiche Geschenke,

erfüllten seine Ohren mit schmeichelhaften Reden und überzeugten ihn, dass, wenn er sich die mangelhafte Vorbereitung einiger Nachbarn zu nutze machte und plötzlich mit einer Armee in ihr Gebiet einbräche, er nicht allein als oberster König von Dschagga herrschen, sondern sich auch noch ein hübsches Vermögen aus dem Verkauf von Sklaven erwerben könne. Mandara war nicht abgeneigt, die Rolle eines Eroberers zu spielen. Er hatte sich die Massai zu Freunden gemacht und begann seine Nachbarn zu plündern und zu brandschatzen. Der Name Mandaras war unter allen Sklavenhändlern an der Küste berühmt. Bald aber kam ein Rückschlag; die einzelnen Dschaggastaaten schlossen einen Bund gegen Mandara, schlugen ihn und vertrieben ihn aus seinem Lande. Es gelang jedoch dem besiegten König später, die Herrschaft wieder zu übernehmen, und wenn auch sein Kriegseifer bedeutend abgekühlt war, so wusste er dennoch seine Macht dadurch zu stärken, dass er sich mit einer starken bewaffneten Macht umgab, die etwa zweitausend Mann hoch war — für die Dschaggaverhältnisse eine Armee.

Der schneebedeckte Kilimandscharo reizte die Neugierde der europäischen Forschungsreisenden, und so kam es, dass viele von ihnen den Berg aufsuchten und dabei ihren Weg durch das Land Moschi nahmen. Mandara wusste von ihnen Geschenke zu erpressen, lernte aber dabei auch die Macht der Weissen im Vergleich zu jener der Araber kennen. Als nun infolge der ersten Erwerbungen von Karl Peters in Ostafrika die Deutschen und der Sultan von Sansibar in förmlichem Wettlauf Schutzverträge mit den einzelnen Häuptlingen abzuschliessen begannen, nahm Mandara nach einigem Zögern die deutsche Schutzherrschaft an. Ehlers brachte einige Wadschagga von Moschi nach Berlin, wo sie als Gesandte Mandaras vor dem Kaiser auftraten, und zuletzt zog Mandara aus der deutschen Freundschaft einen hervorragenden Nutzen; denn als er von dem benachbarten Häuptling Sina angegriffen wurde, leistete ihm Wissmann an der Spitze einer starken Abteilung Hilfe. Sina wurde geschlagen und empfindlich gezüchtigt, und Mandaras Ansehen ist jetzt in Dschagga gewahrt.

* * *

Ähnlich wie die Geschichte Mandaras ist die der meisten kleinen Negerreiche in Afrika. Es wechselt nur die Dekoration, indem die verschiedenen Stämme auch verschiedene Sitten haben, die Höfe sich durch ein besonderes Zeremoniell voneinander unterscheiden; aber der Kern der Handlung bleibt immer derselbe.

Darum glauben wir, mit diesen Beispielen den zweiten Teil unserer Darstellung, die Schilderung der Herrscher in Ostafrika, schliessen zu dürfen.

Dritter Teil:

Westafrikanische Könige.







Bangala-Mann.



Neger von Kuilu.



Mpongwe-Frau.



Dualla.

Westafrikanische Typen.



[illegible]

Neger von [illegible]

Mpongwe-Frau.

Duala.

Westafrikanische Typen.

Negerkönige am Kongo.

Das alte Königreich Kongo.

Etwas früher als die arabischen Niederlassungen an der Ostküste von Afrika wurde die Westküste dieses Kontinentes von den Europäern aufgesucht. Die Fahrten längs derselben bilden einen der wichtigsten Momente in der Geschichte der Entdeckungsreisen. Lange Zeit glaubte man in der zivilisierten Welt, die Erde sei im Süden unbewohnbar wegen der grossen Hitze, und die öde Küste von Westafrika längs der Sahara schien diese Meinung zu bestätigen. Man war darum nicht wenig erstaunt, als man jenseits der Wüstengrenze grünende Bäume, und zwar Palmen, erblickte. Man nannte die Stelle das Grüne Vorgebirge und entdeckte, über dasselbe hinausdringend, Küstengebiete mit echt tropischem Pflanzenwuchs und sehr volkreiche Länder.

Unter den Staaten, die man dort antraf, wurde das Kongoreich das berühmteste; und da auch heute das Kongogebiet den Schauplatz der regsten kolonialen Thätigkeit bildet, so möchten wir mit der Geschichte dieses Landes die Schilderung der westafrikanischen Könige eröffnen.

Die Mündung des Flusses wurde im Jahre 1484 von dem portugiesischen Seefahrer Diogo Cão entdeckt.

Nach dem zeitgenössischen Berichte jener Zeit fiel der Strom mit solcher Macht in das Meer, dass man zwanzig Meilen von der Küste seine süssen Wasser fand. Diogo Cão leuchtete es ein, dass an einem so grossen Flusse auch viele Ortschaften liegen mussten, und so fuhr er ihn eine kleine Strecke hinauf. Bald zeigten sich die Ufer von vielen Menschen besetzt, die alle schwarz, mit krausem

Haar, waren. Obwohl Cão Eingeborene von weiter nördlich gelegenen Küstengebieten mit sich führte, so verstanden diese doch die Sprache der Eingeborenen nicht. Erst durch Zeichen konnten die Entdecker herausbringen, dass die Schwarzen einen sehr mächtigen König hätten, der so und so viele Tagereisen im Inneren des Landes wohnte. Die Portugiesen knüpften nun mit diesem Könige Verbindungen an und fanden ihn sehr bereit, das Christentum anzunehmen; vor der Hand wurden einige vornehme Jünglinge aus dem Kongoreiche nach Portugal mitgenommen, wo sie zu Beja vom Könige selbst über den Taufstein gehalten wurden; „die Königin aber war die Patin, und sie und der König hatten, um diese Handlung recht feierlich zu begehen, Festkleider angelegt.“

Dann wurden Missionare nach dem Kongo abgesandt, welche den König und eine grosse Masse Volkes tauften. Es wurden eine Kathedrale und viele Kirchen erbaut; die Hauptstadt, welche bis dahin Ambassi hiess, erhielt den Namen San Salvador; kurz und gut, das Land wurde christlich oder erhielt vielmehr einen christlichen Anstrich; über den inneren Wert dieser Mission mögen uns die Thatsachen aufklären, dass an einem Tage bis fünftausend der schwarzen Heiden von einem einzigen Priester getauft wurden. Man muss unsere heutigen Missionen nicht mit denen damaliger Zeiten vergleichen; denn die christlichen Portugiesen trieben ja damals einen recht schwunghaften Menschenhandel; bei der Bekehrung der Heiden in fernen Weltteilen handelte es sich damals zumeist nur um den äusserlichen Schein.

Das alte Königreich Kongo lag am Südufer des Kongostromes, welcher von diesem Lande erst seinen Namen erhielt; die Eingeborenen nannten den Fluss wie heute noch Nsadi oder Niadi, was soviel wie grosses Wasser bedeutet, und daraus entstand wohl auch der ursprüngliche portugiesische Name des Stromes, Zaire. Das Kongoreich sollte sich 300 km östlich landeinwärts erstrecken. Die alten Chronikenschreiber reden in prahlerischer Weise von „Königen“, „Potentaten“, „Prinzen“, „Herzögen“ und „Grafen“, aber wir müssen diese Berichte und Titel mit kritischem Blicke lesen. Es wird erzählt, dass beim ersten Empfange der Portugiesen in seiner Hauptstadt der König von Kongo einen Elfenbeinthron hatte, der mit geschnitztem Holzwerke an den Lehnen verziert war und

dass er ihn auf einem hohen Gerüste aufstellen liess, so dass er überall von der unermesslichen Versammlung gesehen werden konnte. Von seinen Schultern hing ein Rossschweif, das Zeichen der königlichen Würde, und sein Haupt bedeckte eine aus feinem Palmenbaste geflochtene, mitraartige Mütze. Nun, das sind Attribute der Häuptlingswürde, die man noch heute im Innern Afrikas antreffen kann.

Wenn wir die Berichte der Portugiesen miteinander vergleichen, so müssen wir zu der Überzeugung gelangen, dass die Titel in demselben Sinne gebraucht wurden, wie heute der Titel King oder König und Town oder Stadt namentlich von den Engländern missbraucht werden. In diesem Sinne sind Dorfschulzen Könige, und das kleine Kamerun hatte sogar dicht an der Mündung mehrere Könige. Das grosse Kongoreich war entschieden nicht mächtiger gewesen als die heutigen Negerreiche in jenen Gegenden. Ohne Zweifel wurde mit diesem Namen ein weiteres Gebiet belegt, welches von einer grossen Zahl Häuptlinge oder Könige, Herzöge und Grafen regiert wurde.

Die zahlreichen Missionare und die ebenso zahlreichen portugiesischen Sklavenhändler führten in den Dörfern der Eingeborenen grössere für sie bestimmte Bauten aus, so dass dieselben dadurch einen mehr zivilisierten Anstrich erhielten, aber die Neger blieben diesen Bestrebungen fern.

Und wie sollen uns die Berichte der Missionare glaubhaft erscheinen, wenn wir von folgenden Wundern lesen? So erzählt der Missionar Lavazzi, dass in der Not einer heissen Schlacht, in welcher 900 000 Neger gegen die Portugiesen fochten, sich plötzlich ein Wind erhoben habe, der einen Feuerregen gegen den Feind getrieben, und eine majestätische Frau, ein Kind auf dem Arme, in den Lüften erschienen sei, um die Portugiesen zum Sieg zu führen. Das ist ebenso bezeichnend, wie die Nachrichten des Kapuziners Zuchelli, der versichert, dass viele von den Negersklaven, welche während des Transportes von Angola nach Brasilien starben, wirklich vom Teufel geholt wurden. Sie verdrehten im Sterben Augen und Hände, und nur wenn die weissen Christen sie mit Feuerbränden berührten, liess der Teufel nach.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, können wir auch kurz

erwähnen, dass die Hauptstadt San Salvador zur Zeit ihrer grössten Blüte 40 000 Einwohner, einen Bischof, ein Kapuzinerkloster und eine grössere Zahl kleinerer Kirchen gehabt haben soll.

Heute ist San Salvador nur „eine gewöhnliche Eingeborenenstadt mit einigen wenigen zerstreuten Denkmälern früherer Tage". Man findet dort nichts als unbedeutende Trümmer und eine heidnische Unwissenheit bezüglich alles dessen, was die geringste Ähnlichkeit mit der Zivilisation trägt. Bastian begegnete auch einem Nachkommen der berühmten Könige von San Salvador, der ausser dem verschiedene Male umgewickelten und tief herabhängenden Lendentuche ein weisses Hemd zur Bedeckung des Oberkörpers trug, um den Hals ein silbernes Kruzifix hing und in der Hand ein ihm von dem Gouverneur von Pemba geschenktes Schwert englischer Manufaktur hielt. Die Eingeborenen erwiesen noch diesem Prinzen königliche Ehren, nahten ihm auf Knieen, fühlten sich aber nicht mehr verpflichtet, ihm, wie das Hofzeremoniell früher vorschrieb, die Fusssohlen zu belecken.

Dass übrigens die Macht des Königreichs Kongo nicht so hervorragend sein konnte, bewies auch der geringfügige Widerstand, den es dem im siebzehnten Jahrhundert vordringenden Volke der Dschagga entgegenzusetzen vermochte.

Diesem für Westafrika bedeutungsvollen Volke wollen wir, bevor wir die weiteren Schicksale des Königreiches Kongo schildern, einige Worte widmen.

* * *

Eine Völkerbewegung, wie wir sie bereits wiederholt geschildert haben, fand im sechzehnten Jahrhundert auch in Westafrika statt. Dort erschien auf der Bildfläche das Volk der Dschagga. Schon als die zweite Gesandtschaft der Portugiesen in der Residenz des Kongokönigs weilte, kam an den Hof desselben die Schreckenskunde, dass von den Seen, aus welchen der Kongo entspringe, ein wildes Volk im Anrücken begriffen sei. Der König sammelte sein Heer und zog, nachdem er sich hatte taufen lassen, von den Portugiesen unterstützt, dem Feinde entgegen. Dieser Feind waren die Dschagga, die damals glücklich zurückgeschlagen wurden.

Die ausführlichsten Berichte über die Dschagga verdanken wir

dem englischen Abenteurer Battel, der auf der Flucht vor den Portugiesen mit einer Heeresabteilung der Dschagga zusammentraf und eine Zeit lang unter ihnen lebte.

Er schildert uns die Leute als grausame Kannibalen und berichtet von vielen Sitten und Gewohnheiten, die noch heute bei Südafrikanern, wie den Sulu und Matabele, gebräuchlich sind. So pflegten z. B. die Dschagga die auf Raubzügen gefangenen Knaben grosszuziehen und die kräftigsten unter ihre Kriegerscharen einzureihen; sie wurden so lange als Sklaven behandelt, bis sie sich durch eine grausame Heldenthat auszeichneten und zum Lohn mit den freien Dschagga gleichberechtigt wurden. In Battels Berichten wird diese Sitte übertriebenerweise damit erklärt, dass die Dschaggamütter ihre männlichen Kinder gleich nach der Geburt ertränken mussten, weil jeder lebend gebliebene Knabe als ehrlos und aller Rechte bar betrachtet wurde. Die Dschagga waren ausgesprochene Menschenfresser und wurden von Königinnen beherrscht. Von den Greuelthaten derselben wird verschiedenes erzählt: so soll die Königin Dumba ihren Säugling in einem Mörser zerstampft und daraus eine Salbe bereitet haben, mit der sie ihre Krieger bestrich. Gleich vielen anderen afrikanischen Völkern brachten sie Kinderopfer, begruben die Frauen lebendig mit ihren gestorbenen Männern und balsamierten ihre Toten.

Bemerkenswert ist es, dass die Krieger von den Sulu Dschagga genannt werden und dass einige neuere Forscher versprengte Reste dieses Stammes in Südafrika gefunden haben wollen. Woher sie gekommen sind, ist bis jetzt nicht völlig aufgeklärt worden. Obwohl sie verheerend und jeden Widerstand niederwerfend durch weite Gebiete gezogen waren, konnten sie dennoch keinen selbständigen Staat gründen. Rasch, wie sie gekommen sind, sind sie auch von der Bildfläche verschwunden.

Der Haupteinfall der Dschagga in das Königreich Kongo geschah gegen das Jahr 1570. Die Kongoleute wurden geschlagen, die Stadt San Salvador eingenommen und samt der Kathedrale und ihren Kirchen zerstört. Der König, der Hof, die Missionare flohen erschreckt nach der Küste und fanden hier in der Nähe der Kongomündung auf der in der Nähe von Boma gelegenen Pferdeinsel Zuflucht.

In dieser Not wurde Portugal um Hilfe angerufen, und der König sandte auch sofort 600 Soldaten, die, mit Feuerwaffen ausgerüstet, die Dschagga mit Schimpf und Schande aus dem Lande jagten, so dass der König von Kongo samt den Missionaren nach San Salvador zurückkehren und die Stadt und die Kirchen wieder aufbauen konnte.

Die Portugiesen behaupten, dass in jener kritischen Zeit der Kongokönig sein Land an Portugal abgetreten habe, und dass diesbezügliche „Dokumente" sich in den Archiven von San Paolo de Loanda an der Angolaküste befinden sollen. Als es sich bei der Gründung des Kongostaates um die Abgrenzung der Gebiete der verschiedenen Mächte handelte, war diese Frage von einiger Bedeutung. In Wirklichkeit waren aber nicht alle Könige von Kongo so sehr treue Vasallen der portugiesischen Krone. König Johannes war der erste christliche Regent im Lande. „Unter dem Bürgerkriege, den der gleichfalls christliche Prinz Alfons gegen seinen heidnischen Bruder führte, folgte dem Könige Johannes der König Alfons. Ihm folgte sein Sohn Pedro, diesem sein Bruder Francisco, dem ein Diego, der zuerst sich ganz nach Art der Portugiesen kleidete, endlich ein Henrico, unter dem die Vielweiberei wieder zur Einführung kam, bis, wie Lopez genau erzählt, der Teufel den Sünder holte . . ." Ein sehr schlimmer Sünder aber herrschte um das Jahr 1630 in San Salvador, denn dieser Mensch sagte den Portugiesen jeglichen Gehorsam auf. Er rebellierte, und die Folge davon war, dass die in San Salvador errichtete Missionsstation aufgehoben und der 1534 kreierte Bischofssitz nach San Paolo de Loanda verlegt wurde.

Dass übrigens die Potentatenverhältnisse im Königreiche Kongo früher im wesentlichen nicht anders beschaffen waren als in unseren Tagen, das dürften die Schilderungen einiger Reisenden beweisen, die um jene Zeit die Nachbarländer besuchten.

In Bezug auf die Regierung von Loango wird folgende Skizze gegeben:

Die Person des Königs ist geheiligt und infolgedessen gewissen sehr eigentümlichen Vorschriften unterworfen, die namentlich den menschlichen Bedürfnissen des Essens und Trinkens gelten. In einem seiner Häuser darf er nur essen, in dem anderen nur

trinken; wenn die verdeckten Schüsseln, die seine Nahrung enthalten, in das Speisehaus getragen werden sollen, so wird dies von einem Ausrufer verkündigt, und jeder geht so schnell als möglich aus dem Wege. Hierauf werden die Thüren fest verschlossen und verriegelt, und jeder, der den König beim Essen beobachtet hätte, würde dem Tode verfallen sein. Proymert, der die Berichte der französischen Missionare sammelte, erwähnt den Fall, dass ein Lieblingshund des Königs ohne weiteres totgeschlagen wurde, weil er, während sein Herr ass, zu dessen Gesicht emporsah; dasselbe soll mit einem Kinde geschehen sein, das von seinem Vater zufällig in dem Speisegemach des Königs gelassen worden war und beim Erwachen den König essen sah. Auf dringende Bitten seines Vaters liess man es noch fünf bis sechs Tage leben, dann aber wurde es getötet und bespritzte den Fetisch des Königs mit seinem Blute. Wenn der König trank, konnten andere Personen zwar gegenwärtig sein, doch nur mit verhüllten Gesichtern. Ebenso war es niemand erlaubt, in Gegenwart des Königs zu trinken, ohne ihm den Rücken zuzukehren. Wir brauchen nur dabei unsere Leser an die Mahlzeiten des Königs von Unjoro erinnern, die wir im zweiten Teile dieses Buches geschildert haben.

Wenn auch vielleicht nicht wahr, so doch gut übertrieben sind die Bemerkungen über die Vorbereitungen zur Krönung des Königs von Angoy an der Loangoküste, die von demselben Schriftsteller erzählt werden:

„Der Kandidat darf keinen Fehler, keinen gebrochenen oder gefeilten Zahn, keine Narbe von einer zugeheilten Wunde, keine vom Schröpfen gelassene Hautritze u. s. w. haben. Er hat zuerst im Dorfe des Mambuk eine vorgeschriebene Zeit zu verweilen, dann in Amtenda zur Verehrung des Fetisch Kwitti-Kwitti, dann in Manafula, dann in der Waldeinsamkeit von Katte, wo die Ansprüche der dort herrschenden Prinzessin zu befriedigen sind, dann in Chisu, um mit dem Cunsunsi, dem dämonischen Fürsten der Küste, ein Abkommen zu treffen, dann in Mongokaije, dann in Mongo-Tombe, dann in Chifolulu, um die Fetische Sunga und Umsinga zu beschenken, dann in Chingukotambungo, wo der Fürst Kawuttete seine Bedingungen stellt, dann in Mtuntu, um die Fetische Jinzinbinganga, Umsinga und Longa zu sühnen, dann in Mangalumbe,

einem Platz in Angoy, der die Königsgräber deckt. In jedem der elf Krondörfer muss der Krönungskandidat so lange verweilen, bis die von ihm gepflanzten Bananen genügend gereift sind, um essbare Früchte zu liefern. Umschifu ist der letzte Platz, in dem er vor der Krönung zu verweilen hat. Wenn sich aber dort zufällig eine Fliege auf ihn setzt, so waren alle diese vorhergegangenen Zeremonien wirkungslos, und er musste sie aufs neue beginnen, wenn er doch noch König werden wollte.“*)

Schon in den Berichten der alten Reisenden wird auf die angesehene Stellung, welche die Frauen im Lande einnahmen, hingewiesen. In jedem Haushalte, zu welchem eine grössere Anzahl von Frauen gehörte, gab es eine ältere Frau, welche als Oberhaupt anerkannt wurde und den Ehrennamen Makonda führte. Ihre Stellung war eine angesehene, und ihr Einfluss erstreckte sich nicht nur auf die Frauen und Kinder, sondern auch auf den Herrn des Hauses.

Und noch heutzutage ist Westafrika das Land der Frauenrechte. Die Frau gilt hier bei weitem mehr als in anderen Gebieten, die wir bis jetzt kennen gelernt haben. Sie ist weder auf dem Throne, noch in der Hütte ein ganz willenloses Geschöpf. In der Hütte schwingt sie nur zu oft den Pantoffel, und als Prinzessin hat sie bedeutende Vorrechte. In Loango durfte sich bis noch vor kurzer Zeit eine Prinzessin irgend einen Mann wählen, sofern derselbe kein Prinz und kein Weisser war und kein Menschenblut vergossen hatte. Auch wenn er Sklave war, wurden dann die Kinder der Prinzessin Prinzen. Ganz dieselben Rechte haben die Prinzessinnen in Akem. Sie können durch ihre Wahl Bauern zu Häuptlingen machen und ihren Gatten zwingen, früher geehelichte Weiber fortzuschicken.**)

* * *

Die Geschichte des Kongokönigreiches verklingt allmählich; wie die tropische Vegetation sich rasch über verlassene Siedelungen der Menschen ausbreitet, so wucherte auch die Barbarei mit erneuter Kraft auf dem von Missionaren verlassenen Boden. Es gab noch immer europäische und namentlich portugiesische Faktoreien an der

*) Vgl. J. Löwenberg, Geschichte der Entdeckungsreisen.
**) Ratzel, Völkerkunde, Bd. III, S. 598.

Küste, welche die Landesprodukte, Palmöl und Elfenbein, einhandelten, aber das Hauptgeschäft, welches die Europäer hier jahrelang betrieben, war kein anderes als das, wegen dessen wir jetzt mit den Arabern kämpfen: es war der Sklavenhandel.

Nach den Erhebungen des Kapitän Tudley wurden an der Kongoküste noch im Anfang dieses Jahrhunderts jährlich gegen zweitausend Sklaven nach Nord- und Südamerika verschifft.

Erst nach und nach wurde dieses schändliche Gewerbe aufgehoben.

Im Jahre 1810 beschlossen die europäischen Mächte, den Sklavenhandel zu unterdrücken. Portugal, welches diesen Handel zuerst begonnen hatte, war die letzte Macht, welche ihn aufgab. Noch in einem Vertrage vom 22. Januar 1815 behielt es sich ausdrücklich vor, südlich vom Äquator dieses Gewerbe ausüben zu können. Es wurde erst dann gezwungen, es aufzugeben, als im Jahre 1817 die englische Regierung den Sklavenhandel überhaupt für Piraterie erklärte und portugiesische Sklavenschiffe auf hoher See wegkaperte. Verstohlenerweise wurden aber von diesen Gebieten Sklaven so lange ausgeführt, als es noch überhaupt in Nord- und Südamerika einen Absatz für sie gab.

Es ist klar, dass eine derartige Macht zivilisatorisch nicht wirken konnte, und so sind auch die Neger an der Kongoküste trotz einer jahrhundertelangen Berührung mit den Europäern keineswegs besser geworden.

Die heutigen Kongohäuptlinge.

An den Ufern des unteren Kongostromes würden wir vergebens nach Königen suchen, wie wir sie in Ostafrika gefunden haben. Hier giebt es keine Herrscher, die man mit einem Mandara von Moschi, einem Simbodscha oder gar Mirambo vergleichen könnte. Die Könige von San Salvador sind, wie wir das bereits mitgeteilt haben, nur schattenhafte Grössen, obwohl sie noch nominell über ein Areal von etwa 10000 qkm gebieten und der jetzige Regent den Titel: Se. Majestät Dom Pedro, König von Kongo, führt.

„Alles übrige Land am linken Ufer des Stromes und an der Küste," schreibt Stanley in seinem Werke ‚Der Kongo', „wird von kleineren Königen in Anspruch genommen und steht unter der Herrschaft von ebenso vielen Häuptlingen oder noch gewöhnlicher Gruppen von Ältesten, zu denen je nach der Grösse des Distrikts drei bis zehn Personen gehören. Der landesübliche Titel eines Häuptlings oder Ältesten, der zwei oder drei Sklaven besitzt, ist ‚Nfumu', was zweifelsohne ursprünglich gleichbedeutend mit ‚König' gewesen ist. Nachdem aber die Sklavenbesitzer so zahlreich geworden sind, ist der Titel allmählich von demjenigen, welcher in alten Zeiten glücklicher Sieger über Tausende und dadurch der Herr seiner Gefangenen in Bezug auf Leben und Freiheit war, auch auf den anmassenden und ehrgeizigen Sklaven übergegangen, der mit Hilfe seiner Schlauheit, Sparsamkeit und Betrügerei so viel Vermögen zu erwerben gewusst hat, dass er sich selbst ein paar Sklaven hat kaufen können. Hier und dort findet man wohl am linken Ufer einen eingeborenen Herrscher, wie z. B. Makoko von Usansi, dem eine Anzahl von Häuptlingen einen gewissen Respekt und Gehorsam bezeugen. Aber selbst in dieser Form ist die Macht eigentlich nur die stillschweigende Anerkennung der Seniorität im Range, die Bezeugung einer Achtung, wie sie in England etwa ein wohlhabender Kaufmann dem Sprössling eines edlen Hauses gegenüber hegt."

Die Bedeutung dieser Häuptlinge kann dem Leser jedoch am besten an Beispielen erklärt werden, und so möchten wir an dieser Stelle den Hof des Königs von San Salvador schildern, wie ihn der treffliche Forschungsreisende Dr. Richard Büttner auf seinen vor wenigen Jahren im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland ausgeführten Reisen im Kongolande beobachtet hat.*)

* * *

Das grosse San Salvador — es ist heute nur ein Dorf mit etwa zweihundert erbärmlichen Hütten und siebenhundert schmutzigen Negern. Von den Spuren einstiger Herrlichkeit ist wenig Rühmenswertes zu sagen.

---

*) Vgl. R. Büttner, Reise durch das Kongogebiet.

Die wichtigste Ruine ist die der grossen Kathedrale in unmittelbarer Nähe der englischen Niederlassung, Mauerreste eines Längsschiffs und ein dreistufiger Altar. Man sieht hier ferner einen leidlich hübschen Mauerbogen und einen stark geneigten, runden, wachtturmartigen Bau von mässigen Dimensionen. Auf dem grasbestandenen Platz vor dem Altare finden sich die Grabstätten von früheren Bischöfen, Königen und Prinzen, die Hügel von grossen Raseneisensteinen bedeckt. Unter einer Grashütte erblickt man drei gekalkte Stufen, darauf eine liegende Säule — das Denkmal eines der letzten Kongokönige. An diese Mauerruinen haben einige Europäer ihre Stationsbauten geklebt; denn das Missionswerk ist hier wieder aufgenommen worden, und es leben hier einige Agenten verschiedener Faktoreien.

Zwei neue Weisse sind in der Stadt angekommen, Dr. Büttner und Premierlieutenant Schulze; man hatte sie natürlich längst erwartet, und so lässt sie der König durch einen seiner Räte begrüssen und in seiner Stadt willkommen heissen; der alte Graukopf bringt auch zwei Ziegen als Geschenk, und ein jugendlicher Sklave erscheint bald darauf im Auftrage des Königs mit der Anfrage, ob es den Mundele (Weissen) angenehm sei, wenn die Residenzler ihre Ankunft mit Abfeuern ihrer Gewehre feiern würden.

Kaum waren die Boten des Königs verschwunden, so drängte sich die Masse der „Vornehmen" der Stadt in das Missionshaus, um die Gäste zu begrüssen: Prinzen, Beamte und auch von den einundzwanzig Frauen des Königs einige. Sie waren nur mit bescheidenen gefransten Hüft- und Brusttüchlein bekleidet, dagegen trugen sie reichliche Schnüre von Glas- und Porzellanperlen verschiedener Form und Farbe um Hals, Hüfte und Armgelenke, während an den Unterschenkeln gewaltige Messingringe klapperten. Die meisten waren mit erhabenen Strichen, Kreisen, Sternen u. s. w. auf Rücken, Brust und Bauch tättowiert, und einige hatten sich die Gesichter schön und glänzend schwarz gefärbt, so dass sie wie blankgeputzte Stiefel spiegelten — aber keine von ihnen war hübsch oder nur jung.

Inzwischen knallten in der Stadt die Gewehre zur Ehre der Weissen, und der König beteiligte sich eigenhändig an diesem — Vergnügen.

Nachmittags um zwei Uhr am folgenden Tage zogen die Reisenden in die königliche Lumba (Hofraum) — zur Audienz.

Die königliche Wohnung war im Grün der hohen Ricinus- und Bigonienhecken, durch die man auf wunderbar verschlungenen Pfaden schreiten musste, versteckt; einen Palast kann man sie nicht nennen; denn sie unterscheidet sich von den anderen Hütten der Stadt nur durch das Vorhandensein von zwei aus Steinen zusammengesetzten Vorstufen und einer grün angestrichenen Plankenthür, zu der die ersteren hinaufführen, im übrigen ist sie wie jene von Papyrusstengeln und Palmblattrippen erbaut und mit Ölpalmblättern bedeckt, ohne Fenster oder andere bei uns für nützlich gehaltene Öffnungen.

Durch diese Thür treten nun die Gäste in die königlichen Räume ein. Keine Flucht von Sälen oder Zimmern verwirrt den Fremden; es giebt hier nur zwei Räume: ein hinteres Schlafgemach, in dem sich ein gewaltiges Bett mit einem Moskitovorhang befindet; und den vorderen Raum, in welchem die Audienz stattfindet. „Die Ausstattung gleicht verzweifelt der einer Tagelöhnerwohnung auf unsern heimischen Dörfern. Der Erdboden ist ziemlich eben gestampft, und an den Wänden hängen einige zerbrochene kleine Spiegel und eine Menge Bilder von ganz verschiedener Herkunft. Einige sind aus englischen illustrierten Journalen ausgeschnitten, andere führen uns auf Ruppiner Bilderbogen die Vertreter mehrerer europäischer Armeen vor, die meisten aber sind Marien- und Heiligenbilder — der Einfluss der portugiesischen Mission —, so wie sie bei uns für einen Groschen oder zwei zu kaufen sind. Es war ferner auf Kisten und Koffern eine ganze Sammlung billiger Glas- und Porzellansachen ausgestellt, wie Gläser, Tassen, Vasen, eierlegende Hennen, aber auch einige Lampen — und ein silberglänzendes Trinkgeschirr, dieses letztere ein Geschenk des Gouverneurs von Loanda.“

In diesem Raume sass König Dom Pedro V., ein Mann von mittlerer Grösse, ausserordentlich dick — man schätzt sein Gewicht auf 200 Kilo — und etwa 60 Jahre alt. Ein runder Kopf krönt ohne sichtbare Halsverbindung den gewaltigen Rumpf, das Gesicht ist blatter- und pockennarbig, bartlos, sehr in die Breite gegangen; die Nase ein wenig eingedrückt und aufgestülpt, die

Augen schwarz und lebendig, die Stirn hoch genug; das Gesicht trägt den Stempel der Gutmütigkeit, aber nicht zu gleicher Zeit der Einfachheit.

Die schwarze, massige Kongomajestät sitzt in einem mit rotem Tuch ausgeschlagenen Lehnstuhl, sie ist bekleidet mit einem sehr weiten, rotseidenen und mit Goldfransen besetzten Gewande; die Unterkleider sind von grüner und dunkelroter Seide, auf dem Kopfe thront ein Dreimaster mit hohen, roten Federn.

„Guten Tag, grosser König!“ (mbote mbote muene mfumu!) sagt Dr. Büttner, geht auf den König zu und drückt ihm freundlich die fleischige Rechte. Lieutenant Schulze macht dagegen der Majestät eine tiefe Reverenz. Der König bleibt unbeweglich, aber der aufmerksame Beobachter merkt, dass diese Reverenz durch leichte Bewegung der Finger der rechten Hand erwidert wird. Die schwarzen Begleiter der Deutschen entbieten dem König gleichfalls ihren Gruss; sie knieen nieder und klatschen im Takt dreimal in die Hände, was der König wieder durch eine unmerkliche Händebewegung erwidert. Die steife Zeremonie ist zu Ende; die um den König versammelten „Grossen des Reiches“ nehmen eine möglichst bequeme hockende Stellung ein, und die Gäste werden eingeladen, auf einigen mit schwarzem Tuch beschlagenen Stühlen Platz zu nehmen.

Die Deutschen waren als Forschungsreisende gekommen; ihre Unterhaltung mit dem König war darum schlicht und einfach. Sie sagten: „Wir kommen aus einem fernen Lande, um dein Land zu sehen und dir Geschenke zu bringen, die Geschenke sind hier, und du wirst noch mehr erhalten, wenn du uns weiterhilfst.“ Darauf erwiderte der König, er sei sehr erfreut, die Fremden in seinem Lande begrüssen zu können, ihre Geschenke seien gewiss sehr schön, und er wolle alles thun, was in seiner Macht stehe. Leider aber bekam diese Audienz einen politischen Beigeschmack. In europäischen Blättern wurde ein Aktenstück veröffentlicht, in welchem der König von Kongo gegen die Erwerbungen des neuen Kongostaates am linken Ufer des Kongo Protest erhob und erklärte, dass sein Land unter portugiesischer Herrschaft stehe. In San Salvador wussten die englischen Missionare, die mit Stanley sympathisierten, nichts davon, und einer derselben, der mit Dr. Büttner zur Audienz

gekommen war, befragte den König, ob er wirklich eine solche „Mukanda“ unterzeichnet habe. Einer der königlichen Beiräte, welcher glaubte, dass die Europäer die Landessprache gar nicht verständen, riet dem König, die Mukanda abzuleugnen; aber er sowie der König waren recht peinlich berührt, als der Missionar plötzlich in der Landessprache äusserte, er wisse nun, dass der König ein solches Schriftstück unterzeichnet habe. Später stellte sich allerdings heraus, dass der König von Kongo, der weder schreiben noch lesen kann, sehr hintergangen worden war, denn er wollte erklären, dass er sein Land niemand, weder der Assoziation noch den Potugiesen abtreten werde, und er schwor, von nun an unter kein Schriftstück seinen Namen zu setzen!

Um diesem peinlichen Gespräch ein Ende zu machen, liess Büttner die für den König bestimmten Geschenke überreichen. Es waren ein Regenschirm, eine Reisedecke mit der Darstellung eines gewaltigen Löwen, ein sehr gutes, buntgewürfeltes Tafeltuch, ein grosser Shawl, ein Stück roten Flanells, drei oder vier Stücke anderen guten Stoffes und etwa ein halbes Dutzend von gewöhnlicher Handelsware. Der König war aufrichtig erfreut und forderte seine anwesenden Unterthanen laut auf, seinen Dank für die Freigebigkeit der Mundele zu wiederholen, was einstimmig dreimal geschah.

Ein König, der solchen Hofstaat entwickelt, kann nicht besonders angesehen sein, und in der That „ist Dom Pedro weiter nichts als der Dorfschulze von San Salvador“, berichtet Richard Büttner. Er hat nicht Gewalt bis ins nächste Dorf, im Gegenteil fürchtet er seine Nachbarn sehr, von denen einige berechtigtere Ansprüche auf den Thron zu haben meinen, auf dem Dom Pedro nur durch die Unterstützung der Portugiesen sich sicher fühlt. Nicht einmal in der eigenen Residenz hat er Macht; er konnte uns nicht einen einzigen Trupp Träger zur Verfügung stellen; er kann vielleicht überhaupt niemandem (mit Ausnahme seiner Weiber und einiger Haussklaven) befehlen.“

Ebenso machtlos sind die Häuptlinge in den benachbarten Gebieten, die unmittelbar an den Kongostrom angrenzen. Als Stanley die Station Wiwi gründen wollte, musste er wegen der Überlassung des Terrains mit fünf Häuptlingen verhandeln, welche

über ein zusammen nur 45 qkm grosses Land herrschten. Die „Herren“ waren mit alten europäischen Kleidungsstücken angethan, die von Trödlern nach Afrika spediert werden; ihre „Soldaten“ waren ohne Uniform, mit Steinschlossgewehren bewaffnet und höchst gering an der Zahl. Selbst der „grosse“ Häuptling Ngalema von Ntamo, welcher eine Zeitlang der Assoziation und dem Kongostaate Opposition machte, war weiter nichts als ein reich gewordener Elfenbeinhändler.

Wie sollte sich auch hier eine grössere staatliche Gruppierung entwickeln, wo Jahrhunderte lang der Sklavenhandel und Sklavenraub herrschte? Was noch von mächtigeren Reichen vorhanden war, musste es nicht in den ewigen Sklavenjagden zersplittert werden? Wir haben viele Bücher über die Greuel, welche die Araber in Ost- und Zentralafrika beim Sklavenraub verüben; über die Art und Weise, in welcher portugiesische, spanische und französische Christen sich hier die alljährlich exportierten Tausende von Sklaven beschafften, schweigt man lieber, da diese traurigen Zustände nunmehr überwunden sind.

Wir wollen uns darum begnügen, nur den Hof eines hervorragenderen Häuptlings, des blinden Muene Putu, in der Nähe des Stanley-Pool, zu schildern.

„Eine grosse Menge,“ erzählt Büttner, „führte mich zu des Königs Hause, dem grössten, welches ich je bei Eingeborenen in Afrika gesehen habe, obgleich es auch nur mit Palmenmaterial errichtet ist. Eintretend sah ich mich in einem weiten, hallenähnlichen Raume, der wohl imstande sein dürfte, mehr als tausend Personen zu fassen. In der Hinterwand befanden sich Thüren zu des Königs und seiner Frauen Privaträumlichkeiten. Ich selbst sowie mein Dolmetscher nahmen auf unseren Stühlen inmitten der Halle Platz, für meine übrigen Begleiter brachte man Matten herbei, auf denen sie niedersassen. Darauf stellten sich die Würdenträger und Ältesten der Stadt ein — etwa ein Dutzend an der Zahl —, gravitätisch liessen sie sich auf den von Sklaven mitgeführten Tierfellen nieder und begannen aus mehr als armlangen Pfeifen zu rauchen. Man brachte auch uns glimmende Holzkohlen, und so sassen wir alle rauchend und schweigend, während sich das Volk vor der Halle drängte, aber niemand zugelassen wurde. In den Hinterräumen traf Muene

Putu Vorbereitungen für die Audienz — ab und zu hörten wir Weiberstimmen und das Geklirr von Messingringen.

Endlich öffnete sich eine Thür in der Hinterwand: der König erschien und ging festen Fusses und ungestützt zu einem nahe der Thür auf der Erde ausgebreiteten Leopardenfell, auf dem er sich niederliess, seinen rechten Arm auf ein Kissen, das ich bisher als einen Sitz angesehen hatte, lehnend. Muene Putu ist ein grosser, starkschulteriger Mann von etwa fünfzig Jahren, mit gewinnenden Gesichtszügen und prächtig ausgebildeter Stirn, die durch den kahlen Scheitel noch an Bedeutung gewinnt. Gesicht und Kinnbart waren rot gefärbt, der bis zur Hüfte nackte Körper und die Arme mit breiten, weissen Farbenstreifen verziert, um den Hals trug er einen breiten, flachgeschlagenen und ausgezackten Messingring, um die Knöchel dicke Fussringe aus demselben Metall, wie sie auch die Weiber von San Salvador besitzen.

Als der König Platz genommen hatte, legte ein Knabe einen frischbemalten Fetischgegenstand vor ihm nieder, ein anderer reichte ihm eine übermässig lange Pfeife, auf deren mit Tabak gefüllten Kopf ein dritter eine glühende Holzkohle drückte.

Beim Eintritt war der König von seinen Unterthanen durch dreimaliges Händeklatschen, von uns durch Erheben begrüsst worden.

Der König war blind und verlangte weiter nichts als eine Medizin gegen seine Blindheit, die ihm allerdings nicht gegeben werden konnte.

Wie die Könige dieses Gebietes unbedeutend sind, so ist auch das Volk ziemlich verwahrlost. Der Westafrikaner ist vor allen Dingen Kaufmann, und so sucht er auch die Produkte seines Landes zur Küste zu schaffen. Von denselben sind drei von besonderer Bedeutung: Elfenbein, Palmöl und Kautschuk. Elfenbein ist jedoch bereits selten geworden, und die Kautschukliane wurde infolge der Raubwirtschaft fast vollständig ausgerottet. Der Kongoneger ist nicht weniger abergläubisch wie der Ostafrikaner. Er huldigt dem Fetischismus, und er bildet zu diesem Zwecke Geheimbünde, über deren Zeremonien dem Weissen kein Wort verraten wird. Frauen und Männer pflegen, wenn sie diese Zeremonien vollführen sollen, aufregende Medizin einzunehmen, die sie in eine Art von Raserei

versetzt. Sie ziehen sich alsdann in entlegene Fetischhütten zurück und verrichten hier ihren Gottesdienst, der tagelang dauert, niemand darf sie dabei stören, und wer unwissend der Hütte naht, wird ergriffen und getötet.

Das untere Kongoland ist arm, das steht fest, trotz aller gegenteiligen Anpreisungen; es scheint auch kein brauchbares Menschenmaterial zu enthalten; es ist kein hervorragenderer geschichtlicher Kern vorhanden, um den sich die künftige Entwickelung gruppieren könnte. Erst wenn wir weiter ostwärts in das Innere des Reiches vordringen, begegnen wir Stämmen, die sich zu einer kräftigeren staatlichen Organisation emporgeschwungen haben.

Das Lundareich.

Schon kurz nach der Entdeckung des Königreichs Kongo erfuhren die an der Küste weilenden Portugiesen von Sklaven, welche weit aus dem Inneren gebracht wurden, dass hundert Tagemärsche vom Meere entfernt ein gewaltiger Herrscher in einer volkreichen Hauptstadt über ein grosses Reich herrschen solle. Schwarze Händler vermittelten den Verkehr mit diesem fernen Potentaten, aber sie rieten den Weissen ab, sich unter das grausame Volk zu wagen, und so vergingen Jahrhunderte, bis jenes sagenhafte Reich vön Europäern betreten wurde. Rodriguez Graça war der erste portugiesische Händler, welcher im Jahre 1846 die Hauptstadt des berühmten Königreichs betrat. Erst im Jahre 1875 gelang es aber einem Forscher, Dr. Paul Pogge, in die Mussumba des Muata Jamwo einzuziehen und die erste Schilderung von einem afrikanischen Herrscher zu geben, der sicher neben Munsa und Mtesa in eine Reihe gestellt werden kann.

Das Lundareich liegt im Süden des Kongobeckens, seine Ausdehnung gleicht etwa der des deutschen Reiches, aber die Bevölkerung beträgt nicht mehr als 2 Millionen Einwohner.

Den Kern derselben bildet das Volk der Kalunda, welches den von der Küste kommenden Reisenden als heller gefärbt erscheint; man berichtet, dass die Lundaleute schön, grossgewachsen sind, mit feinen Stumpfnasen und wenig aufgeworfenen Lippen.

Im Vergleich zu anderen Afrikanern ist dieser Volksstamm gutmütig, leutselig und friedliebend, und der Fremde reist im Lundareiche verhältnismässig sicher und angenehm.

Die vornehmen Kalunda kleiden sich niemals mit Tierfellen oder einheimischen Geweben, sondern immer mit importierten Baumwollzeugen. Die Männer befestigen dieselben um die Taille und heften die schmalen Streifen so zusammen, dass die Bekleidung von der Taille bis unter das Knie und meistens unterhalb der Wade reicht. Die Weiber bedecken dagegen den Körper nur von der Taille abwärts bis etwa 30 cm oberhalb des Knies und noch bescheidener. Sehr reiche Damen wickeln die Kalikostreifen mehrmals um die Taille und lassen dann eine 1 m oder noch längere Schleppe zwischen den Beinen herabwallen, welche ihnen oft von Sklavinnen nachgetragen wird, eine Mode, die wir bei den Wadaifrauen schon kennen gelernt haben. Das Volk kleidet sich in einheimische, aus Baumfasern gefertigte Stoffe oder Felle. Tättowierungen sind gebräuchlich; die beiden vorderen unteren Schneidezähne werden ausgebrochen, die oberen rundgefeilt.

Der Kalunda wohnt in backofenförmigen Hütten, die aus einem Holzgerüst und Savannengras gebaut werden. Das Dach bildet oben eine abgestumpfte Spitze und reicht in schräger Stellung bis unmittelbar auf den Boden, auf welchen es sich indessen nicht stützt, so dass meistens ein wenig Licht von unten in die Hütte fällt. Der arme Mann hat natürlich nur eine Hütte, die Reicheren haben ganze Gehöfte, die mit einem Flechtzaun eingefriedigt werden.

Die Kalunda sind fast reine Ackerbauer. Wir finden auf ihren Äckern die gewöhnlichen Feldfrüchte Innerafrikas: Yams, süsse Kartoffeln, Erdnüsse, Maniok, Bohnen, Mais, Hirse, Bananen, Zuckerrohr, Tabak und Hanf. Rinder sind hier selten, und darum ist auch die Sitte, Reitochsen zu benutzen, die sonst in den Nachbargebieten weit verbreitet ist, unbekannt; die Vornehmen, Herren wie Damen, reiten auf ihren Sklaven. Als Haustiere findet man Ziegen, Hühner, Hunde, Schafe und Schweine. Da das Land nicht besonders wildreich, die grosse Jagd darum nicht sehr ergiebig ist, werden auch kleinere Säugetiere, wie Ratten und Mäuse, gern verspeist; auch Raupen, Heuschrecken und Ameisen bilden gern gekaufte Delikatessen. Wie überall, so werden auch hier berauschende Getränke bereitet: Hirsebier und Palmwein. Tabak wird aus Wasserpfeifen geraucht.

Die Feuerwaffen haben längst ihren Weg in das Lundareich

gefunden, man findet sie aber hauptsächlich im Besitz der Grossen, welche sie gewöhnlich mit Steinen und Eisenstücken laden. Im allgemeinen sind im Gebrauch bei Krieg und Jagden lange Speere, ganz von Eisen, mit schmaler, langer, lanzettförmiger Spitze, leichte hölzerne Wurfspeere, gleichfalls mit eiserner, schmaler Spitze, an deren unterem Ende sich Widerhaken befinden. Der Schaft ist da, wo die Spitze an ihm befestigt ist, meist so dünn, dass er abbricht, sobald die Klinge in einen Gegenstand eingedrungen ist und mit den Widerhaken festsitzt. Ferner dienen dem Krieger oder Jäger Bogen und Pfeil. Die eisernen Spitzen der Pfeile haben verschiedene Gestalten; ausserdem sind Pfeilspitzen aus hartem Holz in Gebrauch. Das Vergiften der Pfeile ist den Kalunda bekannt.

Die Toten werden in Grashütten begraben, Sklavenleichen hingegen ins Wasser geworfen. Was ihre religiöse Anschauung betrifft, so verehren die Kalunda einen Geist des Guten, den „Zambi", welcher ihnen Glück zuführt und welchem sie dann und wann Feste darbringen. Die Furcht vor der Zauberei, dem Fetisch, ist jedem unter ihnen eigen. Er hat seine Geheimmittel, und seine Fetischfiguren, hauptsächlich aus Antilopenhörnern bestehend, trägt er meistens öffentlich zur Schau. Auch hier haben die Neger eine besondere Furcht vor den Geistern der Verstorbenen, den Mahamba; und um diese zu besänftigen, werden besondere Feste veranstaltet.

Das Lundareich wird von vielen Häuptlingen, welche Muata, Mona, Muene heissen, beherrscht, aber alle diese Häuptlinge sind Vasallen eines Häuptlings, der sie nach Belieben ein- und absetzen kann. Er heisst Muata Jamwo, d. h. grosser Vater, der in Mussumba regiert. Die einzelnen Fürsten sind verpflichtet, durch Einsendung eines Tributs ihre Unterthänigkeit zu bekunden, und so kommen einmal im Jahre ihre Karawanen nach Mussumba, die einen mit Elfenbein, die anderen mit Salz und Kupfer, mit Flechtwaren, Sklaven, Tierfellen, europäischem Zeug und selbst Pulver, je nach dem Reichtum der Bezirke oder deren geringerer oder weiterer Entfernung von der Küste. Ausserdem aber hält Muata Jamwo Söhne und Verwandte seiner Vasallen an seinem Hofe, die er gewissermassen als Geiseln betrachtet.

Der Muata Jamwo ist ein unumschränkter Herrscher, aber er hat noch Regierungsbeamte zur Seite, unter denen als ol

Würdenträgerin ein Weib, die Lukokescha, hervortritt. Dieselbe muss von einer der Hauptfrauen des verstorbenen Muata Jamwo abstammen und wird, nachdem sie vom Rate der Vornehmen gewählt worden ist, von dem Muata Jamwo bestätigt. Stirbt ein Muata Jamwo, so wird der Neugewählte wieder von der Lukokescha bestätigt. Die Lukokescha hat einen Hauptgatten, an den sie allen möglichen Putz hängt. Er gilt als Weib und heisst Schamoana. Bei Buchner führte sich dieser „Mann mit gewaltigen Formen" mit den charakteristischen Worten ein: „Siehe, ich bin zwar nur ein Weib, aber ich bin das Weib einer grossen Person." Etwas Ähnliches haben wir bereits bei der Sultanin Discha in Unjamwesi kennen gelernt.

Den Hof und die Beamten dieses sonderbaren Herrscherpaares werden wir am besten kennen lernen, wenn wir im Geiste einer Audienz beiwohnen, die Buchner bei Muata Jamwo im Jahre 1879 gehabt hat, und die er in farbenfrischer Sprache in seinen Berichten an die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland geschildert hat.

Eine Audienz bei Muata Jamwo.

Auf einer weiten Grasebene, in einem milden und gesunden Klima, liegt die Hauptstadt Mussumba mit 10000 Einwohnern, die auf den Afrikareisenden, der bis dahin nur in elenden, hundert bis zweihundert Seelen zählenden Dörfern gehaust hat, denselben Eindruck macht, wie eine Residenz in Europa auf den Landmann, der sie zum ersten Male besucht. Hier hält Muata Jamwo sein prunkvolles Lager; hier sind die Grossen des Lundareiches versammelt; alltäglich wird hier der Markt abgehalten, auf dem man alles, was Afrika bietet, erhalten kann. Reges Leben herrscht auf den Strassen, und in heiteren Nächten erreicht es seinen Höhepunkt, dann lodern überall Feuer, von allen Seiten tönt Paukenschall und der Gesang der Tanzenden herüber.

Es ist der 11. Dezember 1879; in seinem Quartier sitzt der Sendling der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Dr. Buchner, in Mussumba eingetroffen ist und durch Boten

und Gesandte mit Muata Jamwo bereits Verbindungen angeknüpft und mit ihm und der Lukokescha Geschenke ausgetauscht hat.

Heute kommen wieder Boten vom Hofe und zwar nicht mit leeren Händen; Muata Jamwo schickt einen Elefantenzahn, der 21 kg wiegt, und Lukokescha gleichfalls einen von 12 kg Gewicht. Ausserdem aber bringen die Boten noch ein anderes Geschenk, ein Kinderpaar, einen Knaben und ein Mädchen, beide etwa acht Jahre alt; sie kommen von der Moari, der Hauptgattin des Königs. Dadurch wird angedeutet, dass auch diese dritte Person des Staates in Handelsverbindungen mit dem Europäer treten will und dass auch ihr ein „Mussapu“, ein Begrüssungsgeschenk, gebührt. Es werden Stoffe und Perlen ausgesucht und als Gegengabe für die Königin den Boten übergeben. Nun betteln noch die Boten um eine Perlenschnur für die Lukokescha, die anstandslos ausgeliefert wird, und dann privatim für sich. Buchners Dolmetsch, der schwarze Pedro, ist damit einverstanden und meint, die Leute hätten nach Landessitte Anrecht auf ein kleines Präliminargeschenk. Da hilft also kein Widerstand, und Buchner bewilligt einem jeden vier Ellen Riscado-Zeug. Das „Trinkgeld“ scheint nicht hoch genug zu sein, aber die königlichen Boten danken.

Sie gehen aber noch nicht; sie haben noch nachträglich etwas auszurichten. Nun, was ist's! Fürwahr, der Gast wird zur Audienz bestellt. Der König wünscht ihn zu sehen, bevor er ihn dem Volke zeige, und der König schreibt ihm vor, wie er in der Residenz erscheinen solle — beritten auf dem Stier Malukku und bewaffnet mit dem wunderbaren Mausergewehr.

Malukku, das bedeutet so viel wie verrückt, toll. So haben die Neger den Reitstier genannt, aber Buchner hat ihn so zugeritten, dass er einer der frömmsten und zuverlässigsten Reitochsen Südwestafrikas geworden ist. Malukku ist ein berühmter Stier, denn er hat nicht allein Buchner nach Mussumba, sondern später Wissmann nach dem Kongo getragen, wo er leider zu Grunde ging.

Also Malukku wurde gesattelt, das Frühstück rasch verzehrt, das Gefolge gesammelt, und nun ging es nach der Kipanga, der Königsburg. Buchner ritt den Malukku, sein Dolmetscher Pedro trug unterm Arm einen Pack rotblümiger Schnupftücher für den Herrscher, die Diener Soba Mukelle und Manoel trugen das Mause

gewehr und ein kleines Stühlchen. In den Strassen Mussumbas lief einiges Volk zusammen, viele Männer festtäglich geschmückt mit grossen Federbüschen auf dem Scheitel.

Der Zug hielt vor dem Haupteingang der Kipanga, um welchen herum etwa dreissig Menschenschädel unregelmässig am Zaune hingen oder auf der Erde lagen — ein Schmuck, der auch an den Gehöften kleiner Patrizier Mussumbas, der sogenannten Kilolo, zu bemerken ist. Das Thor, ein unbeholfenes, breites Ding, aus Stangen der Weinpalme zusammengefügt, wurde aufgethan. Über demselben an den oberen Querbalken war eine Medizin angebracht, aus einem festgebundenen Büschel Schilfrohr und einem freibaumelnden Palankahore bestehend, gerade hoch genug, dass Buchner etwas gebückt noch durchreiten konnte. Der Gast betrat nun einen grossen, reinlichen Platz, in dessen Mitte ein riesiges Strohkegeldach sich erhob — der Audienzpalast, der „Nsoff" oder Elefant geheissen. Hundert Höflinge umringen den Gast und bedeuten ihm, zu halten; es sind vermutlich Kammerherren, und einige von ihnen haben sich auf Brust und Bauch grosse Figuren aus weissem Pfeifenthon gemalt.

Inzwischen werden vor dem Nsoff Vorbereitungen für die Audienz getroffen. Ein riesiger, weiss und rot gescheckter Sonnenschirm wird aufgestellt, so dass der Schatten desselben auf eine kleine Plattform aus Lehm fällt. Das ist der Thron Muata Jamwos, über den jetzt ein Leopardenfell gebreitet wird.

Etwa zehn Minuten vergehen noch. Dann ertönt im Hintergrund eine quiekende Musik, und aus einem System von Zäunen und Hütten taucht der königliche Zug hervor. Voran in farbigem Kopfputz der König, hinter ihm die Musikbande und eine Menge von Weibern und Schranzen.

Der König macht sich auf dem Leopardenfell zurecht, während durch den auf etwa 300 Personen angewachsenen Hofstaat ein loyales Gemurmel geht. Dann erfolgt das Zeichen, dass die Vorstellung beginnen kann.

Malukku wird in Trab gesetzt, zwanzig Schritte vor dem Throne pariert Buchner, springt von dem Ochsen, geht auf den König zu und reicht ihm, ohne den Hut zu ziehen, die Hand, die dieser heftig ergreift und kräftigst mehrmals schüttelt. Dann setzt sich Buchner auf den mitgebrachten Stuhl, sein Gefolge gruppiert

sich um ihn, und während durch die Dolmetscher die üblichen Begrüssungsreden ausgetauscht werden, mustert er die Versammlung.

„Mir gegenüber links vom Throne,“ heisst es in dem Berichte des Reisenden, „sitzt eine Dame mit dickem Gesicht und gedunsenen Lippen auf einer Matte, hinter ihr in mehreren Reihen eine zahlreiche, ausschliesslich weibliche Schar. Sie wird mir als Lukokescha bezeichnet. Sie zwinkert mir schon seit längerer Zeit aus ihren rotgeschminkten Augen zu und streckt mir die Hand entgegen. Deshalb stehe ich auf, trete zu ihr hin und gebe ihr die meinige. Dann wird mir noch eine andere Dame, welche hinter dem Thron und gleichfalls an der Spitze einer weiblichen Schar sitzt, gezeigt, das sei die Moari. Ich mache eine Bewegung, ihr gleichfalls die Hand zu reichen, aber Pedro flüstert mir zu, das schicke sich nicht, denn mit dem Hauptweib des Königs sei keine Vertraulichkeit statthaft. Muata Jamwo lächelt höchst gnädig über meine Naivetät. Die Geschenke werden überreicht. . . Unterdessen geht es im Hintergrunde der Versammlung, wo uns eine stehende, dichtgedrängte Corona von Hofbediensteten niedrigen Ranges umschliesst, mehr als gemütlich zu. Man stösst sich und zankt sich, und ein Kerl mit roten Federn im Haar, der oberste Thürhüter der Residenz, haut mit einer zweispaltigen Peitsche aus Ochsenhaut rücksichtslos auf das Getümmel ein, wenn der Skandal zu arg wird. Aber auch die hinter Moari und Lukokescha sitzenden Weiber höherer Würden zanken sich zuweilen leise, rempeln sich mit den Ellenbogen und werfen sich böse Blicke zu.

Muata Jamwo lässt sich dadurch nicht stören und lächelt gnädig und zweifellos wirklich in rosigster Laune sein dummes Lächeln, das er vom ersten Moment ab nicht mehr unterbrochen, weiter. Er ist ein grosser, stattlicher Mann, entschieden eher hässlich als schön, doch liegt in seinen Zügen eine gewisse Intelligenz, die ihn über alle bisher gesehenen Neger erhebt. Seine sonst oft stechenden, giftigen Augen, die ich erst im weiteren Verlaufe unserer Freundschaft wahrnahm, strahlten heute von gütiger Milde. Das hervorstechendste in seinem Gesicht ist der grosse wulstige Mund, unregelmässige Zahnbau, der für die ganze Familie charakteristisch zu sein scheint. Doch ist Muata Jamwo das einzige Mitglied derselben, bei dem in der Ruhe der Mund nicht offen bleibt. Sein Bart-

wuchs ist auffällig spärlich und beschränkt sich auf einige struppige Borsten am Kinn. Seine Frisur, von welcher ich übrigens fünf bis sechs Varietäten kenne, bestand heute in drei plattenförmigen, breiten, aussen mit feinen Kassongoperlen bestickten Schlingen, welche rückwärts und rechts und links vom Scheitel herabfielen, an ihrem Ursprung mit den glatt nach hinten gestrichenen Haaren verflochten. Das Vorderhaupt ist der Lundamode gemäss immer zu einer Glatze ausrasiert. Über dem einen Ohr stak eine rote Papageifeder horizontal nach vorn gerichtet. Der ganze Kopf machte den Eindruck eines sehr geschmacklosen Zopfstils. Vom Hals hängt an einer Perlschnur ein Amulett auf die Mitte der Brust herab; der eigentümlichste Schmuck des Oberkörpers ist eine kupferne Kette, die beide Schultern einschnürt und auf dem Rücken gekreuzt ist, ungefähr so wie die Tragriemen eines Tornisters, wahrscheinlich auch eine Medizin. Hand- und Fussgelenke sind mit verschiedenartigen Spangen überladen, an dem linken Handgelenk steckt der Rukamu, ein dicker, wurstartiger Armring, aus Menschensehnen gefertigt, das Zeichen der Majestät, sein Szepter. Ein bis zu den Knöcheln reichendes Stück blauen Flanells umhüllt die Hüften, vorn in den regelrechten Falten über den niedrig sitzenden Leibgurt überfallend.

So sass die Majestät auf dem Lehmthron unter dem riesigen Sonnenschirm, huldvollst besorgt, dass sein Schatten auch mir zu teil ward, und unaufhörlich lächelnd und sehr oft vor sich, hinter sich und nach der anderen Seite spuckend, worauf dann immer ein ziemlich schmutziger Lakai herbeikroch, den allerhöchsten Speichel mit Erde zuzudecken und die Erde mit seiner Hand wieder glatt zu drücken. Einem zweiten Lakai, der nicht reinlicher als der erste war, oblag das Amt, einen Fliegenwedel aus langen schwarzen Haaren zu schwingen, ein dritter hielt die schwere Stange des Sonnenschirmes und rückte damit, der höher steigenden Sonne folgend, langsam von Osten nach Westen."

Bei dieser Audienz musste der Europäer dem Lundaherrscher selbstverständlich etwas Sonderbares zeigen. Der König selbst hatte bereits das Mausergewehr zur Vorführung bestellt, und dieses wurde zuerst verlangt. Der Mechanismus der Hinterlader war schon in Lunda bekannt, und der König verstand den Verschluss zu öffnen

und zu schliessen, alle Griffe bis zum Abdrücken gelangen ihm richtig, zwar etwas ungeschickt, aber ohne Anstoss. Dann fand das Probeschiessen statt, wobei ein Günstling Muata Jamwos und Buchner, nachdem die Corona auseinander gepeitscht worden war, einige Schüsse in den Boden abgaben. Die Schnelligkeit, mit welcher Buchner feuerte, versetzte den ganzen Hof in Entzücken, während das Gesindel der Corona sich um die weggeworfenen Hülsen balgte und in der Erde nach den Bleikugeln wühlte.

Das zweite Wunder, welches dem Herrscher vorgeführt wurde, war ein Zentimeterband, das von selbst in seine Rolle zurückschnellt. Der König wurde unterrichtet, die Feder richtig abzudrücken, und dann wurden Gewehr und Zentimeterband den dunklen Damen der Lukokescha und der Moari zur verständnisvollen Besichtigung überreicht. Das Zentimeterband wurde dem König verehrt, das Mausergewehr wieder dem Flintenträger Buchners übergeben.

Die Audienz hat schon eine Stunde gedauert, der Gast ist fieberkrank, und das Fieber stellt sich ein, aber Muata Jamwo entlässt ihn nicht; er will ihm noch seine Macht zeigen. Der Dolmetscher teilt ihm mit, ein Sohn des Königs sei soeben in Mussumba eingetroffen und erscheine jetzt mit seinen Weibern und Soldaten, um dem Vater zu huldigen. Es war eine gemachte Huldigung, durch die Muata Jamwo dem Fremden imponieren wollte; der Prinz hatte niemals Lunda verlassen, besass in Wirklichkeit nur drei oder vier Frauen; die Weiber und die Soldaten wurden ihm einfach zu diesem Huldigungsschwindel zukommandiert. Aber es war eine interessante Theatervorstellung.

In der Corona öffnet sich eine Gasse, und im Hintergrunde stehen etwa dreissig Personen, alle über und über mit Lehm beschmiert, die Männer mit dem roten Lehm der Savannen, die Weiber mit dem fahlgelben der Thalrinnen.

„Auf ein Zeichen Muata Jamwos,“ fährt Buchner in seiner Schilderung fort, „begaben sie sich langsam und feierlich, in demütig gebückter Haltung, vorwärts und warfen sich acht Schritte vor dem Thron zur Erde. Der Prinz, die Hauptperson dieser schlammigen Schar, kriecht auf allen Vieren noch näher heran und bleibt ein paar Sekunden liegen, einige Phrasen stammelnd, während seine Frauen, die sich in zwei Reihen niedergelassen, sanft in die

Hände klatschen. Hinter ihnen schliessen zwanzig gleichfalls rotgeschmierte Soldaten mit Feuergewehren, aufrecht bleibend, die Gruppe. Nun beginnt der Prinz sich förmlich im Staube zu wälzen. Langsam reibt er zuerst seine linke, dann seine rechte Seite, Schultern, Hüften und Hinterhaupt auf der Erde. Dieses sich im Staube Wälzen geschieht mit einem gewissen Anstand. Muata Jamwo spricht gnädig lächelnde Worte der Weisheit, durch die das eigentümliche Zeremoniell sein Ende findet. Der Prinz kriecht wieder zurück und setzt sich mit untergeschlagenen Beinen an die Spitze seiner Frauen, welche noch immer sanft in die Hände klatschen und Huldigungsformeln plappern.

Diese schlammbedeckten Gestalten sehen höchst befremdend aus, es sind lebende Figuren aus Terrakotta. Ihre ganze Oberfläche ist in Lehm gehüllt, selbst die spärlichen Lappen um die Hüften, ihre einzige Bekleidung, sind damit inkrustiert; ebenso auch das Haar, das bei Weibern turmförmig emporgekämmt ist. Da ihre dunkle Farbe verdeckt ist, so machen sie nicht mehr den Eindruck von Negerinnen, einige sind ganz europäisch hübsch, die grossen schwarzen Augen wirken sehr im Kontrast mit der hellen Maske, die indessen ziemlich unbequem zu sein scheint. Sie verziehen gar häufig das Gesicht, weil der klebrige Schmutz die Haut spannt, und auch bei dem Prinzen schien es, als ob ihm das Sichwälzen im Staube eine angenehme Gelegenheit war, die spannende Haut zu scheuern.

Auf einmal beginnen die ziegelroten Soldaten einen Salut nach rückwärts in die Luft zu feuern, lauter überkräftige Ladungen von 20 Gramm Pulver. Ich zähle achtzehn mit strenger Regelmässigkeit abgegebene Schüsse. Entweder darüber erschreckt oder als absichtliche und gebräuchliche eigenartige Begleitung der Detonationen erheben drei alte Weiber aus der Gruppe der Lukokescha ein schrilles Geheul und Gewinsel wie Hunde, und ich war wirklich einen Augenblick im Zweifel, ob es nicht die hässlichen fetten Köter seien, welche, gleichfalls Höflinge, zwischen den Gruppen herumschnupperten."

Der Gast will sich empfehlen. Der König hat nichts dagegen, nur darf er nicht mit leeren Händen entlassen werden; und so wird vor ihm ein Zahn, 27 Kilo schwer, niedergelegt, das ist das

Geschenk des Königs, die Königin schiebt ihm ein achtjähriges Mädchen zu; und im Hintergrunde erscheinen Träger mit Lebensmitteln, einige tragen ein schweres, heftig grunzendes Schwein, das an einer Stange aufgehängt ist.

Die Audienz ist beendigt, aber nach Hause darf der Fremde noch nicht; der Strom der Höflinge und des Pöbels drängt ihn in den Palast der Lukokescha hinein.

„Hier bei dieser alten gynokratischen Reminiscenz, bei der Lukokescha, geht es weniger förmlich zu. Auch sie hat ihren Nsoff, der jedoch viel kleiner ist als der des Muata Jamwo. Sie empfängt mich unter dem tief herabhängenden Strohdache desselben, indem sie zwischen den Tragepfählen hervorkriecht und mit plumper Höflichkeit mir die Hand entgegenstreckt. Neben ihr gucken die stupiden Gesichter etlicher Muata Jamwotöchter aus dem Inneren.

Ich merke, dass die holde Königin betrunken ist. Sie wird auffallend zärtlich und zudringlich, sagt, ich solle mich ganz dicht neben sie setzen und mit ihr Palmwein trinken. Deshalb breche ich die Audienz eigenmächtig ab und schwinge mich wieder auf Malukku.“

Zur Geschichte des Lundareiches.

Die Kalunda haben in Bezug auf die Entstehung ihres Reiches folgende Tradition: In Lunda wohnte am Flusse Kalangi ein Häuptling mit Namen Jamwo, welcher zwei Söhne und eine Tochter hatte. Sein Volk war ungeschickt und schwach, er aber verstand Palmwein zu machen und Matten zu flechten. Die erste dieser Künste trieb er zum Ärger seine Söhne für sich. Als er nun eines Tages eine Matte flocht und einen Topf mit Wasser vor sich stehen hatte, welches dazu nötig war, kamen seine beiden Söhne, glaubten, es sei Wein in dem Gefäss, und verlangten diesen; als er ihnen das Wasser gab, erzürnten sie, und es entstand ein Streit, in welchem sie flohen. Darauf verstiess Jamwo diese Söhne und übergab seiner Tochter Lunsch-a-Nkunt den Rukanu (oder Lukanu) zum Zeichen, dass sie nach ihm herrschen solle. Unverheiratet übernahm sie nach seinem Tode die Regierung. Gleichzeitig lebte im Osten ein

grosser Häuptling; er hiess Tombe-Mokulo und hatte vier Söhne, von welchen der erste und vierte, der „Sohn des Staates“ und der „Sohn der Waffen“, nach Norden wanderten, um die Reiche Kanjika und Maju zu gründen; Kanjika und Maju waren ihre Rufnamen. Der dritte Sohn, Kibinda-Illunga, d. h. Jäger Illunga, hatte weder Titel noch Würden, er lebte ungebunden als Jäger und kam auf einem Jagdzuge nach Lunda, wo er die Hand jener Prinzessin erhielt und als Herrscher nun ihres Vaters Namen annahm, dem nach vielen glücklichen Kriegen Muata, d. h. grosser Vater, vorgesetzt ward.

Franz Müller zog im Dorfe des Lundafürsten Muata Kumbana ganz ähnliche Erkundigungen ein:

„Vor etwa 300 Jahren hatte der Muata Jamwo seiner Tochter Lukokescha die Insignien des Reiches, einen aus den Sehnen der früheren Herrscher hergestellten Armring ‚Lukanu‘ übermittelt, da er seine Söhne, die sich, wie er glaubte, um die Erbfolge bekämpfen würden, ausschliessen wollte. Lukokescha, im Besitz des Lukanu, der dem jedesmaligen Inhaber eine unantastbare Gewalt verleiht, wurde rücksichtslos vom Volke anerkannt, nur einer ihrer Brüder weigerte sich, dies zu thun und entfloh mit seinem Anhang nach Schinga; er hiess Bangala-Kinguri und gründete mit Hilfe der Portugiesen das Bangalareich, aus dem er die Tupende, die daselbst ansässig waren, vertrieb. Lukokescha heiratete einen Jäger Kibinda-Hungo, der auf seinen Streifzügen von Süden her in das Reich gekommen war und es verstanden hatte, sich durch sein schönes Äussere, sowie seine Kraft und Geschicklichkeit bei der jungen Fürstin beliebt zu machen. Da Lukokescha alsbald guter Hoffnung wurde, übergab sie den Lukanu ihrem Gatten, da das schwangere Weib überall bei den Negern als unrein gilt. So kam dieser zur Herrschaft, sicherte jedoch aus Dankbarkeit seiner Frau gleiche Herrscherrechte zu. Der Sohn beider, Muata Jamwo, bestieg nach Hungo den Thron; aus jener Zeit datieren die Bezeichnungen Muata Jamwo und Lukokescha.“

Letztere ist nicht immer die Mutter des Herrschers, sondern sie wird wie dieser selbst gewählt; sie geniesst gleiche Rechte mit ihm, muss ihm jedoch gehorsam sein. Wenn sie stirbt, werden ungeheure Menschenopfer dargebracht; Hunderte von Leuten werden

abgeschlachtet; beim Tode des Muata Jamwo, der bei Lebzeiten für hinreichendes Gefolge im Schattenreich gesorgt hat, werden nur vier Sklaven getötet. Ein Mann und ein Mädchen werden mit den Zähnen, Haaren und Nägeln des Herrschers, nachdem ihnen die Beine gebrochen sind, in die Gruft versenkt, während der Körper des Häuptlings, der sich nach dem Glauben der Kalunda in der Erde in ein wildes Tier verwandeln würde, in den Kalanschibach bei Mussumba versenkt wird. Der Muata Jamwo wird als Halbgott betrachtet und verehrt, doch scheinen die Kalunda in den letzten Jahren erkannt zu haben, dass auch er nur ein gewöhnlicher Mensch sei, wie aus dem häufigen, gewaltsamen Thronwechsel hervorgeht. So war Muata Jamwo Schamana, bei dem die im vorhergehenden Abschnitt geschilderte Audienz Richard Buchners stattgefunden, im Jahre 1883 ermordet worden; seine beiden Nachfolger, die ein blutiges Regiment geführt hatten, wurden ebenfalls noch in demselben Jahre umgebracht.

* * *

Aus diesen Berichten dürfte zur Genüge hervorgehen, dass bei den Kalunda früher die Gynokratie geherrscht hatte und erst später durch Androkratie ersetzt wurde; die Stellung der Lukokescha bedeutet einen Kompromiss, den die beiden Regierungsformen im Laufe der Zeit miteinander schlossen.

Was nun die weitere Organisation des Lundareiches anbelangt, so ist zunächst der Hofstaat zu erwähnen, welcher aus den Kannapumba, Würdenträgern, gebildet wird. Ausserdem giebt es im Lande eine Aristokratie, freie, wohlhabende Einwohner, die Kilolo genannt werden. Von den Kannapumba kommen vor allem die vier ersten in Betracht, die einen grossen Einfluss besitzen, da ihnen die Wahl des Muata Jamwo und der Lukokescha übertragen ist und sie in allen wichtigeren Fragen mit dem Herrscherpaare zu beraten haben. Die Würden sind insofern erblich, als der Fürst sie nur Söhnen früherer Kannapumba mit ihren freien Frauen übergeben kann.

Der Stand der Kilolo wird dadurch stetig vergrössert, dass die Söhne der Muata Jamwo mit freien Frauen in denselben einrücken. Sie werden zu den verschiedensten Staatsgeschäften verwandt, eine Anzahl derselben wohnt beständig am Hofe und leistet dem Herrscher

die verschiedensten Dienste. Sie begleiten ihn auf Schritt und Tritt und geben darauf acht, dass er keinen Hanf rauche und sich nicht betrinke, aus Furcht, er könne im Rausche Grausamkeiten begehen. Andere bekleiden das Amt der Polizisten in der Stadt, andere wieder gehen an die kleinen Höfe der Vasallen, wo sie als Gesandte wirken, vor allem aber darauf achten, dass der Tribut richtig abgeliefert wird. Ein Kilolo bleibt ständig am Hofe der Vasallenfürsten, ein anderer ist der Führer der Tributkarawanen.

Das eigentliche Volk befasst sich mit den verschiedensten Handwerken, und aus ihm werden Schmiede, Haarkünstler, Musiker für Hofdienste engagiert.

Die Kilolo haben das Recht, in der grossen Volksversammlung ihre Meinung frei zu äussern; wie prunkvoll aber auch ein solcher Reichstag aussieht, wenn der König mit seinem Hofstaate und seinen Würdenträgern in der Mitte der Aristokratie des Volkes erscheint, so ist doch seine Macht nur eine scheinbare.

Ein wichtiger Teil der Regierungsgeschäfte besteht in der Anfertigung zauberkräftiger Medizinen, um Unheil von dem Lundareiche abzuwenden, und jeder Muata Jamwo zieht sich alle vier Wochen mit einigen seiner Räte auf zwei Tage zurück, um die Medizin zu brauen. Ferner werden von Staatswegen Elefantenjagden angestellt, um das wertvolle Elfenbein zu erlangen, schliesslich ordnet auch die Regierung Menschenjagden an, um Sklaven zu beschaffen. Zu diesem Zwecke werden von Zeit zu Zeit kleine Abteilungen von zweihundert bis vierhundert Mann nach verschiedenen Richtungen ausgesandt. Leider aber muss man sagen, dass diese Razzien nicht dem Feinde allein gelten, sondern der Herrscher auch seine eigenen Unterthanen plündern lässt. Alljährlich z. B. findet sozusagen verfassungsmässig ein Raubzug statt, welcher stets eine Ortschaft in der Nähe Mussumbas zum Ziel hat. Diesen Zug machen der Muata Jamwo und die Lukokescha in ihren Sänften mit, wodurch dem Raubsystem eine besondere Weihe verliehen wird. Was dabei die Sklaven erbeuten, gehört dem Herrscher; die Freien dürfen die Hälfte des Raubes für sich behalten, die andere Hälfte müssen sie aber gleichfalls an den Herrscher abliefern.

Die Pflege der Handelsverbindungen ist in den Negerreichen auch ein wichtiges Staatsgeschäft; die Handelskarawanen stehen unter Schutz und Aufsicht des Muata Jamwo, der ihnen Lagerplätze anweist, sie mit Nahrungsmitteln versorgt und von ihnen den üblichen Zoll erhebt, über den von Fall zu Fall verhandelt wird. Der Herrscher behandelt die Händler milder als seine eigenen Unterthanen und hat für sie sogar besondere Ausnahmegesetze erlassen.

Als einmal bei Anwesenheit einer schwarzen Karawane in Mussumba die Geschäfte für den Hof nicht flott genug gingen, traf einer der Muata Jamwo folgende Anordnung. Er verkündete, dass jede Frau und jedes Mädchen in Mussumba mit den Fremden in nähere Beziehungen treten und dafür nicht bestraft werden dürfe; aber jede von ihnen war verpflichtet, von den Geschenken, welche die Fremden ihr geben würden, einen Teil dem Herrscher zu überlassen. Seit jener Zeit ist es im Lundareiche Sitte, dass bei der Ankunft einer Karawane im Dorfe eine Frau oder ein Mädchen einen der Fremden als ihren Freund verpflegt, ihm Nahrungsmittel bringt, aber für diese keine Bezahlung annimmt, sondern stillschweigend erwartet, dass der Fremde bei seiner Abreise sie entsprechend beschenken werde.

Nebenbei sei auch erwähnt, dass der Muata Jamwo, als Buchner seine Frauen, deren er etwa sechzig besass, photographieren wollte, dafür auch eine Bezahlung verlangte.

Nach dem Tode eines Muata Jamwo muss der neugewählte Herrscher eine Reihe von Zeremonien durchmachen, unter anderen auch durch Reiben von Holz neues Feuer entzünden, da das alte nicht mehr gebraucht werden darf. Neun Tage lang trauert er dabei in einer abgeschlossenen Hütte um den Toten; nach Ablauf dieser Frist wird er von der Lukokescha und den Würdenträgern abgeholt, und seine erste Aufgabe ist es nun, eine neue Hauptstadt oder Mussumba (grosses Lager) zu bauen; denn es besteht im Lundareiche die Sitte, dass die Kipanga oder der Palast des verstorbenen Muata Jamwo niedergebrannt wird. Freilich zieht der neue König nicht weit fort; er bleibt auf der fruchtbaren Ebene zwischen den Flüssen Kalansch und Luisa.

In seiner Nähe muss die Lukokescha ihre Kipanga errichten,

die Würdenträger folgen dem Monarchen, und dem Hofe zieht das Volk nach, und so ist die Mussumba des Muata Jamwo eine wandernde Stadt auf Afrikas schwankenden Landkarten.

Lundafürsten.

Als wir im ersten Teil dieser Schrift das mächtige Reich Bornu schilderten, haben wir im Anschluss an dasselbe die Höfe der Vasallen aufgesucht. Auch bei der Darstellung des Lundareiches wollen wir unsere Aufmerksamkeit den von Muata Jamwo abhängigen Fürsten schenken, die sich gern Muata Jamwo titulieren lassen.

Wenn wir von der berühmten Hauptstadt des ehemaligen Königreiches Kongo geradeaus in östlicher Richtung vordringen, so stossen wir auf den ersten Lundastaat, der von den Majakka bewohnt wird. Dieselben, ähnlich den anderen Westafrikanern in Brauch und Sitte, werden von einer Anzahl kleiner Häuptlinge beherrscht, die ihrerseits dem Muene Putu Kassongo, dem Muata Jamwo oder, wie hier der Dialekt lautet, dem Kiamwo der Majakka, huldigen. Die Unterhäuptlinge betrachten sich als Söhne des Muene Putu Kassongo, der wieder ein Sohn des grossen Vaters in Mussumba ist.

Die Organisation der Lundareiche ist überall dieselbe. Die Lundafürsten sind Kopien des grossen Muata Jamwo, und jeder von ihnen hat seine eigene Hauptstadt, die gleichfalls Mussumba genannt wird. Während wir nun die Hauptstadt des Muata Jamwo schlechthin Mussumba nennen, werden den anderen Hauptstädten der Vasallen die Namen der Herrscher angehängt, und so sprechen wir von der Mussumba des Muene Putu Kassongo oder der Mussumba des Muene Putu Kumbana.

Die erstere wurde wiederholt in den achtziger Jahren von deutschen Forschungsreisenden besucht. 1880 kehrte in ihr Major v. Mechow, 1885 Dr. Richard Büttner ein.

Die Stadt ist bedeutend grösser als San Salvador, ja sie könnte sich beinahe mit der Mussumba des grossen Muata Jamwo messen; denn Dr. Richard Büttner nimmt keinen Anstand, die Zahl ihrer Bewohner auf 7000 bis 10000 Einwohner zu schätzen.

Auch in der Anordnung der Hütten und Strassen zeigt diese Residenz einen mehr städtischen Charakter. Wie in San Salvador sind mehrere Hütten in einen Hofraum vereinigt, der dort durch lebende Hecken, hier durch Zäune von Stöcken, Palmblättern und deren Rippen umfriedet ist. Während dort die Hofräume zerstreut gelegen und durch Gärten und unbebaute Strecken voneinander getrennt sind, stossen dieselben in der Mussumba Muene Putu Kassongos unmittelbar zusammen, und durch ihre Einfriedigungen entstehen abgeschlossene Wege, von denen mehrere ganz gerade und in ziemlicher Länge verlaufen. In San Salvador verbinden nur Fusspfade die einzelnen Gehöfte, in der Mussumba giebt es dagegen — freilich sehr sandige — Strassen von einiger Breite, selbst mehrere mit schattenspendenden Bäumen versehene, ausgedehnte Plätze. Dazwischen findet man wohl einige Bananenbüsche, sowie Baumwoll- und Pfeffersträucher, Tabak- und Hanfpflanzen; zu eigentlichen Gärten aber bietet die enge Anlage der Stadt keinen Raum.

Der Einmarsch einer Fremdenkarawane ist ein Ereignis, und so werden die Ankömmlinge von einer grossen Menschenmenge empfangen und in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit von einer lästigen Schar Neugieriger besucht. Die Verpflegung ist aber eine gute, denn wie wir bereits wissen, kommen hier Weiber, um mit den Fremden Freundschaften zu schliessen und sie mit Lebensmitteln zu versorgen. So speisten z. B. Büttners Träger neben Erdnüssen, Bananen, Zuckerrohr und Maniok häufig genug Lukuklösse, aus Maniokmehl und kochendem Wasser bereitet, und Mbisi, worunter jede Art von Fleisch verstanden wird, sei es von Muscheln, Hühnern, Ziegen, Schweinen oder vom Flusspferd, oder auch Termiten, Käferlarven, Heuschrecken und Raupen, von welch letzteren bei den Majakka eine haarige Art, die auch auf den Märkten in getrocknetem Zustande gehandelt wird, als Leckerbissen geschätzt ist; dem Luku und dem Mbisi gesellte sich dann noch eine Sauce von Palmöl zu, reichlich gewürzt mit Ndungu, den Schoten des roten Pfeffers.

Am dritten Tage seiner Anwesenheit in der Mussumba wurde Büttner zu der Empfangsaudienz in die königliche Lumba (Wohnung, Gehöft) entboten. Er ging nicht zu Fuss, noch ritt er, wie Buchner,

einen Ochsen, sondern liess sich, in feierliches Weiss gekleidet, in der mit einer getigerten Decke ausgeschlagenen Tipoja (Hängematte) bis an die Pforte des königlichen Staketenzaunes tragen. Erst nach einigen Minuten öffnete sich dieselbe, und der Gast wurde in einen grossen Vorhof eingelassen, in welchem er von einigen hundert Menschen, darunter viele Unter- und Oberhäuptlinge, begrüsst wurde. Dieselben waren sehr geschmackvoll drapiert mit bunten Schultertüchern und mit Federn, die in den hohen, an die Form des bayerischen Raupenhelmes erinnernden Haarfrisuren staken. Jeder von ihnen hatte in den Händen zwei kurze Eisenstäbe, die er aneinanderschlagend zum Gruss ertönen liess. In diesem Hofraume befand sich auch das königliche Warenhaus, ein grosses, birnförmiges Gebäude mit überhängendem Grasdach.

Der König erwartete den Gast in einem anderen, durch eine Zwischenwand von dem ersten abgetrennten Hofe, in dem sich auch seine Hütte befand, die sich durch nichts von den übrigen Hütten der Stadt unterschied. Muene Putu Kassongo sass vor der Thür seiner Hütte auf einem Leopardenfell, das auf dem Erdboden ausgebreitet war. Auch der König hielt zwei Eisenstäbe in der Hand und schlug sie zum Gruss aneinander. Der Gast nahm seinen Hut ab und setzte sich auf dem von ihm mitgebrachten Stuhl dem Fürsten gegenüber.

Von königlicher Pracht war da nichts zu schauen. Muene Putu Kassongo war mit einem einige Taschentücher messenden Hüftentuch von roter Farbe bekleidet, er trug auf dem Kopfe, dessen Haar kurz gehalten war, eine rote, gestrickte Mütze, um Hals, Arm und Fussgelenke unbedeutenden Zierat. Neben ihm lag ein Fliegenwedel von Ziegenbarthaar, eine europäische Schnupftabaksdose und eine kleine Kalebasse, in die er häufig hineinspie. Der König, einst ein kräftiger, lustiger Mann, war damals abgemagert und elend, denn sein Rachen war von einem krebsartigen Leiden befallen, das ihm viele Beschwerden bereitete.

Dieses schwere Leiden des Königs war für das Land höchst unglückbringend. Der früher kraftvolle, fröhliche, Glanz und Vergnügen liebende Herrscher war derweilen zum traurigelenden, missmutigen und grausamen Despoten geworden. Wie alle Eingeborenen Westafrikas in dem Glauben befangen sind, dass jede Krankheit

die Folge einer Verwünschung oder Behexung sei, suchte er jetzt mit Hilfe seiner Zauberdoktoren und Doktorinnen die Schuldigen, um sie dem Verderben zu überantworten. So fielen in der letzten Zeit in Mussumba jährlich an 50 Menschen diesem Argwohn zum Opfer. Seit der Krankheit des Königs hatten alle Festlichkeiten ein Ende gefunden, die Töne der Marimba waren verstummt, und eine Art eines nationalen Schwertertanzes durfte nicht mehr aufgeführt werden. Es lag eine dumpfe Stimmung über der Mussumba, denn niemand, weder Sklave noch freier Mann, wusste, ob er nicht morgen den Henkern überliefert würde.

Büttner war während seines kurzen Aufenthalts Zeuge einer solchen Hinrichtung:

Am Abend des 7. August 1885 ergriff man auf Befehl des Königs einen nichts ahnenden, vom Felde heimkehrenden Mann, unter der Beschuldigung, den König behext zu haben. Am anderen Morgen gesellte man dem Gefangenen einen Gefährten zu. Angeblich hatte jener seine Schuld gestanden und diesen als Mitschuldigen angegeben. Büttner ging am Vormittag, um die Leute anzusehen, und fand sie auf einem freien Platz der Stadt auf der Erde sitzend. Man hatte ihnen ein Palmseil um den Hals gebunden und den Kopf mit einigen grünen Blättern bedeckt. Um sie waren etwa 50 Menschen versammelt, zumeist Weiber und Kinder, die singend und lärmend jene umtanzten und sie dann meist unter Verwünschungen mit Sand und Asche bewarfen. Die kleineren Buben hatten hölzerne Stäbe, die sie aneinander schlugen, andere wieder Rasseln, die sie im Takt bewegten. Man schien die ganze Angelegenheit als ein Vergnügen aufzufassen; man rauchte, lachte, dann wieder stampfte man taktmässig mit den Füssen oder schnitt mit den grossen, scharfen, den Majakka eigentümlichen Messern den Angeschuldigten Haarbüschel von den Köpfen oder deutete ihnen lachend an, wie bei der Hinrichtung mit ihnen verfahren werden würde.

Die Leute schienen ganz gleichgiltig zu sein, und bald darauf fand die Hinrichtung statt. Man gab ihnen zu dem Zwecke Nkassa, die zu einem trockenen Pulver gestossene Rinde des Erythrophlaeum guineense. Es gilt als Beweis der Unschuld, wenn dieses Pulver wieder ausgebrochen wird — natürlich aber liegt es in der Hand

der Mörder, die Dosen so stark zu geben, dass das Gift seine Wirkung thut. Unter Gesang und Gelärm führte man die Leute, denn das Gift wirkt erst nach einer Weile, mehrfach unmittelbar an der Lumba Büttners vorüber. Der eine der Angeschuldigten war auf diesem Gange von drei oder vier weinenden Weibern, vielleicht seinen Frauen und Töchtern, begleitet. Als die Vergifteten dann mit krampfhaften Zuckungen niederstürzten, tötete man den einen mit Messerschlägen und -stichen und schnitt ihm den Kopf ab, den anderen aber — wohl zur Abwechselung — hängte man an einen Baum.

Drei Tage darauf spielte sich in der Mussumba des Muene Putu Kassongo eine andere Scene ab. Es war Abend, und Büttner wollte sich bereits zur Ruhe begeben; seine Leute lagen rauchend und plaudernd an ihren Feuern. Da erhob sich plötzlich draussen ein gewaltiger Lärm, Schüsse knallten, und über den Staketenzaun flogen Steine, Stöcke, selbst Feuerbrände in das Lager. War das nicht ein feindlicher Überfall? Man griff zu den Waffen; aber da kommt der Hauswirt und beruhigt den Gast; der Lärm bedeutet keinen feindlichen Angriff — Kiamwo sei eben fröhlich (vielleicht betrunken) in diesem Augenblicke, und da sei auch jeder Bewohner von Mussumba verpflichtet, sich mit zu freuen und dies durch einen möglichst lauten Lärm zu bekunden. Natürlich mussten sich die Gäste aus Höflichkeit mit freuen, und so knallten bald hundert Flinten, und die ganze Stadt war während einer Stunde in freudiger Aufregung, jeder schrie, lärmte, alle zur Verfügung stehenden Musikinstrumente ertönten, um bald wieder für lange zu verstummen; denn der König war krank.

Allerdings war das Werfen der Steine, Stöcke und Feuerbrände ein Racheausbruch gegen den Weissen von seiten desjenigen Teils der Bevölkerung, der ihm grollte, dass er in der Mussumba keinen Handel treiben wolle.

Auch die königlichen Frauen sind einem besonderen Zeremoniell unterworfen und bilden eine Plage der Stadt und der Reisenden. Muene Putu Kassongo besass deren fünfundneunzig; einige von ihnen waren grosse und prachtvoll gebaute Gestalten, andere so hell, dass man sie für Araberinnen hätte halten mögen, die grosse Mehrzahl aber war alt und hässlich. Wer nun eine dieser Frauen berührte,

dem liess der König den Kopf abhauen, und da dies in dem Gedränge des Lagers gar leicht möglich war, so wurde den Königsfrauen verboten, das Lager Büttners zu betreten, in dem sie sich zuerst nach Belieben aufhielten. Da aber die Damen neugierig waren und auch Tauschgeschäfte machen wollten, so gestaltete sich der Verkehr derselben mit Büttner ziemlich eigenartig: „Erschien eine königliche Taubenbringerin," schreibt der Reisende, „an der Thür meines Hofraumes, so liess sie den Weissen bitten, sich ebenfalls dorthin zu begeben, worauf sie ihrer kleinen sie begleitenden Sklavin die Taube, ich aber meinem Diener die Spiegelchen in die Hand gab. Zwischen den beiden dienenden Geistern fand über den Zaun hinweg der Austausch statt. So war vermieden, dass weder die Bringerin noch ich selbst, der ich als grosser König sofort auch jenes Gesetz für mich in Anspruch nahm, von unberufenen Händen berührt wurden; der Neugierde der Königsfrau war aber einigermassen Genüge gethan."

Es besteht im Lundareiche die Sitte, dass der König jedes Mädchen, das er zur Frau begehrt, rauben darf. Die Entführung geschieht in der Nacht durch einen königlichen Boten, sie ist allerdings nur symbolisch; denn die Eltern wissen darum. Der König darf jedoch später die also Geraubte nicht als Sklavin verkaufen.

Muene Putu Kassongo ist wohl längst seinem Leiden erlegen. Wie es einem Herrscher der Majakka ziemt, wurde er in das Grab von Hunderten zu dem Zwecke geschlachteter Sklaven und Sklavinnen begleitet — das Land atmete auf; aber auf wie lange, kann man mit Recht fragen.

Ein Beispiel dafür, wie volkreiche, ja blühende Distrikte unter der tollen Regierung eines solchen Fürsten in kurzer Zeit verwüstet werden können, liefert das Reich des Kasembe, das gleichfalls dem Muata Jamwo unterthan war. Dasselbe liegt in einer Niederung zwischen dem Moero und Bangweolosee.

Der Kasembe ist eine Art kleiner Muata Jamwo. „Als Livingstone vom Kasembe empfangen wurde, sass derselbe vor seiner Hütte auf viereckigem Sitze, dem Leoparden- und Löwenfelle untergelegt waren. Er war in weiss und blaues Baumwollzeug mit rotem Besatze so farbig gekleidet, dass es aussah, als trage er

eine Krinoline. An den Händen trug er Staucher, an den Füssen Gamaschen und auf dem Kopfe eine Mütze, alles mit farbigen und gefälligen Mustern gestickt; eine Krone mit gelben Federn überragte sein Haupt. Alle die Häuptlinge kamen im Schatten riesiger Sonnenschirme und setzten sich zu seiner Rechten und Linken, ebenso einige Musikbanden. Ein Scharfrichter mit breitem Lundaschwerte und einem scherenartigen Ohrenabzwicker auf dem Rücken war ebenfalls gegenwärtig, und nicht minder ein 1,14 m hoher Zwerg und Hofnarr von unbestimmter nördlicher Abstammung. Ein ohrenloser Rat trug der Reisenden Thaten und Wünsche vor, nach deren Entfernung Kasembe sich mit Würde entfernte, um die Geschenke anzusehen, wobei zwei Pagen seine Schleppe trugen. Zahlreiche Höflinge gingen ohne Ohren und Hände, Zeugnisse der Launen dieses Herrschers, der doch zu dieser Zeit so ohnmächtig war, dass die Araber sich vor und mit ihm über seine eigene Schwäche lustig machten. Die Grausamkeiten dieses Kasembe, welcher Anfang der sechziger Jahre an die Regierung gekommen war, hatten es dahin gebracht, dass sein einst dicht bevölkertes Land in wenigen Jahren sehr menschenleer geworden war.“*)

Auch der Kasembe wechselt beim Regierungsantritt seine Kipanga, bleibt aber gleichfalls in einer und derselben Gegend, so dass seine Mussumba einige Quadratkilometer bedeckt — dünn zerstreute Hütten, die kaum 1000 Menschen Obdach gewähren —, in der Mitte der Palast des Herrschers, an dessen Thorpfosten Menschenschädel den Wanderer grüssen.

*) Ratzel, Völkerkunde.

Im Lande der Freundschaft.

Die Mussumba Muata Jamwos, wie sie Pogge geschildert hatte, lenkte die Aufmerksamkeit Europas auf jenes Gebiet. Die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland beschloss, dort eine Station anzulegen, von welcher aus weitere Forschungszüge in die unbekannten Teile Afrikas unternommen werden sollten. Mit der Ausführung dieser Aufgabe wurde Pogge betraut, und als Gefährte wurde ihm Wissmann beigegeben, damals ein Neuling auf Afrikas Boden, der den Kontinent aber betrat, um ihn sofort zu durchqueren.

Auf dem Wege nach der Mussumba Muata Jamwos erhielten nun die Forscher Nachrichten, welche sie veranlassten, den ursprünglichen Plan abzuändern. In Malange trafen sie mit Dr. Buchner zusammen, der gerade von Muata Jamwo zurückkehrte. Der Despot wütete mehr denn je; die Lukokescha, welche dem Einfluss der Weissen günstig gesinnt war und ihnen die Wege in der Mussumba ebnete, war vergiftet worden, und es war vor allem klar, dass Muata Jamwo die Absicht hatte, seine Mussumba zum End- und Ausgangspunkt des zentralafrikanischen Handels zu machen, oder mit anderen Worten gesagt: alle Handelskarawanen, die aus dem Inneren kamen, sollten in seiner Mussumba Halt machen und dort die Waren verkaufen, und ebenso sollte kein von der Küste kommender Händler über Mussumba ins Innere vordringen. Für Forschungsreisende waren das trübe Aussichten, um so mehr, als die Mittel, mit denen Pogge und Wissmann ausgerüstet waren, keineswegs hinreichten, um die verstärkte Habgier eines Muata Jamwo zu befriedigen, und weil ihnen dann das traurige Los bevorstand, in Mussumba festgelegt zu werden, wie das Buchner erleben musste.

Da erhielten sie höchst interessante und verlockende Nachrichten aus dem Norden. Jenseit des Kassai sollte ein schönes Land liegen, in welches seit einigen Jahren die Händler der verschmitzten Negerstämme Kioque und Bangala eingedrungen waren — Lubuku, d. h. das Land der Freundschaft, welches von den Baschilange, einem Zweige des grossen Stammes der Baluba, bewohnt wurde. Die schwarzen Händler konnten die Zugänglichkeit der Eingeborenen nicht genug rühmen. Ein Awiado, schwarzer Zwischenhändler von der Küste, war seit einigen Monaten aus jenem gelobten Lande zurückgekehrt und hatte die Erzählungen der Kioque bestätigt. Dort bot sich Pogge und Wissmann anscheinend ein viel günstigeres Thätigkeitsfeld, und so beschlossen sie, sich nach dem unbekannten Norden zu wenden. Lubuku war die Parole, welche den Trägern der Karawane mitgegeben wurde. Im Lundareiche, durch dessen Grenzfürstentümer man ziehen musste, herrschten Unruhen, der eine Häuptling bekriegte den anderen; die Karawane zog auf der Strasse, auf welcher schon kurz vorher der Reisende Schütt vorzudringen versucht hatte. Damals hatten ihm einige der Häuptlinge den Durchmarsch durch ihr Gebiet verwehrt; Schütt hatte umkehren müssen; nun waren zwei dieser Häuptlinge gestorben, und das abergläubische Volk schrieb ihren Tod der aus der Ferne wirkenden Zauberkraft der weissen Reisenden zu. Diesmal hatte dieser Aberglaube auch seine gute Seite; er ebnete der Karawane die Wege; man wagte nicht im Ernst, Pogge und Wissmann aufzuhalten.

So kamen sie bis an den Kassai, den grossen Nebenstrom des Kongo; am jenseitigen Ufer erstreckten sich die unbekannten Gebiete der Balubastämme, zunächst das der Tuschilange und unmittelbar hinter demselben am Luluaflusse das Reich Lubuku, bewohnt von den Baschilange. Die Reisenden überschritten den Strom. Ein glücklicher Zufall wollte es, dass gerade zu jener Zeit einer der mächtigsten Häuptlinge der Baschilange in Handelsgeschäften am Kassai weilte und die Europäer besuchte. Es war dies Tschingenge, ein schlanker Mann mit intelligenten Zügen, glatt geschorenem Haupte und feiner Tättowierung im Gesicht und auf der Brust. Er näherte sich den Weissen ehrfurchtsvoll und bescheiden. Ein weisses Hemd, schon sehr gebrauchte Unterhosen und Morgenschuhe

war seine fürstliche Kleidung. Sein Staunen gab sich in zurückhaltender, anständiger Weise kund. Keine wilde, unstäte Bewegung, kein lauter Ton liess ihn aus seiner mit drolliger Grandezza durchgeführten Rolle des grossen Mannes fallen; er brannte natürlich darauf, die Männer aus Mputu (Europa) nach seiner Hauptstadt zu geleiten.

So erschien er am verabredeten Tage mit seinem Gefolge, um sich der Karawane Pogges und Wissmanns anzuschliessen.

„Voran raste ein eine Phantasiefahne schwingender Mann, den Namen und die Grösse seines Häuptlings preisend. Dann folgte langsam ein dichter Knäuel von etwa 100 Menschen, viele mit Gewehren bewaffnet, die sie emporhielten, indem sie dabei eine eintönige Melodie sangen. Ab und zu sprang ein Krieger aus der Masse hervor, feuerte sein Gewehr in den Boden ab und verschwand wieder ladend in dem Knäuel. Inmitten des Lagers angekommen, öffnete sich der Haufen zu einem Halbkreis, in dessen Mitte Tschingenge auf einem Holzkasten reitend, die Füsse auf die Schenkel von ihn umlagernden Weibern gestellt, sichtbar wurde, in jeder Hand einen mit Klingeln behängten Fliegenwedel haltend, den er gravitätisch hin und her schwang. Eine mächtige Trommel intonierte in prachtvoll tiefem Bass, und helles Geheul der Krieger beschloss die Besuchszeremonie."

Der Dolmetscher der Weissen hielt eine Rede an die Baschilange, die mit lautem Jubel aufgenommen wurde, und die fremdartigen, hageren Gestalten schickten sich an, zur Feier des Tages ihr nationales Riamba-Fest zu begehen, Hanf zu rauchen. Rings um ihren Häuptling liessen sich die kahlköpfigen, tättowierten Bursche nieder und begannen ihre Pfeifen anzuzünden. Bald hüllte grauer, süsslich übelriechender Qualm die wunderliche Gruppe ein, aus der krampfhaftes Husten und Prusten, oder durch die narkotisierende Wirkung des Hanfes eingegebene Inspirationen über Freundschaft mit dem weissen Manne erschallten. Vier gut gestimmte Trommeln fielen ein, und die Versammlung erhob eine aus sieben Tönen zusammengesetzte, sich stets wiederholende Melodie. Pfeifen, Klappern, Rasseln, die langgezogenen Töne der Elfenbeinhörner mischten sich mit dem Gesang — ein Getöse, ein Höllenlärm betäubte das Ohr, während diejenigen, bei denen der Hanf

bereits einen Rausch erzeugt hatte, in wilden Sprüngen mit stieren Blicken den Riambatanz begannen.

Ja, es war ein neuer origineller Stamm, dem sich im Jahre 1880 zum ersten Male europäische Reisende näherten; ein Stamm, der später als Bundesgenosse Wissmanns auf dessen Forschungszügen durch Afrika sich auch den Dank der geographischen Wissenschaft verdient hat. Ein Stamm, der für uns auch darum von Interesse sein muss, weil in seinem Lande vier Jahre später deutsche Offiziere die Luluaburg errichteten, eine Burg der Zivilisation, die an den südlichen Marken des Kongostaates noch heute blüht und gedeiht.

* * *

Das Land, welches wir betreten, ist eigenartig beschaffen; wir haben schon die eintönige westafrikanische Küstenlandschaft verlassen. Wenn wir uns in die Lüfte schwingen und dieses Land aus der Vogelschau betrachten könnten, so würde es uns wohl wie eine tief geäderte Marmorplatte erscheinen. Ähnlich bunt ist hier das Land von Bächen durchfurcht, welche, meistens in breiten, kesselartigen Schluchten entspringend, in breiten, 25 bis 50 m tiefen Rinnsalen nach den verschiedensten Richtungen ihren Lauf nehmen und überall die Campine (Grassavanne) in kleinere oder grössere Plateaus teilen. Die Breite dieser schluchtartigen Wasserläufe wechselt zwischen 60 und einigen hundert Metern und mehr. Sie sind fast ausnahmslos mit üppigem tropischen Urwald bewachsen, dem hohen, mit Lianen und dichten Büschen fast undurchdringlich verwobenen Urwald. Die Bäche, meistens über weisssandige und kiesige oder mit Felsblöcken bedeckte Betten fliessend und mit dichten Laubdächern überwölbt, liefern fast ausnahmslos ein gesundes, klares und frisches Trinkwasser und trocknen nicht aus; ihr unbedeutender Wasserstand, in den Oberläufen von einigen Zentimetern bis zwei Metern, bleibt vielmehr zu allen Jahreszeiten ziemlich derselbe. Auf der Campine findet man die der westafrikanischen Savanne eigentümlichen Bäume und Sträucher. Hässliche, schattenlose Hochwälder, grössere Sand- und sumpfige Wiesenstrecken giebt es hier nicht.

Die Bestellung des Bodens ist leicht, so dass die Eingeborenen

infolgedessen eine reine Brachwirtschaft betreiben und jedes Jahr neue Urbarmachungen für ihre Plantagen vornehmen. Die Weiber, welche allein Feldarbeiten besorgen, hacken das Gras nieder, hauen gleichzeitig einige Büsche ab und verbrennen demnächst das vertrocknete Gras und Reisig oder tragen es von der Pflanzung. Der Boden wird alsdann flach gehackt und mit Bohnen bepflanzt, die rasch und üppig die Scholle beranken und nach ungefähr $3\frac{1}{2}$ bis 4 Monaten die Ernte geben. Nach Einheimsung der Schoten werden die trockenen Ranken verbrannt, der Boden wieder gehackt und mit Hirse besät. Ist diese bereits etwas gewachsen, so beginnt die Pflanzung des Manioks durch Stecklinge zwischen die Hirse. Derselbe liefert nach $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahren die ersten vollen Erträge. Dies ist die regelmässige Fruchtfolge der Negeragrikultur. Ausserdem werden aber noch viele andere Gemüse und Nutzpflanzen angebaut, wie Tabak, Hanf, Baumwolle u. s. w.

Da ein reichlicher Regenfall zur Regenzeit in diesen Gebieten niemals fehlt, so sind die Ernten ganz gesichert. „Welche enorme Kulturen würde ein europäischer Pflanzer hier vornehmen können!“ ruft der sachverständige Pogge aus. „Mit wie geringen Arbeitskräften und mit wieviel Aussicht auf sicheren Erfolg im Vergleich mit solchen in Europa, speziell Norddeutschland! Welche Arbeitskräfte erfordert in Deutschland die Urbarmachung von gutem Boden, und welchen verderblichen Wettereinflüssen (Regen und Dürren, Sturm, Schnee und Hagel) sind die Saatfelder dort ausgesetzt!“

So ist Lubuku in der That ein gesegnetes Land; seine Wälder bergen viele Nutzhölzer und auch die Gummiliane (Landolphia). Nur die Tierwelt ist spärlich vertreten; grössere jagdbare Säugetiere findet man selten, und der Elefant ist schon fast gänzlich ausgerottet, obwohl die Feuergewehre erst seit 20 Jahren eingeführt sind.

In dieses Land ergoss sich nun in alten Zeiten eine Völkerwoge, wie wir schon viele ähnliche in Afrika kennen gelernt haben. Der erobernde Stamm waren hier die Baluba, wilde, rohe Gesellen. Der erste Häuptling der Baluba, der in das Land eindrang, war Kapuku-Muluba, ein Sohn Kassongos, des mächtigen Mulubakönigs, auf den auch Kanjika, Kassenge, Kassembe und Kassongo, der erste Muata Jamwo des Lundareiches, ihre Abstammung

zurückführen. Aus der Vermischung der Baluba mit den ursprünglich hier sesshaften Stämmen der Baschilange und Bateke entstanden die jetzt lebenden Stämme.

Die Baluba hatten zwar nach und nach den Kannibalismus, dem sie früher frönten, aufgegeben, aber sie lebten in starken Fehden untereinander und hielten ihr Land allen Fremden streng verschlossen. Da wurde von Osten her der Riambakultus (Hanfkultus) in Lubuku eingeführt; er bildet einen völligen Gegensatz zu den rohen Lehren des Fetischismus in Afrika; unter der narkotisierenden Wirkung des Hanfes wurden sonderbarerweise friedliche Gesetze und Einrichtungen im Lande eingeführt. Dieser Kultus gewann immer mehr an Ausbreitung, als sich etwa um das Jahr 1870 folgendes zutrug.

In Lubuku regierte damals Kalamba-Mukenge, ein junger Mann, der noch ein unbedeutender Häuptling war.

Eines Tages begab sich nun Mukenge mit Pfeil und Bogen auf einen Jagdzug nach Westen. Damals waren noch Elefanten häufiger, da die Eingeborenen Feuergewehre nicht kannten. Als Mukenge in den Wäldern am Kassai dem Wild nachstellte, hörte er plötzlich den ihm noch unbekannten Knall eines Gewehres; er schlich nach der Richtung hin und konnte bald aus dem Verstecke beobachten, wie ein Negerhäuptling einen bereits verwundeten Elefanten durch einen Schuss niederstreckte. Mukenge konnte sich kaum vor Erstaunen fassen, als er die Wirkung des Feuerrohrs sah. Der Jäger aber, ein schlauer Kioquehäuptling, gab sich für einen mächtigen Zauberer aus und erzählte Wunderdinge von der Macht seines rotbemalten Steinschlossgewehres. Der Zauberer wurde nun in das Dorf Mukenges gebracht und hier mit allen Ehren empfangen. Man schloss mit ihm einen Freundschaftsbund, und Mukenge nahm den bei den Kioque üblichen Königstitel Kalamba an. Seine Hauptaufgabe war nun, die Macht seines kleinen Staates zu stärken, was natürlich nur durch Anschaffung von Gewehren und Pulver geschehen konnte. Mukenge verbot darum seinen Unterthanen, Pfeil und Bogen zu tragen. Jeder sollte ein Gewehr sich anschaffen, und wenn der Mann kein Elfenbein hatte, um es zu kaufen, so musste er den von den Kioque geforderten Preis in Menschen, seinen eigenen Frauen und Töchtern zahlen.

Nachdem einmal der Bann gebrochen war, kamen ausser den Kioque noch die Bangala als Händler ins Land, zuletzt auch Karawanen von der Küste. Kalamba-Mukenge wurde reich und mächtig, und sein Ansehen unter den Baschilange wuchs ungemein rasch.

Das Volk der Baschilange wurde von einzelnen Häuptlingen beherrscht, deren Zahl eine sehr beträchtliche war. Ein eigentliches gesetzmässiges Oberhaupt, wie z. B. im Lundareiche, hatte es nicht gegeben. Es war wohl Sitte, dass der jüngere Häuptling dem älteren Tribut zahlen musste, aber diese Sitte wurde selten beobachtet. Entscheidend waren die Machtverhältnisse. Fühlte sich einer der Häuptlinge stärker als sein Nachbar, so kam er zu diesem und nötigte ihn, Tribut zu entrichten. Erstarkte aber ein Tributzahler und wurde mächtiger als sein bisheriger Lehnsherr, so trug er kein Bedenken, diesem den Gehorsam zu kündigen, ja von ihm Tribut zu fordern. Auf diese Weise wechselten stets die Machtverhältnisse.

Mukenges Handelsverbindung, sowie der grosse Besitz an Feuerwaffen machten es ihm leicht, viele kleine Häuptlinge sich tributär zu machen, und so wurde er in kurzer Zeit zum angesehensten Häuptling der Baschilange, dem nur sein Bruder Tschingenge einigermassen an Macht gleich kam.

Mukenge fand aber noch ein anderes Mittel, durch welches er seinem neugegründeten Reiche einen festeren Kitt gab. Er wurde zum Apostel des Riambakultus und erhob denselben zur Staatsreligion, worin er von seinem geistig hochstehenden Bruder nach Kräften unterstützt wurde. Die Anhänger der neuen Religion nannten sich Bena-Riamba, d. h. Söhne des Hanfs.

Das Hanfrauchen ist ihnen zur Pflicht gemacht. Alle Feste werden mit Riambarauchen gefeiert, bei der Riambapfeife, die gewöhnlich aus einem grossen Flaschenkürbis angefertigt ist und nicht selten 1 m im Umfang misst, werden Freundschaftsbündnisse geschlossen und die wichtigsten Geschäfte erledigt. Hat jemand sich eines Vergehens schuldig gemacht, so wird er zu einer bestimmten Anzahl Pfeifen Hanf verurteilt, die er unter Aufsicht bis zur Bewusstlosigkeit rauchen muss.

Die Riambapfeife begleitet den Mann auf Reisen und in den Krieg. Ist er ermüdet, abgespannt und hungrig, so genügen einige

Züge aus derselben, um ihn zu erneuter Thätigkeit anzufachen. An jedem Abend vereinigen sich die Männer auf der Kiota, dem Hauptplatze inmitten der Ortschaft, um Hanf zu rauchen, und auch die Stille der Nacht wird gewöhnlich von den krampfartigen Hustenanfällen eifriger Riambaraucher unangenehm unterbrochen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass dieses Hanfrauchen entschieden verwerflich ist; der indische Hanf enthält ein starkes Narkotikum, welches in dem verweichlichten Orient als Haschisch missbraucht wird. Es erzeugt einen eigenartigen Rausch, in welchem gute oder schlechte Traumbilder, je nach der Stimmung des Berauschten und der Art der äusseren Eindrücke, entstehen; im Haschischrausch kann man die Freuden des Paradieses geniessen oder Höllenqualen leiden. Aber der häufige Genuss dieses Narkotikums, gleichviel, in welcher Form es genossen wird, untergräbt schliesslich die Gesundheit, ruiniert das Nervensystem; das Hanfrauchen insbesondere schädigt aber die Lungen. Man sieht diese Folgen schon deutlich unter den Bena-Riamba von Lubuku; viele von ihnen gehen an Lungenkrankheiten zu Grunde, das Volk ist auch sichtbar körperlich heruntergekommen, namentlich sind die Männer, die besonders der Riambapfeife huldigen, auffallend schwächer als die Frauen.

Mit dem Einführen des Riambakultus wurden aber noch andere höchst wunderbare Einflüsse geltend, die man als gute bezeichnen muss. Die neue Religion war entschieden eine mildere, als der alte Fetischismus; aus ihren leider bis jetzt nicht völlig aufgeklärten Lehren leuchtet eine höhere Moral hervor, die auch auf den blutigen Strafkodex afrikanischer Völker in Lubuku zurückwirkte.

Während wir in den anderen Staaten der farbigen Rasse die Todesstrafe selbst gegen die geringsten Vergehen angewandt sehen, wird sie in Lubuku nur gegen ein einziges Verbrechen, gegen Mord, verhängt. Sie wird alsdann durch Verbrennung vollzogen. Der Verurteilte wird in sein Haus gesperrt, dieses mit trockenen Gräsern vollgepfropft und dann angezündet. Alles lagert sich umher im Kreise, raucht Hanf und schreit, man sagt, um die im Todeskampfe ausgestossenen Klagerufe des Verurteilten zu übertönen: „O Mama, o Tatu (ach Mutter, ach Vater), warum hast du getötet, siehe, jetzt musst auch du sterben!“ Aber wie die Gesetzgeber der zivilisierten

Welt wissen die Bena-Riamba auch zwischen Mord und Totschlag zu unterscheiden und lassen den letzteren, wie dies im Anfang des Mittelalters noch in Europa üblich war, durch Zahlung einer Busse sühnen. Zumeist muss der Schuldige an die Verwandten des Erschlagenen einen Sklaven geben. Das Trinken des Giftes, um ein Gottesurteil herbeizuführen, ist unter den Bena-Riamba verboten, an Stelle dieser finsteren, so viele Menschenleben fordernden Sitte ist das Riambarauchen getreten.

Überhaupt wendet sich der Riambakultus mit aller Entschiedenheit gegen den Fetischismus. Als Kalamba-Mukenge ihn zur Staatsreligion erhob, liess er die alten Fetische zerstören und öffentlich verbrennen, an ihre Stelle trat die Riamba als Universalzauber- und Schutzmittel gegen alle Unbilden und als ein geheiligtes Symbol des Friedens und der Herrschaft.

Und in der That wurden die früher zügellosen Baschilange unter dem Einfluss des Hanfes gesitteter. Rechtliche Grenzen zwischen Mein und Dein wurden gezogen, fremde Händler sollten in Lubuku, wie jetzt das Reich genannt wurde, frei und ungehindert verkehren dürfen. Der alte heidnische Gruss: „Wie hast du geschlafen?" wurde aufgehoben und dafür „Moio!" (Gesundheit) gesetzt, mit dem sich die Bena-Riamba anreden. Bedeutsam ist die Satzung, man solle kein Blut vergiessen, welche von dem Kalamba dahin ausgelegt wurde, dass er seinen Bena-Riamba verbot, Haustiere zu halten, da ja diese geschlachtet würden, durch welche Verordnung er allerdings den Viehstand seines Volkes ruinierte.

Die Bena-Riamba glauben an ein höheres Wesen, an einen guten Geist, den sie Fidi-Mukullu nennen (Mukullu bedeutet alt; die Bedeutung von Fidi lässt sich nicht erklären), und der ihre Geschicke bestimmt; ausserdem aber auch an einen bösen Geist Koëmbe. Fidi-Mukullu belohnt auch die Guten und straft die Bösen nach dem Tode. Die Guten dürfen, sobald sie gestorben sind, gleich als hervorragende Persönlichkeiten oder gar Häuptlinge auf die Erde zurückkehren, während die Bösen erst von Fidi-Mukullu Strafen erhalten, ehe sie dem Leben auf der Erde wiedergegeben werden; denn mit dem Riambakultus ist bei den Baschilange auch der Glauben an eine Art Seelenwanderung eingezogen.

So pflegen sie auch einen Verkehr mit den Geistern der Abgeschiedenen. Wissmann belauschte einmal eine solche Zwiesprach des Häuptlings Tschingenge mit dessen verstorbenen Eltern.

Er stand vor einem kleinen Erdaufwurfe hinter seinem Hause mit seinem Lieblingsweib und seinen Kindern. Aus Thon gemachte Tiergestalten, die im Boden vergraben lagen, hatten seine Eltern hier zu vertreten, denn beide lagen weit von hier begraben. Mit vernehmlich lauter Stimme sprach er, das Gesicht zu Boden gewendet, die Geister an: „Seht ihr jetzt, dass ich Recht hatte, als ich euch vertrieb und viele eurer Anhänger töten liess? Ihr rietet mir, bei euren alten, schlechten, wilden Sitten zu verharren, die schönen Sachen und das mächtig machende Gewehr, was alles von den Weissen kommt, nicht anzunehmen, und die Kioque, die uns solche brachten, zu bekriegen. Hier steht er neben mir, der weisse Mann mit langem, schlichtem Haar, und ist mein Freund. Mein Wunsch ist ganz erfüllt, ich bin gekleidet wie der Weisse, und ich bin mächtig durch das Gewehr und das Pulver. Der Weisse ist ein guter Mann, er füttert alle meine Söhne mit dem Fleisch des Flusspferdes und hat mich gesund gemacht, als Mukenge mich verzaubert hatte,*) und wenn ihr nun am Leben wäret, würde er auch an euch so handeln! Ich will euch etwas Fleisch von den Geschenken des Weissen geben und euch zutrinken!“ Er legte hierbei einige, nebenbei gesagt, die schlechtesten Stücke des Fleisches, fast nur Knochen, auf den Erdaufwurf und schüttete einen Becher Hirsebier darüber.

Ein Teil des alten Aberglaubens ist bei den Bena-Riamba doch erhalten geblieben: wenn auch Kalamba-Mukenge ausser der Riamba keine Fetische besitzt, so fürchtet er doch diejenigen, die sich in Händen seiner Feinde befinden, und sucht, wenn er den Feind besiegt hat, sich derselben zu bemächtigen, um sie zu vernichten.

Jeder neue Glaube ist fanatisch; und Fanatiker sind auch die Bena-Riamba, sie suchen ihren Kultus zu verbreiten durch Überredung sowohl wie durch Waffengewalt.

Der Besiegte oder Neubekehrte muss zunächst seine Fetische

---

*) Dies bezieht sich auf die Heilung eines Fieberanfalls.

herausrücken, damit sie verbrannt werden, alsdann wird ihm der Kopt rasiert, und er muss seine Sünden beichten, wofür ihm zur Strafe ein Pfefferaufguss in die Augenwinkel geträufelt wird.

Einer ähnlichen Prozedur müssen sich auch nach Mitteilungen Pogges fremde Karawanen oder unbotmässige Häuptlinge in Lubuku unterwerfen.

Bei dem ersten Empfange kleinerer Häuptlinge und ihres Gefolges herrscht nämlich am Hofe Mukenges für gewöhnlich folgendes Zeremoniell. Wenn eine Tributkarawane ankommt, begiebt sie sich zuvörderst nach dem Marktplatze des Ortes, der Kiota, bringt dort die Nacht im Freien zu und begiebt sich am nächsten Morgen in corpore, Männer und Weiber, mit Zurücklassung ihrer Bekleidung, in puris naturalibus nach einem etwa 400 m östlich vom Dorfe fliessenden Bache und nimmt dort ein gemeinsames Bad. Am zweiten Morgen, nachdem die zweite Nacht ebenfalls im Freien auf der Kiota zugebracht worden ist, wallfahrtet die ganze Gesellschaft in demselben Aufzuge nach einem ungefähr 250 m südlich vom Orte gelegenen Bache, reinigt sich zum zweiten Male durch ein Bad und begiebt sich alsdann vor Kalambas Wohnung, wo die ganze Schar Posto nimmt und zwar in zwei Gruppen geteilt, die Männer und Weiber für sich. Soll die Handlung besonders feierlich vorgenommen werden, so erscheint Kalamba selbst, nimmt auf einem kleinen Schemel Platz und bemalt mit einem Stück weissen Thon (hier Lupemeba genannt) den vorderen Oberkörper einer jeden dieser durchaus paradiesisch ihre Huldigungen darbringenden Gestalten.

Nach Beendigung dieser Beschmierungskur gehen alle wieder auf den Marktplatz, bekleiden sich dort und kehren einzeln oder zusammen wieder zu Kalamba zurück, und er beginnt die gefürchtete Pfefferkur, indem durch die offene Spitze einer kleinen Blättertüte der ausgequetschte Saft von Pfeffer in beide Augen getröpfelt wird. Während dieser Prozedur hat der Täufling eine Art von Beichte abzulegen und hat auf alle möglichen Fragen zu antworten, auch Gelübde zu thun; z. B.: „Hast du schon gestohlen? Einen Menschen getötet? Besitzt du Fetische? Willst du ein gehorsamer Sohn sein?“ u. s. w. Hiermit ist die Zeremonie beendet. Diesem Empfangsverfahren sind jedoch nur diejenigen Unter-

thanen Mukenges unterworfen, die ihren Kalamba zum ersten Male besuchen oder die ihm ungehorsam waren.

Dass die Pfefferprobe oft eine lästige und lange dauernde Bindehautentzündung zur Folge hat, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Sie ist eine Erfindung einer Schwester Mukenges, der Sangula-Meta, die eine der eifrigsten Prophetinnen des Riambakultus ist. Wenn Pogge ihr darüber Vorstellungen machte, so erwiderte sie kurz und bündig, von dieser Pfefferprobe sei noch niemand gestorben. Einige Grausamkeit hängt dem Negercharakter immer an.

Die Bena-Riamba sind besser als viele, ja die meisten der Negerstämme; aber sie haben, wie alle Menschen, auch ihre Fehler. Die Sittlichkeit steht bei ihnen sehr tief. Lubuku, d. h. Freundschaft, heisst ihr Land, weil hier die Frauen mit den Fremden dieselben Freundschaften schliessen, die wir bereits im Lundareiche kennen gelernt haben. Die Bena-Riamba führen ein glückliches Familienleben, aber da sie wenig Elfenbein haben, da der Kautschuk seltener geworden ist und auch dessen Bereitung einige Mühe erfordert, so betrachten sie ihre Frauen und Kinder als Wertsachen und Tauschobjekte. Ein ausgewachsenes Mädchen kostete hier zu Pogges Zeiten eine Muskete (Preis einer Muskete 4500 Reis = 20 Mark) oder 20 m Kaliko; ein Kind von 8 bis 10 Jahren ein Fass Pulver oder 12 m Kaliko. Fast jeder Träger, der nach Lubuku kommt, nimmt sich von hier eine Sklavin mit — dies sind die Folgen des schlimmen Einflusses der Kioque und Bangala, welche einen schwunghaften Sklavenhandel betreiben und zur Entvölkerung des Landes beitragen.

Die Begründung der Macht Kalamba-Mukenges konnte jedoch ohne innere Kämpfe nicht stattfinden. Es gab eine starke Gegenpartei im Lande, und diese beschuldigte den Herrscher und seine Schwester Meta und seinen Bruder Dibue Tussele förmlich der Apostasie. Sie sollten den Tod eines Mannes durch Fetischzauber herbeigeführt haben, und man zwang die beiden letzteren, Riamba zu rauchen. Bald darauf stürzten Meta und Dibue Tussele betäubt zu Boden, was als ein Zeichen ihrer Schuld angesehen wurde. Die aufgeregte Menge fiel über sie mit Messern her und wandte sich dann auch gegen Kalamba. Zufällig waren gerade viele

Bangalaleute im Dorfe, welche mit Waffen in der Hand für Kalamba-Mukenge eintraten und ihn retteten. Die Aufrührer flohen auf die andere Seite des Lulua, wo sie so lange blieben, bis sie von Mukenge eine Amnestie erhielten. Die Schwester Kalambas, Meta, war scheintot auf dem Platze geblieben, und als dieser von Menschen leer war, erwachte sie aus ihrer Ohnmacht und rettete sich in das Haus eines befreundeten Häuptlings; seit jener Zeit erhielt sie den Beinamen Sangula, da ein Totkranker, der unerwarteterweise wieder gesund ward, ku sangula genannt wird, oder auch ausführlicher Sangula baka musangula kudi Baschangi, d. h. „die wieder zum Leben Erstandene wurde wieder belebt durch die Baschangi (Geister)".

Sangula-Meta, die Hohepriesterin des Riambakultus, war in Lubuku eine Art Lukokescha. Ihr geschwisterliches Verhältnis zu Mukenge war ein wahrhaft rührend anhängliches. Das Gefühl der Furcht war ihr fremd, und sie trat oft mit einem Büschel grünen Hanfes in der Hand unbewaffnet den Feinden entgegen, um eine drohende Anrede zu halten. Schien diese keinen Eindruck zu machen, so suchte sie durch heftige Gesten und plötzliches Ablegen ihres einzigen Hüfttuches dem Gegner ihre Verachtung zu zeigen und ihre Krieger zum Kampfe anzufeuern. Auf alle Entschliessungen ihres Bruders, auf die äussere und innere Politik übte Sangula-Meta den mächtigsten Einfluss aus; ohne sie wurde kein Beschluss gefasst.

Sangula-Meta pflegte auch Rundreisen in Lubuku zu unternehmen, um für Kalamba Mulambo, d. h. Tribut, zu erpressen. Auf einer solchen Reise begleitete sie auch der Reisende Pogge, der in seinen Tagebüchern interessante Notizen darüber verzeichnet hat.

Im Dorfe Kamoschi mit einer sehr zuthulichen Bevölkerung brachte der Soba (Häuptling) für Meta ein Mädchen mit einem kleinen Kind als Geschenk, obwohl deren Verwandte sich widersetzten. Meta war damit nicht zufrieden; sie wies das Geschenk unter der Behauptung zurück, dass das Mädchen zu hässlich sei, und drohte dem Soba, dass Kalamba, ihr Bruder, mit bewaffneter Macht kommen würde, wenn er nicht mehr geben würde.

Der Soba blieb hart, und die Erledigung der Frage musste

bis zur Rückkehr auf der Reise verschoben werden. Nach Kamoschi zurückgekehrt, machte nun Meta mit ihrem Gefolge in der Nacht so viel Lärm mit den Trommeln und mit Gesang, dass es selbst dem Soba zu viel wurde, und er sie bitten liess, endlich still zu sein, damit seine Leute schlafen könnten! Sie liess ihm aber antworten, dass dies die Strafe dafür sei, dass er keinen ordentlichen Tribut zahlen wolle, und lärmte und tobte mit ihren Leuten den ganzen Morgen hindurch bis zum Sonnenaufgang.

Meta hatte nun inzwischen von dem Soba zwei Knaben und zwei Hühner als Mulambo erhalten. Am Morgen des nächsten Tages erschien sie nun in vollständigem Evakostüm vor ihrem Haus und drohte, dass, wenn die beiden Knaben nicht gegen einen Elfenbeinzahn umgetauscht werden würden, das ganze Dorf zur Strafe krank werden solle. Aber der hartnäckige Soba gab nichts weiter her, obwohl er beteuerte, dass es ihm eine grosse Ehre gewesen sei, den weissen Mann in seinem Dorfe gehabt zu haben und ihn und den Reitochsen seinen Frauen und seinen Kindern, die so etwas noch nie gesehen hätten, zeigen zu können. In anderen Dörfern wiederholten sich dieselben Scenen.

Sangula-Meta war eine energische Person, und ihre Energie brachte auch den deutschen Forschungsreisenden Nutzen; denn als auf dem Zuge nach Njangwe die entmutigten Baluba erklärten, dass Weitergehen Wahnsinn sei, blieb Sangula-Meta allein standhaft und erklärte: „Ich bleibe bei Kassongo und Kabassu,*) mögen unsre Söhne daheim sagen, unsre Männer sind Memmen, sie haben die Baschangi ihrer Brüder verlassen, mich sollen sie nicht beschimpfen.“

Wissmann bemerkt hierzu: „Welch ein Weib, eine Negerin, woher der Mut, woher diese hohen Worte?!“

Darum wird auch dieser seltsamen Hohepriesterin des Riambakultus in der Geschichte der Afrikaforschung ein dankbares Andenken bewahrt.

---

*) Die Erklärung dieser Beinamen Pogges und Wissmanns wird weiter unten gegeben werden.

* * *

Zu diesem eigenartigen Volke führte nun Häuptling Tschingenge die deutsche Expedition. Bald aber trennten sich Wissmann und Pogge; der letztere zog in die Residenz Mukenges, der erstere in die Tschingenges, da sich die Reisenden, bevor sie an die Gründung einer Station gingen, zuerst überzeugen wollten, welcher von den beiden rivalisierenden Häuptlingen der eigentliche Herr des Landes sei. Die Erfahrung zeigte, dass dies entschieden Kalamba-Mukenge sei, und diesem schlossen sich die Deutschen an.

Aber ein sonderbarer Empfang stand hier den Europäern bevor. Sie wurden ähnlich begrüsst, wie Cortez bei Montezuma oder die Spanier Pizarros bei den Altperuanern. Vor einigen Jahren war der Vorgänger Mukenges Kassongo mit den Kioquehändlern nach Westen gezogen und dort gestorben und zu gleicher Zeit der Vorgänger Tschingenges, Namens Kabassu-Babu, im Westen auf der Jagd von einem angeschossenen Büffel getötet worden. Nun kamen zwei mächtige fremde Häuptlinge vom Westen in das Land, und der eine ging zu Mukenge, der andere zu Tschingenge. Wunderbare Thatsachen! Um sie zu erklären, half sich das Volk der Baschilange mit der Seelenwanderung und erdachte sich eine Fabel. Die ehemaligen Häuptlinge waren der Meinung der Baschilange nach in das Geisterwasser, in das Meer, hinabgestiegen und kehrten nun von dort, in weisse Menschen verwandelt, in das Land zurück.

Die weisse Hautfarbe erregte keinen Anstoss bei den Negern; im Hinterlande von Togo wurde Dr. Wolf in ähnlicher Weise von einer Negerin begrüsst und erhielt auch eine Erklärung für die Annahme der Neger, dass Weisse wiederauferstandene Häuptlinge seien.

Das Neugeborene der Neger ist nicht schwarz oder farbig; die neugeborenen Negerkinder sind zumeist weiss oder doch wenigstens sehr hell, erst im Laufe der ersten Tage dunkelt die Haut nach, bei manchen Stämmen bleiben die Kinder überhaupt lange Zeit hindurch heller gefärbt. In dieser Thatsache liegt der Schlüssel zur Erklärung der Fabel und des Umstandes, dass dieselbe im Negervolke so viel Gläubige findet; denn wie das Neugeborene hell ist, so werden auch die wiedergeborenen Schwarzen bei ihrer Wiedergeburt weiss.

Kurz und gut, Pogge galt nunmehr als der Geist Kassongos, der wieder Fleisch und Blut angenommen hatte, und Wissmann als Kabassu-Babu. Die Reisenden hatten keinen Grund, diese Fabel zu entkräften, da sie ihnen einen grösseren Einfluss auf das Volk sicherte, den sie auch, wie wir später sehen, zu Gunsten desselben verwerteten. Später, als noch mehr Weisse in das Land kamen und die eifersüchtigen Kioque und Bangala gegen die Europäer zu agitieren begannen, wurde der naive Glaube des Volkes wohl erschüttert, aber Wissmann, der Lubuku auf seinen späteren Reisen noch wiederholt besuchte, wurde immer Kabassu-Babu angeredet und führt unter den Baschilange noch heute diesen Namen.

Wissmann hatte in Lubuku sogar noch seine Familie angetroffen; denn Sangula-Meta war ja die Witwe Kabassu-Babus. „Nicht wenig erstaunt war ich," erzählt der Reisende, „als Tschingenge mir eines Tages die Mitteilung machte, dass meine Mutter und einige Vettern kämen, um mich zu besuchen. Eine alte Negerin, die Mutter des Kabassu-Babu, war doch über die Verwandlung ihres Sohnes höchst überrascht und eingeschüchtert. Als ich sie freundlich begrüsste, mich nach meinen, bei meiner damaligen Abreise zurückgelassenen Weibern erkundigte und ihr ein aus dem Maidschi-Kalunga (Geisterwasser, Meer) mitgebrachtes hübsches Perlenhalsband umhing, erholte sie sich und versprach ganz glücklich, mir alles herzuschaffen, was noch von meinem früheren Besitze in ihrem Dorfe vorhanden sei. Zu meiner nicht allzugrossen Trauer ersparte sie mir den Abschiedskuss, als sie, beglückt über das unverhoffte Wiedersehen, mit meinen lieben Vettern davonwatschelte."

Die wiederauferstandenen Häuptlinge sahen sich indessen bewogen, in die Regierungsweise Kalamba-Mukenges in einer Hinsicht energisch einzugreifen. Das Verbot Mukenges, Haustiere zu halten, wurde auf der neugegründeten Station sehr fühlbar durch den Mangel an Fleischnahrung. Kassongo-Pogge liess es darum aufheben und konnte noch Zeuge sein, wie rasch auf den günstigen Weidegründen sich die Herden vermehrten.

Mukenge, Sangula-Meta und eine Anzahl der Baschilange gaben Pogge und Wissmann das Geleite nach Njangwe durch die damals noch völlig unbekannten Gebiete an den Nebenströmen des Kongo Lubilasch und Lomami. Während nun Wissmann von dort nach

der Ostküste ging, kehrte Pogge nach der Station in Lubuku zurück.

Njangwe, die arabische Stadt im Herzen von Afrika, hatte auf den Häuptling der Baschilange einen ungeheuren Eindruck gemacht. Von nun an nannte er sich nur Luaballa, nach dem Namen des Kongostromes (Lualaba), den er ein wenig verdrehte. Im Gegensatze zu anderen Negerhäuptlingen hatte er schon früher für sich einen Palast nach der Art der Leute von der Westküste, eine grosse Lehmhütte, bauen lassen. Nun hatten ihm die Tembe der Araber in Njangwe imponiert, und er begann nach diesem Muster einen neuen Palast zu bauen — die wahre Karikatur eines Hauses, dessen Inneres sich durch eine völlige Finsternis auszeichnete. Als ihn der Dolmetscher Pogges auf diesen Übelstand aufmerksam machte und ihm riet, Fenster anzubringen, wies er ihn barsch zurück, indem er sagte, der Mann verstände nichts, so und nicht anders sähen die Häuser der Araber in Njangwe.

Mit Kalamba-Mukenge-Luaballa waren die Unterthanen nicht sehr zufrieden; seine Kilolo klagten über ihn bei Pogge, aber nicht wegen seiner Härte. Im Gegenteil, die Klagen waren folgender Art: Erstens belästigen, sagte man, die Verwandten Kalambas die Frauen; ehemals hätten die Verführer von Frauen Strafe zahlen müssen und im Weigerungsfalle wäre bald Krieg aus solchen Ursachen entstanden und die Übelthäter wären gefangen worden. Aber Kalamba verhindere jetzt die Bestrafung, da dies gegen die friedliebenden Gesetze des Riambakultus verstosse. Zweitens seien ehemals die der Zauberei verdächtigen Personen gezwungen worden, den Gifttrank zu trinken, aber Kalamba habe diese gute Sitte verboten, da sie Anlass zu dem Tode vieler Menschen gebe, und lasse nur Riamba rauchen. Drittens war es früher Gebrauch, dass nur die Vornehmen, Kilolo, oder die älteren Leute Fasenda (Baumwollenstoffe) tragen durften, jetzt könne aber jeder junge Bursche Baumwollenstoffe tragen, und dann sei Kalamba überhaupt zu schwach und zwinge seine Vasallen, besonders Tschingenge nicht, Tribut nach Mukenge zu bringen, so dass damit keine Reichtümer in das Land kämen.

Kalamba-Mukenge-Luaballa hatte noch einen anderen Namen: Nika oder Danika, d. h. der Erschütterer, aber er war kein gewalt-

thätiger Mann. Nach Pogges Schilderungen war er einer der stattlichsten und bestaussehenden Neger, die der Reisende gesehen hatte. Unter einer hohen Stirn blickten zwei klug und sogar schlau, aber doch gutmütig aussehende Augen hervor. Der Mund, obwohl etwas gross, hatte doch keine wulstigen, aufgeworfenen Lippen. Die Gestalt war gross, und die Füsse setzte er beim Gehen auswärts. Sein Charakter war gutmütig, wenn auch etwas habsüchtig; er war eigentlich der Spielball seiner Ratgeber, namentlich seiner Schwester Sangula-Meta.

Seine Regierungsart war in der That durch eine gutmütige Schwäche gekennzeichnet, und er liess so viele Leute straflos ausgehen, dass selbst Kassongo-Pogge sich veranlasst sah, ihn zu ermahnen, dass er seine Autorität im Lande besser wahre und nicht den ganzen Tag hingestreckt auf dem Bette zubringe, und dieser Mahnung die Drohung beifügte, die Station und das Njangwehaus Kalambas zu verbrennen und zu Tschingenge zu ziehen.

Gewiss eine seltene Erscheinung unter den schwarzen Fürsten, dieser Kalamba-Mukenge, von dem es nicht bekannt geworden ist, dass er ein Todesurteil gefällt habe!

* * *

Die Forschungsreisenden sind flüchtige Gäste in den Ländern des dunklen Weltteils, und so verliess auch Pogge nach nicht langer Zeit Lubuku, in dem er als wahrer Kulturträger aufgetreten war. Von Beruf Landwirt, hatte er den Viehstand der Baschilange gehoben und ihnen aus Njangwe ein wertvolles Geschenk, Reis, mitgebracht, der hier gute Ernten giebt.

Aber schon ein Jahr darauf kam nach Mukenges Dorf die Kunde, dass wieder vom Westen eine Karawane mit weissen Leuten nahe — ihr Führer sei Kabassu-Babu (Wissmann), der seine Söhne mitbringe. Mit wahrem Jubel wurden die Gäste empfangen. Es waren wiederum Deutsche, die Lubuku betraten: unter Führung Wissmanns Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, Hauptmann Curt von François und die Lieutenants Franz und Hans Müller, denen als niedrigere Chargen der Schiffszimmermann Bugslag und die Büchsenmacher Schneider und Meyer beigegeben waren.

Die Expedition marschierte unter der vom Prinzen Friedrich

Karl geschenkten deutschen Flagge, aber sie war von dem hochherzigen Könige der Belgier, Leopold II., ausgerüstet. Ihre Aufgabe bestand darin, den Lauf des Kassai festzustellen und das südliche Kongobecken zu erforschen. Wissmann hatte nun beschlossen, für diese Operationen in Lubuku als Stützpunkt eine Station zu bauen.

Da es aber um jene Zeit überall in Afrika gärte, so sollte diese Station eine Burg sein, in welcher die Besatzung dem Angriffe eines starken Feindes trotzen könnte. Nicht in der Residenz Mukenges, sondern weitab von dieser an dem Luluaflusse wurde sie in strategisch günstiger Lage gegründet und erhielt den Namen Luluaburg.

In Lubuku hatte sich manches geändert; Tschingenge, der an Mukenge keinen Tribut zahlen wollte, war besiegt und befand sich in Gefangenschaft Kalambas. Dieser selbst aber war in Sorgen, da einige mächtigere Häuptlinge ihm keinen Tribut zahlen wollten und ihn sogar bedrohten. Er freute sich darum, dass Kabassu-Babu wieder da war, und wollte mit ihm und seinen Söhnen Kischila, d. h. Blutsbrüderschaft, trinken. Man hatte dagegen nichts einzuwenden, da die Expedition ja auch den Beistand des Häuptlings brauchte. In Lubuku wird diese Zeremonie so vollzogen, dass jede der Parteien in heisses Wasser ein paar Tropfen Blut fallen lässt und dieses alsdann getrunken wird.

Man schickte sich auch an, in dieser Weise die Blutsbrüderschaft zu schliessen, nur hatten die Weissen anstatt des Wassers hierzu Cognac vorgeschlagen, was anstandslos angenommen wurde. Ja, ein blutscheuer Apostel des Riambakultus machte auch seinerseits einen Vorschlag, welcher dieser Blutsbrüderschaft alles Blutige benahm. Er sprach:

„Wenn wir gegenseitig nach alter Sitte unser Blut trinken, wird das Volk sagen, wir seien keine Söhne des Riamba mehr, sondern blutdürstig geworden. Das Feuer ist die höchste Macht der Erde und Riamba das einzige Mittel für Gesundheit und Leben! Wenn wir Kischila nun vom Feuer mit Riamba trinken, so ist das unverbrüchlich. Wer es dann wagen wird, sein Wort zu brechen, der wird vom Feuer vertilgt werden, dem wird kein Feuer mehr brennen und leuchten und Riamba nicht mehr helfen. Ohne Feuer kann aber niemand das Eisen bearbeiten, ohne Eisen kann niemand

seine Felder bebauen oder ein Haus errichten, ohne Riamba kann kein Mensch auf Erden leben, somit muss sich jeder hüten, das Feuer und Riamba durch seinen Wortbruch zu erzürnen."

Und so geschah es. Die Riambapriesterin Sangula-Meta streute eigenhändig einige Hanfkörner in den kochenden Cognac, und die Häuptlinge von Lubuku und die weissen Männer wurden Blutsbrüder.

Ein solche Freundschaft verpflichtet, und Kalamba-Mukenge musste auch bald um einen Dienst bitten; aus der Blutsbrüderschaft sollte sich eine Waffenbrüderschaft entwickeln. Einer der Unterhäuptlinge weigerte sich, an Mukenge Tribut zu zahlen. Es war der Häuptling Katende, der mit den Kioque ein Bündnis geschlossen hatte und an Thatkraft, sowie an Zahl der streitbaren Männer, die unter seinem Befehl standen, Kalamba-Mukenge überlegen war. Er gab dem letzteren die höhnische Antwort: „Katende wird an Kalamba keinen Tribut zahlen, sondern verlangt zunächst Geschenke von Kalamba, weil er älter ist." Damit war die Kriegserklärung gethan, und die Blutsbrüder mussten mit ihren Flinten helfen, wenn sie sich nicht als wortbrüchig der allgemeinen Verachtung aussetzen wollten.

Die Deutschen gaben ihren 50 schwarzen Soldaten als Uniform Matrosenjacken und Fes. Nach und nach sammelte sich die Armee Kalambas und seiner Bundesgenossen. „Im gewöhnlichen Hüfttuch, aber jeder mit der unvermeidlichen Riambapfeife versehen, die als unbehülflicher Ballast an Schultern und Rücken hing oder wie ein Schosskind im Arme getragen wurde, glich die Menge mehr einem starken Orchester von Dudelsackpfeifern und Tubabläsern, als dem beutelüsternen Tross mutiger Krieger. Bei weitem vertrauenerweckender nahm sich die Kriegerschar der Unterhäuptlinge Tschinjama und Mupuja aus, die eine halbe Stunde später einzog. Dem Trupp voraus sprang ein Fahnenträger, der ein buntes Taschentuch als Kriegszeichen lustig im Winde flattern liess. Ihm folgte auf einem kleinen schwarzen Stier der Häuptling in seiner Staatsrobe, einem französischen, stellenweise sehr schadhaften Artilleriewaffenrock, weiten roten Hosen, die sich nach den Knieen zu in engen Falten zusammenzogen, und einem breitkrempigen alten Filzhut. Hinter ihm schritten 52 kampflustige Krieger, sämtlich mit neuen Kattuntüchern uniformiert." — — —

Das Bild, welches sich auf dem Marsche bot, war höchst phantastisch! Die Familien und Verwandten gingen gewohnheitsgemäss in grösseren und kleineren Trupps zusammen, Männer, Weiber und Kinder im bunten Gewirr durcheinander; in ihrer Mitte wehten als Kriegsflaggen bunte und rote Tücher an langen und schwankenden Stangen. Die Bewaffneten hatten ihren tättowierten Körper gewöhnlich noch durch weisse, symbolische Striche verziert, das Haar war oft mit bunten Federn geschmückt, oder es war ein Stück Zeug turbanartig um den Kopf gelegt. Weiber und Kinder waren beladen mit Lebensmitteln und Kochgeräten.

Es ist in Afrika Sitte, dass im Kriege im Feindesland bei Einnahme von Dörfern Männer und alle alten Personen totgeschlagen, Weiber und Kinder aber als Sklaven fortgeschleppt werden. Diesmal sollte es anders werden; das Morden der Wehrlosen wurde bei Todesstrafe verboten, nur unter dieser Bedingung zogen die Europäer mit ins Feld, und die Deutschen marschierten auch stets an der Spitze, um etwaige Grausamkeiten am besten verhindern zu können.

Nachdem Katende in einigen Gefechten von Ort zu Ort gedrängt worden war, wurde er schliesslich von seinen eigenen Bundesgenossen, den Kioque, gefangen genommen und an Mukenge ausgeliefert. Nun musste sich der Besiegte vor dem Sieger demütigen: Zuerst bestrich er die Stirn mit Erde; dann beugte er sich mit Stirn und Mund zum Boden nieder, legte sich endlich auf den Rücken und begann sich im Staube zu wälzen, wobei er gleichzeitig seinen Kopf mit Staub bedeckte. Der Premierminister Kalambas, dem dies Bild der Unterwürfigkeit noch nicht reue- und demutsvoll genug erschien, unterstützte ihn hierbei, indem er noch einige Hände voll Erde auf den schon lehmbraunen Körper verteilte.

Dem Besiegten wurde nun nach der Art der Bena-Riamba der Kopf rasiert; er musste Riamba rauchen, seine Reichskleinodien, die zugleich seine Fetische waren, herausrücken, damit sie unschädlich gemacht wurden, und es wurde ihm zugleich versichert, dass er in Mukenge hingerichtet werde. Aber die Deutschen nahmen Katende als Gefangenen auf die Luluaburg und setzten ihn später als Vasallen Kalambas wieder in seine Herrschaft ein.

Sie stifteten überhaupt Frieden; denn auch der Häuptling Tschingenge verliess eines Tages in einer Hängematte das Dorf seines Bruders, um als Häuptling auf seinen Posten zurückzukehren. Zuletzt unternahmen Kalamba, Sangula-Meta und Tschingenge mit den Deutschen die grosse Entdeckungsfahrt bis zur Mündung des Kassai und von dort den Kongo abwärts und wurden dann von Dr. Wolf in dem Dampfer des Kongostaates „Stanley“ in ihre Heimat zurückbefördert.

Luluaburg, die deutsche Gründung im fernen Afrika, wurde später zu einer Station des Kongostaates erhoben. Im Jahre 1886 kam Wissmann noch einmal in diese Gegend. Die Station, damals von dem unvergesslichen Dr. Wolf, der inzwischen in Dahomey frühzeitigen Tod fand, verwaltet, befand sich im blühendsten Zustande. „Mir war, als ob ich in mein Heim zurückkehrte,“ schreibt Wissmann, „als ich im Thore der Station dem treuen Büchsenmacher Bugslag die schwielige Rechte schüttelte.“ Auch unter den Eingeborenen herrschte grosse Freude, dass Kabassu-Babu zurückgekehrt sei zu seinen Freunden. „Ich war hier zu Hause, jedes Gesicht der Hunderte von Negern, die in dem grossen Dorfe der Station wohnten, erkannte ich, jeder der mich Umdrängenden freute sich, dass ich ihn erkannte.“ Mit schwerem Herzen schied er von dieser Stätte, nachdem er die immer schwankenden Machtverhältnisse der einzelnen Häuptlinge geregelt hatte, und trat seinen grossen Zug nach Nordost an. „Besonders als ich, als letzter aus dem Thore reitend, einigen meiner alten Veteranen, die zurückblieben, ein herzliches Lebewohl zurief und der älteste derselben, ein Greis mit weissem Haar und Bart, vor mir her Asche als Reisefetisch streuend, mir zum Abschied sagte: ‚Deus guarda vossa excellencia!‘ konnte ich meiner Rührung kaum Herr werden!“

Kalamba regierte noch in alter Weise; sein Bruder Tschingenge war aber den Pocken erlegen. Später kamen Belgier, Beamte des Kongostaates, zur Leitung der Luluaburg, denn deutsche Kräfte waren für deutsche Kolonien nötig; zuletzt sind auch Missionare nach Luluaburg gegangen. Schon in den ersten Jahren ihres Bestehens hat die Station mit ihren Ernten anderen Stationen des Kongostaates ausgeholfen. Der Scharfblick Pogges hat den landwirtschaftlichen Wert der Gegend genau erkannt.

Es war nur eine Geschichte eines Jahrzehnts, die wir unseren Lesern vorgeführt haben, aber eine lichte und freudige Geschichte, zu der leider die anderen Abschnitte der Geschichte des dunklen Weltteils in einem grellen Gegensatz stehen — eine Geschichte der Arbeit hat Stanley die Gründung von Vivi genannt. Eine Geschichte der Arbeit ist auch die Gründung der Luluaburg, die als ein Bollwerk der Zivilisation an den südlichen Marken des Kongostaates steht. Freilich auch um die Zukunft von Lubuku müssen wir besorgt sein, denn auch dem Lande der Freundschaft naht die völkervertilgende Pest Afrikas — der Araber.

Ein Fürst der Bakuba.

Die Männer von der Luluaburg hatten die Aufgabe, den Lauf des Kassai bis zu seiner Mündung festzustellen. Zu diesem Zwecke wollten sie auf dem Lulua Kanoes bauen und auf diesen den Strom hinabfahren. Darum mussten sie zunächst über die Schiffbarkeit des Lulua Erkundigungen einziehen und auch die unterhalb des Stromes wohnenden Stämme auf ihre Ankunft vorbereiten, um feindliche Zusammenstösse möglichst zu vermeiden.

Die Eingeborenen berichteten ihnen, dass weiter nordwärts an den Ufern des Stromes, den sie erforschen wollten, ein sehr wildes Volk, die Bakuba, wohnten. Sie hielten ihr Land verschlossen, nur an den Grenzen desselben, im Gebiete der den Bakuba tributpflichtigen Bateke hätten sie zwei Marktplätze eingerichtet, in welchen sie gegen Elfenbein verschiedene Waren, wie Sklaven, Kaurimuscheln und Kupfer eintauschten. Kein Händler durfte ihr Land betreten, und der Portugiese Silva Porte, der bis zu jenen Märkten gelangt war, wurde am weiteren Vordringen durch bewaffneten Widerstand verhindert.

Es lag nun dem Führer der Expedition viel daran, mit diesem Volke in Verbindung zu treten und sich den Wasserweg durch ihr Land zu öffnen. So wurde denn Dr. Wolf beauftragt, mit einer kleinen Schar einen Vormarsch in das Land der wilden Bakuba zu wagen, ihren König der Freundschaft der Weissen zu versichern und auf den geplanten Durchmarsch der Weissen vorzubereiten. Eine schwierige, aber auch dankbare Aufgabe, denn es musste dem Forscher verlockend erscheinen, ein Volk kennen zu lernen, das sich von jeder Berührung mit der Kultur fernhielt.

So rückte denn Wolf mit frohem Mute dem unbekannten Ziel entgegen, obwohl alle Baschilange und Baluba die Bateke und die Bakuba derart fürchteten, dass Führer schwer zu erlangen waren. Da bis dahin alle Händler, welche die erwähnten Elfenbeinmärkte besucht hatten, an der Grenze des Landes zurückgewiesen worden waren, so war es Wolf klar, dass auch ihm dasselbe Schicksal bevorstehen musste, wenn er auf dem gewohnten und bekannten Wege marschieren würde, und so beschloss er, die Bakuba zu überraschen, die Grenzen ihres Landes auf Umwegen zu erreichen und plötzlich in ihrer Mitte zu erscheinen.

Für das Gelingen dieses Planes war die Gegend, durch die Wolf ziehen musste, insofern günstig, als das Land, welches den Savannencharakter trug, vielfach durch breite Streifen eines dichten Urwaldes unterbrochen wurde, in den man morgens eintritt und den man abends verlässt, ohne die Sonne gesehen zu haben. Dieser Urwald verbarg die Bewegungen der Karawane und erleichterte ein unbemerktes Herannahen, zunächst an die Wohnsitze der Bateke, die gewissermassen als Grenzwächter sich vor dem Lande der Bakuba niedergelassen hatten.

In der That verliess Wolf glücklich die letzte im Urwalde gelegene Ansiedelung der Baluba und erschien unverhofft am Ufer des Flusses Luehlo, an welchem sich einige Bateke befanden. Mit Verwunderung und Geringschätzung blickten diese Grenzwächter die anrückende Fremdenschar an; denn sie hatten noch niemals einen Weissen gesehen, und die geringe Zahl (34) seiner Begleiter konnte ihnen keinen Respekt einflössen, zumal die Leute so schlecht bewaffnet waren; denn was für Waffen führten sie? Kurze Knüppel und keine Speere, nicht Pfeil und Bogen! Freilich hier war die Grenze, bis zu welcher damals die Feuerwaffen vorgedrungen waren, und die Bateke hatten keine Gelegenheit gehabt, die furchtbare Wirkung derselben kennen zu lernen.

Mit Interesse betrachtete auch der Forscher die Repräsentanten des ihm noch unbekannten Volkes. Sie waren mit Bogen, Pfeilen und langen Speeren bewaffnet, hatten ihren Körper rot gefärbt und trugen um die Hüften ein vielfach in Falten zusammengelegtes Mabeletuch.*) Auf dem Wirbel sass, durch eine Kupfernadel auf

*) Gewebe aus den Fasern der Weinpalme (Raphia vinifera).

dem welligen, sonst kurzgeschorenen Haupthaar befestigt, ein kleines aus der Raphienfaser geflochtenes Käppchen, dessen Spitze ein Federbusch zierte. Kein Stück europäischen Zeuges, das sonst die Reisenden überall angetroffen hatten; hier war nur die echte, unverfälschte innerafrikanische Kultur zu schauen.

Die erstaunten Bakete hinderten die wehrlose, ihrer Ansicht nach wohl freche Schar nicht am Flussübergang, eilten vielmehr fort, um in den nächstgelegenen Dörfern die Ankunft der Fremden zu melden. Wolf folgte ihnen auf dem Fusse und zog, von einer gewaltigen Menge umringt, durch ein etwa 400 Häuschen zählendes Dorf, bezog auf einem freien Platze desselben das Lager und beschloss, den Wilden die Wirkung der Feuergewehre zu zeigen. Aus den Chassepots, mit welchen seine Soldaten ausgerüstet waren, wurden einige Schüsse in eine 100 m entfernte Palmkrone gesandt, und so erhielten die Bakete, als sie den lauten Knall hörten und die zerschossenen Palmwedel herabfallen sahen, eine gar hohe Meinung von den Zauberstöcken des weissen Mannes.

Unbehindert rückte die Expedition weiter vor, und nachdem sie wieder einen Streifen dichten Urwalds passiert hatte, erreichte sie das erste Bakubadorf. Es zählte nur 40 Häuschen, und die Eingeborenen standen wie gebannt da. Was waren das für Dinge, die sie sahen; ein weisser Mann und dazu noch auf einem Stiere reitend! Die Bakuba treiben keine Viehzucht und kennen nur den wilden afrikanischen Büffel, der durch ihre Savannen streicht. Was für ein Zauberer war doch dieser Fremde, der ein so bösartiges Tier zu bändigen verstand! „Uh! Uh!“ entrang sich von Zeit zu Zeit ihren erstaunten Lippen, oder sie hielten sprachlos vor Erstaunen die Hohlhand vor den weitgeöffneten Mund.

Mit Wohlgefallen liess aber der Reisende seine Blicke über die dunklen Gestalten schweifen; denn ihr Äusseres entsprach ganz so dem Bilde, das man sich von einem wilden Naturmenschen zu machen pflegt. Sie waren alle über mittlerer Körpergrösse, kräftig gebaut, hatten breite Schultern, stark entwickelte Muskulatur auch der Waden und grosse Hände und Füsse. Ihre Kleidung bestand aus einem rotgefärbten, vielfach in Falten gelegten, selbstgewebten Mabelehüfttuch, während um Hand- und Fussgelenke dicke, blankgeputzte Kupferringe lagen und ausser dem erwähnten kleinen

Käppchen mit Federbusch noch lange Reiher- und Perlhuhnfedern den Kopfputz bildeten. Der sorgfältig gearbeitete Bogen, die mit Federn geschmackvoll geschmückten Pfeile, die spiegelblanken, ziselierten Spitzen der über mannshohen Speere, kunstvoll geschmiedete Dolchmesser, welche ohne Scheide hinter der Hüftschnur an der rechten Seite hingen, liessen auf eine eigenartige, hohe innerafrikanische Kulturstufe schliessen, welche durch den Zwischenhandel unbeeinflusst ihre Ursprünglichkeit noch nicht verloren hatte.

Von Dorf zu Dorf ging es weiter vorwärts, und die Bakuba sollten bald die Wirkung der Feuergewehre kennen lernen; da lag im Grase eine 14 m lange, graugrüne, schwarzgefleckte Pythonschlange. Wolf tötete sie durch einen Schuss Rehposten. Nur die nahestehenden Bakuba fielen vor Schreck zu Boden, und das Erstaunen verwandelte sich in Aufregung, als die Leute das Ungetüm tot und zerfetzt sahen.

Nun kam den Fremden ein Neffe des mächtigen Bakubahäuptlings Lukengo, der Häuptling Kampimpi, entgegen, der als Zeichen seiner hohen Stellung einen kunstvoll mit Kupfer eingelegten Speer trug. Von diesem Häuptling wurde Wolf in die letzte Geschichte des Landes eingeweiht. Der alte Häuptling Lukengo Buabe-Mabinschi*) war gelähmt und blind, und so hatte er seinen Sohn Mbotte-Kumambua zum Nachfolger ernannt und ihm die Reichsinsignien übergeben. Augenblicklich herrschte im Lande eine blutige Familienfehde. Kampimpi erklärte Wolf, dass nach Landesgesetzen jeder Fremde als Feind zu betrachten sei, und gab ihm darum den Rat, sein Lager streng bewachen zu lassen. Er wollte inzwischen das Volk von den friedlichen Absichten des Fremden unterrichten und seine Ankunft Lukengo melden.

Die Völker Afrikas verständigen sich auf weitere Entfernungen durch Trommelsignale. Dieser akustische Telegraph ist bei allen vorhanden, aber bei den einen mehr, bei den anderen weniger ausgebildet. In Kamerun sind die Trommelsignale so vollkommen, dass sie eine vollständige Sprache, die Trommelsprache, bilden, man trommelt nicht etwa einzelne verabredete Signale, sondern Worte und Sätze. Ausser den Dualla in Kamerun sind die Bakuba das

*) Lukengo ist der Herrschertitel.

einzige Volk in Afrika, welches gleichfalls eine vollkommen ausgebildete Trommelsprache besitzt. So wurde denn das grosse Ereignis von der Ankunft des weissen Mannes in alle Dörfer hinausgetrommelt. Stundenlang dauerte diese Korrespondenz der Dörfer untereinander, und in den Pausen, in welchen die Trommel Kampimpis schwieg, hörte man aus weiter Ferne den Schall der antwortgebenden Trommel.

Am anderen Tage waren Tausende schaulustiger Eingeborener aus nah und fern herbeigeströmt, um den Fremden und seine Begleiter anzusehen. Abergläubisch, wie alle Neger, hielten sie alle ihnen unbekannten Gegenstände für Fetisch und Zauber. Wenn Wolf die Uhr oder den Kompass hervorzog, dann entstand eine allgemeine Aufregung; an anthropologische Messungen war nicht zu denken; das Bandmass genügte, um eine Panik hervorzurufen.

Inzwischen beriet Lukengo in der Residenz mit seiner Familie, was er mit dem Fremden anfangen solle. Es wurde ein Orakel angeordnet. Inmitten einer grossen Volksversammlung wurde einem Hahn der Gifttrank Ipomme eingeflösst. Würde derselbe von dem Vogel ausgebrochen, so galt das als Beweis, dass der Fremde als Freund komme. Sollte aber der Hahn sterben, dann war der Fremde ein Feind, dem man mit aller Kraft zu Leibe rücken musste. Glücklicherweise erbrach der Hahn unter Würgen das Gift; es unterlag keinem Zweifel, dass Wolf ein Freund des Lukengo war — die bis dahin finstere, feindselige Haltung der Bakuba machte einer besseren Stimmung Platz, und unter günstigen Auspicien konnte der Marsch zu Lukengo angetreten werden. Jetzt wirbelten die Trommeln strenge Befehle in das Land hinaus, niemand solle bei Todesstrafe wagen, dem Fremden ein Leid anzuthun oder ihn zu berauben.

Da kommt unter wüstem Lärm des Volkes die Kunde, dass Lukengo mit dem ganzen Pomp eines Bakubaherrschers dem Fremden entgegenkomme, um ihn zu begrüssen. „Die Menschenmenge zählte nach Tausenden. Lukengo sass in einer Tragbahre, die von recht kräftigen Sklaven getragen wurde. Blasen auf Elfenbeinhörnern und wildes Bearbeiten mächtiger Trommeln mit den Handflächen bildeten die Begleitungsmusik. Etwa 10 m von mir entfernt hielt die Tragbahre; Lukengo richtete sich auf und

starrte mich bewegungslos an. Die nächststehenden Zuschauer warfen sich auf die Kniee und begrüssten ihren Herrscher mit den Rufen: ‚Lukengo! Lukengo! Uh! Uh!‘ und durch Händeklatschen, das allmählich schwächer wurde. Nach einer Pause regungslosen Schweigens liess er die Tragbahre niedersetzen und betrat den Boden, noch immer unverwandt seinen Blick auf mich gerichtet. Ich hatte jetzt die beste Gelegenheit, ihn zu beobachten.

Lukengo-Muana mochte etwa fünfzig Jahre alt sein. Er war gross und korpulent; sein Gewicht betrug gewiss weit über zwei Centner. Den Kopf zierte der mit Federn geschmückte Bakubahut, und vier lange Reiher- und rote Corythaixfedern staken neben einer aus Messing geschmiedeten Hand in dem kurzgeschorenen Haar. Ein Stirnband, sowie zwei handbreite, auf der mächtigen Brust gekreuzte Schärpen und der faltige Hüftenschurz waren dicht mit Kaurimuscheln besetzt. Die Stoffe waren sämtlich aus den Fasern der Raphiapalme gewebt und rot gefärbt. Der Hüftenschurz wurde von einer daumendicken, aus einer Büffelhaut gedrehten Schnur gehalten, an welcher vorn eine Tasche aus Wildkatzenfell und an der Seite ein blankes, kunstvoll aus Messing geschmiedetes und mit Kupfer eingelegtes Dolchmesser hing, eine der Reichsinsignien des jeweiligen Lukengo; um Arm- und Fussgelenke lagen dicke Kupferringe, während die mächtigen Unterschenkel zur Hälfte noch in Kaurihalbstiefeln steckten, die aus dicht mit diesen beliebten Muscheln geschmückten breiten Mabelestreifen bestanden. In der rechten Hand trug der Bakubaherrscher sein Szepter, einen Büffelschweif, dessen Holzgriff mit Kupfer beschlagen und mit Kauris verziert war. Um beide Augen war ein weisser Kreis mit Thon und ein tiefschwarzer, daumenbreiter Streifen über Stirn, Nasenrücken, Ober- und Unterlippe bis an den unteren Kinnrand gezogen. Sein Kopf war wohlgeformt, seine Gesichtsbildung war dem äusseren Anscheine nach eine kaukasische und hatte energische, aber keineswegs grausame Züge.

Ich beobachtete mit wachsendem Staunen diesen Negerfürsten, dessen Namen ‚Lukengo‘ den Inbegriff unbeschränkter Macht und Grausamkeit bezeichnen sollte, und der mit einem bisher nicht gesehenen Pomp mir gegenübertrat. Mein vielgereister Dolmetscher Kaschawalla, der auch längere Zeit im Lundareiche gewesen war,

erging sich in dem bewundernden Ausdruck, dass nur Muata Jamwo mit diesem Lukengo verglichen werden könne.“

Bei der Begrüssung benahm sich Lukengo ruhig und würdevoll, ebenso bei dem am nächsten Tage erfolgten Gegenbesuch in seinem Palaste oder einer grossen, offenen Audienzhalle, welche etwa 50 m lang, 20 m breit und 15 m hoch, und deren Dach aus Rippen und Fasern der Raphiapalme zusammengesetzt und geflochten war.

Der Lukengo herrscht unumschränkt im Bakubalande und lässt die einzelnen Distrikte durch Unterhäuptlinge verwalten; er beobachtet das übliche Zeremoniell der Negerkönige; wenn er isst, trinkt oder raucht, so darf ihm niemand, seine Lieblingsfrau ausgenommen, zusehen. Stirbt ein Lukengo, so bleibt sein Körper drei Monate unbeerdigt, und während dieser Zeit werden täglich Sklaven und Verbrecher getötet; das letzte Opfer wird an den fürstlichen Leichnam herangeführt und ihm bedeutet, dass ihm die Ehre zugedacht sei, mit dem toten Lukengo dasselbe Grab zu teilen. Auch beim Tode der Verwandten des Herrschers werden Menschenopfer gebracht. Um diesen Bedarf an Menschen zu decken, wird im Bakubalande in folgender Weise verfahren. Begeht irgend einer der Unterthanen Lukengos ein kleines Vergehen, sei es gegen die Person des Herrschers oder dessen Eigentum, so wird er als Opfer vorgemerkt. Er geht bis auf weiteres im Lande frei umher. Stirbt aber ein Verwandter des Herrschers, so wird der Vorgemerkte von den ausgesandten Henkern irgendwo aufgegriffen und getötet.

Der König verfügt auch frei über die Töchter des Landes; es ist jedoch hervorzuheben, dass die Stellung der Frau bei den Bakuba eine höhere ist, als in anderen Ländern; so darf ein Bakuba nur ein freies Bakubaweib zur Frau nehmen; diese eine Frau ist die rechtmässige, und der Mann darf ausserdem wohl Sklavinnen, aber keine zweite Mukuba heiraten; die Häuptlinge machen hiervon jedoch eine Ausnahme. Man führt diese Einrichtung auf folgendes legendenhafte Ereignis zurück. Vor vielen Generationen entstand einmal wegen der Tributzahlung ein Streit zwischen zwei Bakubahäuptlingen. Man rief das Gottesgericht an, welches zwischen den Bikenge- und Bussonge-Bakuba entscheiden sollte. Es wurde nun bestimmt, dass beide Parteien je eine Kupferplatte in vorge-

schriebener Form anfertigen und die Häuptlinge diese Platten zu gleicher Zeit in den Lulua werfen sollten; wessen Platte oben schwimmen würde, sollte als Oberhäuptling anerkannt werden. Nun fertigten die Bikenge eine Platte aus Holz an, die sie mit dünnem Kupferblech beschlugen. Eine Bikengefrau erfuhr aber von diesem Betrug und teilte ihn dem Bussongehäuptling mit. Die Platten wurden mit Hilfe der Frau vertauscht, die Bikenge bei der Wasserprobe überlistet. Der Bussongehäuptling rief sich zum Lukengo aus, trennte sich aber von den falschen Bikenge und gründete ein eigenes Reich. Die Frau, welche die Rache der Bikenge fürchtete, folgte Lukengo, der sie aus Dankbarkeit zu seiner ersten Gemahlin erhob und zum Andenken an ihre That die oben erwähnte Art von Monogamie seinem Volke auferlegte.

Von den Sitten, die am Hofe herrschen, ist noch besonders die hervorzuheben, dass der König bei festlichen Gelegenheiten vor dem Volke zu tanzen pflegt, und zwar in ähnlicher Weise, wie wir sie bei den Mangbattu kennen gelernt haben.

Im Gefolge des Königs befanden sich auch Zwerge aus dem Stamm der Batua, denen die Pflicht oblag, Wild und Palmwein für die königliche Tafel zu besorgen. Es sind dies entschieden Stammesverwandte der Akka-Akka, welche Schweinfurth am Hofe Munsas entdeckt hatte. Einst bildeten sie die Urbevölkerung des Landes. Heute stehen sie in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu dem Häuptling der Bakuba. Sie leben in Wäldern von den Ergebnissen der Jagd. Ackerbau betreiben sie nicht; sie tauschen vielmehr Feldfrüchte gegen Fleisch auf Märkten ein, die von ihnen und den Bakuba an bestimmten Plätzen im Urwalde abgehalten werden. Die Batua haben bereits viel von den Bakubasitten angenommen und sich vielfach mit denselben vermischt.

Die Bakuba bezogen bis jetzt von auswärts Kupfer, Kaurimuscheln und Sklaven, sonst begnügten sie sich mit eigenen Erzeugnissen. Ihre Handwerker waren geschickt, ihre Dörfer reinlich; sie hatten eine selbständige, für innerafrikanische Verhältnisse überraschend hohe Kultur.

Woher war dieselbe gekommen? Haben die Bakuba sie selbst geschaffen? Wolf ist zu folgender Erklärung gekommen:

„Ausgeschlossen ist, dass sie von Süden, Osten oder Westen

(S. 263.)



Ein Kongohäuptling.

gekommen sein kann; so bleibt nur der Norden übrig. Wohl liegt die weitere Frage nahe, und meine spätere Sankurureise hat mich so kühn gemacht, sie hier, wenn auch mit Vorsicht, aufzuwerfen, ob nicht diese autochthone zentralafrikanische Kultur mit der altägyptischen in Verbindung stehe? Verschiedene Beobachtungen bei den Bakuba erinnern mich lebhaft an die geistreichen Schilderungen Schweinfurths über die Niam-Niam und Monbuttu. Abgesehen von den Augurien mit Hühnern, der Knabenbeschneidung beim Eintritt der Reife, die dort wie hier vorkommen, und denen eine ethnographische Bedeutung wohl nicht abzusprechen ist, gewähren die Erzeugnisse der Bakubakultur berechtigte Anhaltspunkte für kühne Schlussfolgerungen auf dem Entwickelungsgebiete des zentralafrikanischen Völkerlebens."

Diese Worte des trefflichen Forschers gewinnen noch eine grössere Bedeutung, wenn wir sie den Thatsachen gegenüberstellen, die uns aus der Geschichte und dem Kulturleben der Wahumastaaten bekannt sind. Sie lassen auch die von Peters aufgeworfene Frage berechtigt erscheinen, ob nicht unabhängig von der Einwanderung des hellfarbigen Hirtenvolkes kulturelle Einflüsse aus dem Norden in Innerafrika sich geltend gemacht haben, die vielleicht älter waren als die Einwanderung der Wahuma. Vielleicht wird ein genaueres Studium der altägyptischen Litteratur, eine besondere Prüfung derselben in Bezug auf innerafrikanische Beziehungen mehr Licht in die Geschichte des dunklen Weltteils bringen.

Wir schliessen mit Lukengo die Reihe der schwarzen Fürsten aus dem Kongobecken. Unmittelbar an dem Riesenstrome in der Nähe der Stationen des Kongostaates finden wir weder grössere Staatenbildungen, noch Völker, die für das Zivilisationswerk ein besonders günstiges Material abgeben. Die Dorfältesten am Kongo sind verschmitzte Händler, durch die lange Berührung mit europäischer Kultur verdorben. Die Häuptlinge am Oberkongo sind ebensowenig sympathisch wie ihre Unterthanen, die fast überall dem Kannibalismus frönen, und zwar in der scheusslichsten Form, denn sie verzehren nicht ihre Nächsten bei festlichen Gelegenheiten, im Kriege u. s. w., sondern schlachten sie je nach Bedarf ab. Man hat in letzter Zeit mit Entrüstung von den Greueln berichtet, welche

die menschenfressenden Manjema Tippu-Tips an den Stanleyfällen verübt haben, aber man braucht im Kongostaate nicht so weit den Strom hinaufzugehen, um dieselben Greuel, selbst in der Nähe der Stationen, zu schauen; denn die Handvoll der Europäer ist zu schwach, um auf diese wilden, rohen Völkerschaften einen nachhaltigen Einfluss in kurzer Zeit ausüben zu können.

Wer hier thatsächlich herrscht, das ist der Aberglaube und sein verschmitzter Repräsentant, der Zauberdoktor.

Der Nganga Nkissi besitzt eine grössere Macht als selbst die Häuptlinge, denn er beherrscht Leben und Charakter der Leute. Jedes Dorf hat seinen Zauberdoktor, und wenn ein Mensch krank wird oder stirbt, dann wird derselbe beauftragt, den Zauberer, die Hexe ausfindig zu machen, welche „das Herz gegessen haben.“ Er erscheint dann mit seinem Zauberapparat: Fischgräten, Schlangenköpfen, den Fellen wilder Katzen, Eierschalen und Pulvern und führt eine Reihe von Taschenspielerkunststücken vor der erstaunten Menge aus. Bezeichnet er den Schuldigen, so muss der Ärmste sich der Giftprobe unterwerfen, und stirbt der Mann, so freuen sich die Neger, auf diese Weise die böse Macht vernichtet zu haben.

In Anbetracht der vielen Häuptlinge fühlt sich der Zauberdoktor auch mächtig genug, gegen diese, wenn sie ihm lästig sind, aufzutreten.

Ausser dem Zauberdoktor treibt noch in vielen Dörfern die Nkimba, ein geheimer Religionsorden, ihr Unwesen.

Nach den Erkundigungen Wards*) hat der Kandidat einen gewissen Trank zu verschlucken, der ihm das Bewusstsein nimmt. Der Betreffende wird alsdann für tot erklärt und in den Wald hinausgetragen, wo man die Beschneidung an ihm vornimmt und ihn nach einiger Zeit ins Leben zurückruft, worauf dann die einfachen Dorfbewohner glauben, er sei von den Toten auferstanden. Er erhält nunmehr einen neuen Namen und thut, als könne er sich seines früheren Stammes und selbst seiner Eltern nicht mehr erinnern. Die Nkimba behaupten, ihr Vater sei der Regenbogen, der sich jedesmal am Himmel zeige, wenn ein neuer Bruder eingeweiht und aufgenommen werde. Sie nehmen auch eine neue,

*) Ward, Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongostaates.

geheimnisvolle Sprache an, die aber nur den Männern gelehrt, den Frauen dagegen nie enthüllt wird.

Die Nkimba sind der Schrecken der Frauen und Kinder; denn Tag und Nacht wandern diese Gesellen durch die Dörfer und dürfen sich jeden Nahrungsgegenstand und jedes Kleidungsstück, ohne zu fragen, aneignen, wenn der betreffende Artikel nur einem Mungwata oder Uneingeweihten gehört.

So ist hier am Kongo die Religion, wenn von einer solchen die Rede sein kann, in den Dienst eines brutalen Egoismus gestellt, und nach der Art der Tiere behandeln diese Neger ihre Kranken.

„Falls jemand von einer Krankheit befallen wird," schreibt Herbert Ward, „welche die Behörden des Dorfes als ansteckend betrachten, so wird das arme Opfer erst in brutaler Weise mit Knüppeln zu Tode geprügelt, worauf die Leiche fern vom Dorfe an einem kleinen Baum befestigt wird, gewöhnlich auf dem Gipfel eines Hügels, wo die schauerliche Gestalt sich in kühnen Umrissen von dem klaren tropischen Himmel abhebt."

Es giebt in vielen Distrikten der Bakongo einen Häuptling, der König über Leben und Tod genannt wird. Derselbe richtet Mörder und sonstige Übelthäter. In grausamer Weise wird alsdann das Todesurteil vollzogen. Auf dem Marktplatze des Dorfes wird ein Loch gegraben, in dieses wird der Schuldige bis an den Hals eingezwängt. Man füllt alsdann das Loch mit Erde aus, ein kräftiger Mann schlägt dem Verurteilten mit einem grossen Steine den Schädel ein, und über dem blutigen Haupte wird ein Erdhügel aufgehäuft.

Viele Marktplätze sind reich mit solchen Hügeln besäet, die beredt zeugen von der grausamen Justiz und der grausamen, gewaltthätigen Natur dieses Volkes.

Handelshäuptlinge.

Der Kongo bildet eine der grossen Strassen, auf denen das Werk der Erschliessung Afrikas in Angriff genommen wurde und seit einer Reihe von Jahren fortgesetzt wird. Ein zweites Thor zum Inneren an der westafrikanischen Küste bildet die deutsche Kolonie Kamerun. Hier liegen die Verhältnisse wesentlich anders,

als in den von uns bis jetzt besprochenen Gebieten. Anscheinend finden wir hier dieselbe Zersplitterung wie am unteren Kongo, aber die Masse der Häuptlinge handelt sozusagen nach denselben Prinzipien, namentlich wenn sie mit Europäern zu thun hat, so dass wir in diesem Gebiete einem seltsamen Bunde gegenüberstehen, der ohne geschriebene Satzung lediglich auf Grund alter Gewohnheit den Fremden gegenüber ein Ganzes zu bilden scheint.

An der Küste und der deltaartigen Mündung der Ströme, die man unter dem Namen des Kamerunflusses zusammenfasst, finden wir zunächst das Volk der Dualla. Sie zählen nicht zu den guten Negerrassen. Sie sind zur Arbeit derart unbrauchbar, dass seit jeher nach Kamerun Neger aus anderen Gebieten eingeführt wurden, um in den Faktoreien der Weissen zu arbeiten. Sie kümmern sich so wenig um ihre Felder, dass sie kaum genügend für ihren eigenen Unterhalt produzieren; sie sind feige, aber rachsüchtig, hinterlistig und zu gemeinen Gewaltthätigkeiten geneigt. Sie sind mit Leib und Seele Händler und zwar im schlimmeren Sinne des Wortes, und auch ihre zahlreichen Häuptlinge sind weiter nichts als grosse Händler.

Das Land wurde gegen das Ende des 15. Jahrhunderts von Portugiesen entdeckt. Damals wohnte dort ein Stamm der Amboser, und nach ihm wurde das Kamerungebirge „das Hochland der Amboser“ genannt. Das Flussgebiet erhielt seinen Namen von den dort sehr häufigen Garneelen (portugiesisch camarao). Während an anderen Stellen die Westküste von Afrika besiedelt wurde, lag Kamerun für die Kolonialhändler oder Sklavenhändler der früheren Zeiten zu entlegen. Es wurde wenig oder gar nicht besucht, und so vollzog sich hier unbemerkt in geschichtlichen Zeiten eine jener afrikanischen Völkerbewegungen. Der ursprüngliche Stamm der Ambosaner, oder, wie andere sie nennen, die Kwakwa, wurde von einem anderen verdrängt, der vom Inneren kam, und dieser Stamm waren die Dualla.

Die Europäer knüpften engere Handelsverbindungen mit diesem Gebiete erst im 17. Jahrhundert an; es handelte sich damals fast ausschliesslich um Einkauf von Sklaven. Diese Besuche verschiedener Schiffe trugen jedoch zur Erforschung des Landes so gut wie gar nichts bei, und so sucht man in älteren europäischen Quellen

vergeblich nach einem Aufschluss über die Vorgeschichte der Dualla. Nach dem zu urteilen, was später englische Missionare und zuletzt Lehrer Flad in Kamerun darüber auf Grund der mündlichen Überlieferung gesammelt haben, muss sie auch nicht besonders interessant gewesen sein.

Der Urahne der Dualla soll ein gewisser Mberi gewesen sein, der einige Tagereisen südöstlich von dem gegenwärtigen Gebiete der Dualla gewohnt hat. Er hatte sieben Söhne: Kole, Dualla, Bojongo, Balimba, Ewori, Bakoko und Ebouji. Diese sieben Söhne griffen nach dem Tode Mberis zum Wanderstabe und siedelten sich am Flusse und dessen Mündung an. Zuerst waren Kole und Dualla Führer der Brüder, später aber trennten sich die übrigen von ihnen und wählten sich in der Nähe eigene Wohnsitze.

Von den beiden ältesten Brüdern erzählt die Sage folgendes:

Dualla war glücklicher Besitzer eines riesenhaften Huhnes. Dieses ging eines Tages an den Strom, stellte sich auf das „Ndenge“*) der Kanus von Kole, und siehe, der kostbare Schmuck zerbrach. Kole, darüber sehr aufgebracht, fing Duallas stolzes Huhn und tötete es, trotzdem Dualla ihn inständig gebeten und ihm gesagt hatte: „Was du willst, soll dir werden, aber lass mein Huhn leben!“

Lange Zeit nachher erkrankte der kleine Sohn Koles an der „pola njambe.“**) Dualla wurde um seinen wunderbaren, heilskräftigen Halsring gebeten, der auch diesmal seine Wirkung nicht verfehlte. Koles Sohn genas. Als aber einige Jahre später an einem jungen Dualla die gleiche Krankheit sich zeigte, war der Ring von Koles grossgewordenem Sprossen nicht mehr abzubringen.

„Was fange ich an?“ rief Kole, als Dualla seinen Ring um jeden Preis wieder haben wollte. „Dein Sohn soll getötet werden, wie meinem Huhne einst geschah,“ antwortete Dualla. Der junge Kole wurde also getötet und der Ring ihm vom Hals genommen. Kole war nicht zu trösten; er wanderte aus, ging über den Berg

*) Ein meist allerlei Getier darstellendes Schnitzwerk, das als Verlängerung des vorderen Kanuendes bei festlichen Gelegenheiten zum Schmuck des Fahrzeuges angesetzt wird.

**) Eine flechtenartige Krankheit, welcher nach allgemeinem Glauben kein Duallakind entgeht.

und gründete das Dorf Kole, in dem noch heute seine Nachkommen wohnen.

Von den Söhnen Mberis scheint Bakoko, der sich an der Stelle, wo die heutige Stadt Kamerun liegt, angesiedelt hatte, der fleissigste gewesen zu sein. Seine Leute bebauten das Feld und hatten Essen in Hülle und Fülle. Die Dualla mussten ihren Markt besuchen und Feldfrüchte gegen Fische eintauschen. Eines Tages aber konnten sie „ihre Herzen nicht gebunden halten“ und baten die Bakoko, sie sollten ihnen Platz geben, um einige Hütten zu bauen. Sie wurden gastfreundlich aufgenommen, aber als ihr Zuzug stärker wurde, griffen sie zu Pfeil und Bogen und trieben ihre Vettern aus dem fruchtbaren Lande.

Inzwischen begannen europäische Schiffe Sklavenhandel in Kamerun zu treiben, und die Häuptlinge wurden zu Grosshändlern. Thronstreitigkeiten wurden hier zum Konkurrenzneid; sehr charakteristisch ist eine Mitteilung Flads über die Entstehung der „Dynastien“ Bell und Akwa:

„Nach Ku waren Kwa, Muane und Ndoko Träger der Herrschaft über die Familie des Ku.*) Zu Ndokos Zeiten begannen die Weissen nach Kamerun zu kommen. Ndoko, der grösste Herrscher in Dualla, scheute sich aber, vor die Weissen zu treten, und machte deshalb Bele in Bonaberi zum Vertreter den Weissen gegenüber. Das verdross die Bewohner von Bonaku sehr.

Ngando, der noch unmündige Sohn Kwas, fasste den Entschluss, nach Bonaberi zu gehen und dort im Hause Beles als Diener zu verweilen, bis er die Weisheit seines Herrn sich angeeignet habe. Und Ndoko, sein Onkel, willigte ein. Als Ngando im Hause Beles gross geworden war, zog er wieder nach Bonaku. Das Volk Kus versammelte sich auf Ngandos Geheiss. Ein fetter Ochse wurde geschlachtet und ein grosses Mahl gehalten. ‚Was willst du, dass wir thun sollen?‘ fragten die Festgenossen, nachdem aller Herzen durch Speise und Trank befriedigt waren.

Ngando erwiderte: ‚Ich will nicht thun wie Ndoko, der sich vor den Weissen verbarg. Ich bin wie Bele nun fähig, mit den Weissen zu unterhandeln. Darum treibt nur für mich, nicht mehr

*) Ein Sohn des Mapoka, eines Sprossen von Dualla.

für Bele Handel. Wie Beles, so soll auch mein Name vom Mukala (dem Weissen) in ein Buch geschrieben werden, er soll mich achten und ehren wie Bele. Mein Name als Kinge soll Akwa sein!'

Das Volk war damit einverstanden. Ngando füllte etliche Tage nachher sein grosses Kanu mit Elfenbein und fuhr zum Mukala. Am Schiffe desselben hatten Kanus des Bele angelegt.

Ngando befahl, dieselben zu vertreiben, und legte sich mit seinem Kanu an ihre Stelle. An Deck des Handelsschiffes traf er Bele selbst.

Dieser trug ein Täschchen um seinen Hals, in dem er das Kalati (Schriftstück) des Weissen sorgsam aufbewahrte. Dieses ergriff Ngando, riss es ab und warf es ins Wasser.

‚Warum das, mein Sohn?' fragte Bele.

‚Weil ich will, dass der Weisse auch meinen Namen aufschreibe, mir gehört ebenfalls ein Teil der Herrschaft in Dualla!' erwiderte Ngando.

‚Ja, mein Sohn, auch dein Name soll zu Papier kommen,' meinte Bele.

Sie traten miteinander vor den Mukala. Ngando ward als ‚Kinge' vorgestellt und Akwas Name in ein Buch eingeschrieben; so hatte Dualla vor den Weissen zwei ‚Kinge', Bell und Akwa."

Ngando Akwa, der Grossvater des jetzt „regierenden" Akwa, gelangte schnell zu einem bedeutenden Reichtum; damals verlangten die „Portoki", die an die Küste kamen, nur Sklaven und Elfenbein, und Akwa wusste diese zu liefern. Wenn ein Schiff etwa vierzehn Tage in Kamerun sich aufhielt, so pflegten die Kapitäne bei King Akwa etwa 160 Sklaven einzutauschen. Mehrmals hatte Akwa besonderes Glück. Um jene Zeit fahndete nämlich England bereits auf Sklavenschiffe, und so ereignete es sich wiederholt, dass, wenn die Sklavenhändler mit ihrem Einkauf gerade fertig waren, ein englisches Kriegsschiff in den Hafen einlief. Die Sklavenhändler gaben nun ihre Ware schleunigst an Akwa zum Aufbewahren zurück. Die Schiffe entfernten sich, um ihre Sklaven nach Abfahrt des englischen Kriegsschiffes wieder abzuholen. King Akwa siedelte jedoch die Sklaven in besonderen Dörfern an, wo sie für ihn arbeiten mussten, den Händlern aber erklärte er mit betrübter Miene, dass alle Sklaven in den Busch entflohen seien, und ver-

langte zum Ankauf neuer Sklaven neue Mittel. — So machte der King gute Geschäfte.

Wir sehen daraus, dass die Kameruner Dynastien keineswegs alt sind und die Könige eigentlich keinen Grund haben, mit Stolz auf ihre Ahnen zurückzublicken.

Am 7. Mai 1841 wurden von den Engländern Verträge mit den beiden Königen Bell und Akwa abgeschlossen, wonach kein Sklavenhandel mehr getrieben und kein Sklavenschiff zugelassen werden sollte. Als Entschädigung dafür erhielt jeder der Könige fünf Jahre lang alljährlich 60 Musketen, 100 Stück Zeug, 2 Fass Pulver, 2 Puncheons (ein grosses englisches Mass) Rum, 1 Scharlachrock mit Epauletten und 1 Säbel. Trotzdem wurde noch längere Zeit auf Schmuggelwegen Sklavenhandel in Kamerun betrieben.

Im Jahre 1856 zählte das kleine Kamerun, wie aus einem englischen Vertragsstück hervorgeht, zehn Könige.

Es hätten sich noch mehr derartige königliche Firmen mit der Zeit etablieren können, denn an Stelle des Sklavenhandels trat später in Kamerun ein sehr schwunghafter Handel mit Palmöl ein, zu dessen Hebung seit dem Jahre 1868 namentlich die Firma L. Woermann sehr viel beitrug. Die Dualla, welche von diesem Handel fast ausschliesslich lebten, wurden aber von Zeit zu Zeit gegen die Europäer dreister. Um höhere Preise für Palmöl zu erzwingen, sperrten sie den Fluss, so dass niemand weder hinauf- noch hinabfahren konnte, und erlaubten sich verschiedene Anmassungen gegen die Kaufleute. Die Zustände wurden so unerträglich, dass ein dauernder Schutz der europäischen Faktoreien sich unbedingt nötig erwies. Im Jahre 1884 trat Deutschland als Kolonialmacht im Kamerungebiet auf, und es erschienen endlich in Kamerun die ersehnten Kriegsschiffe „Olga“ und „Bismarck“ unter Admiral Knorr. Die Duallakings hatten sich damals in zwei Parteien geteilt, eine deutsche und eine englische. Durch das Eingreifen der deutschen Truppen wurde der deutsche Einfluss befestigt und Friede im Kamerunlande hergestellt.

Die Macht der „Kings“ ist jetzt eine sehr schwache, da der Gouverneur der eigentliche Regent ist; sie war an und für sich niemals eine bedeutende; denn die Könige Bell und Akwa waren nur Oberhäuptlinge, die ihren Vasallen sehr wenig zu befehlen

(S. 271.)

Kriegskanu der Dualla.



hatten. Die Hauptentscheidung in wichtigen Fragen wurde seit jeher in den unter dem Namen Palaver bekannten Volksversammlungen getroffen, und ein King konnte von diesen sogar abgesetzt werden. Nach dem Tode des Vaters erbt in der Regel der älteste Sohn die Herrschaft, aber das ist kein Gesetz, er kann von der Volksversammlung durch einen anderen ersetzt werden.

Der Dualla ist nicht besonders kriegerisch, er geht lieber den Handelsgeschäften nach, und so hatten auch die Fehden der einzelnen Häuptlinge niemals grössere Ausdehnung angenommen; der grösste Krieg, den Kamerun gesehen hat, waren eben jene Wirren im Jahre 1884. Da aber die Dualla die Sitte der Blutrache kennen, so herrscht unter ihnen eine beständige Fehde, die in Meuchelmord ausartet und die trotz der Bemühungen der deutschen Gouverneure bis jetzt nicht unterdrückt werden konnte.

Die Könige von Kamerun machen in ihrer bizarren Kleidung, die sie Europa entlehnt haben, keinen imponierenden Eindruck. Die Cylinderhüte und schlecht sitzenden Röcke und Hosen machen sie zu traurigen Karikaturen, während sie früher in ihrer nationalen Tracht mit dem Helm aus Affenfell, mit Speer und Bogen sich stattlicher ausnahmen.

Würdig eines Häuptlings ist ihr Auftreten, wenn sie in ihren langen, mit Holzschnitzereien geschmückten Kriegskanus eine Fahrt auf dem Strome unternehmen, wobei sie unter einem riesigen Sonnenschirm, der in Afrika von Häuptlingen so gern benutzt wird, zu sitzen pflegen.

Die Häuptlinge am Kamerunfluss verdienen wenigstens den Namen wohlhabender Kaufleute; ihre Vettern im Hinterlande sind aber wahre Bettelkönige; und dennoch bilden sie eine nicht zu unterschätzende Macht, welche bis jetzt der Verwaltung der Kolonie ernste Schwierigkeiten bereitet.

Alle diese Häuptlinge sind Händler und haben seit langen Zeiten den Handel monopolisiert. Sie bilden bestimmte Handelskreise oder Handelsringe, welche eifersüchtig ihre Privilegien wahren. Und welcher Art sind dieselben? Nun, sie bestehen darauf, dass nur sie und kein anderer in einem bestimmten Gebiete Handel treiben dürfe. Der Dualla verkauft z. B. an die Europäer an der Mündung des Flusses Palmöl. Dieses Palmöl wird aber nur zum

geringsten Teile im Küstenlande erzeugt; er bezieht es aus dem Hinterlande; er hat dort Häuptlinge, bei denen er Palmöl einkauft, und die von ihm dafür europäische Waren beziehen. Der Dualla will nun niemand erlauben, mit seinem Palmöllieferanten in geschäftliche Verbindungen zu treten, und sucht jeder Karawane, die dorthin sich begeben wollte, feindlich entgegenzutreten. Nach denselben Prinzipien handelt der Häuptling im Busch, er erlaubt niemand, über seinen Bezirk hinaus vorzudringen; er vermittelt wieder den Handelsverkehr zwischen der Küste und seinem Hintermann; auf diese Weise ist eine ganze Anzahl von Handelskreisen entstanden, welche jeden Verkehr erschweren. Wohl gehen Waren von Kamerun bis an die Grenze der Haussastaaten; aber sie werden nicht von einer Karawane gebracht, welche den weiten Weg wie anderswo auf einmal durchreist; die Waren kommen aus der Hand des einen Häuptlings in die des anderen. Das Sprengen dieser Handelskreise, das Brechen dieser Koalition der Handelshäuptlinge ist eine der vornehmsten Aufgaben, welche sich die europäischen Kaufleute in Kamerun gestellt haben, und es ist bereits eine ganze Reihe von Expeditionen zu diesem Zwecke ausgerüstet worden. Die Häuptlinge, an sich unbedeutend, versperrten den direkten Weg von Kamerun nach Adamaua, also nach den Sudanländern. Die Expedition, welche Dr. Zintgraff im Jahre 1888 ausgeführt hatte, erbrachte den Beweis, dass der Weg durchaus gangbar und die Strasse bequemer ist, als der Karawanenweg durch die Wüste; aber die erste Handelsexpedition, die nach den Haussastaaten von Kamerun aus unternommen wurde, stiess auf einen so energischen Widerstand, dass sie sich mit schweren Verlusten zurückziehen musste. Allerdings war dieser Widerstand nicht von den Kameruner Häuptlingen ausgegangen, sondern von denen des Hinterlandes, die, je weiter man sich von der Küste entfernt, um so mächtiger werden.

Zwei Despotenreiche.

Ähnlich wie in Kamerun liegen die politischen Verhältnisse an den meisten Orten der afrikanischen Westküste, wo sich Faktoreien der Weissen befinden. Nur in Oberguinea haben sich

in den letzten Jahrhunderten einige Negerreiche gebildet, die eine besondere Betrachtung verdienen.

Das bekannteste ist das Reich Dahomeh. Die Gründer desselben sind die Ffons oder Fonwin, die als ein unbedeutendes, aber kriegerisches Volk bis in das siebzehnte Jahrhundert in der Nähe der Stadt Abomeh gewohnt haben sollen. Ältere Reisende erwähnen wenigstens in ihren Berichten einen Stamm der Dahomans. Nach ihrer eigenen Tradition sind sie aus dem Inneren aus der mythischen am Rande eines grossen, dichten Waldes gelegenen Stadt Nodsin gekommen. Am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts griff der König der Ffons, Takudun, die Stadt Abomeh an, eroberte sie, unterwarf oder vertrieb die dort wohnenden Stämme der Eveer und wurde der erste König von Dahomeh. Im Jahre 1772 dehnte einer seiner Nachkommen, Agadscha Torudo, seine Eroberungen bis an die Küste von Weida aus und kam mit Europäern in Berührung. Die Verbindungen bestanden der Sitte jener Zeit gemäss in Sklavenhandel, der in dieser Gegend bis zum Jahre 1843 getrieben wurde.

Der am Meere gelegene Teil des Landes bildet eine schwer zugängliche Sandküste, an der es viele Lagunen giebt; das Klima ist hier ungesund, das Fieber herrscht beständig, und die Bevölkerung ist ebenso missraten, wie an den anderen Orten Oberguineas.

Landeinwärts erhebt sich das Land zu einer fruchtbaren Ebene, in welcher bedeutendere Bodenerhebungen fehlen. Es gedeihen hier alle Früchte der heissen Zone: Getreide, Mais, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Tabak, Orangen und Melonen; auch die Viehzucht lohnt sehr, und im Besitz der Eingeborenen befinden sich Herden von Rindvieh, Schafen und Ziegen, ebenso Geflügel. Pferde sind vom Sudan eingeführt, und obwohl sie klein, ponyartig sind, zeichnen sie sich doch durch ihre Ausdauer aus. Die Ffons sind trotz ihrer Wildheit eine begabte Rasse, gute Landwirte und neigen zu sesshaftem Leben. Wie in anderen Gegenden Westafrikas, so bildet auch hier nach der Unterdrückung des Sklavenhandels das Palmöl den Hauptausfuhrartikel. Obwohl wiederholt Versuche gemacht worden sind, die Ffons, sei es zum Christentum, sei es zum Mohammedanismus, zu bekehren, sind dieselben doch erfolglos geblieben, und das Volk steckt in dem ärgsten Fetischismus.

Dahomeh erlangte seine traurige Berühmtheit durch die blutigen Einrichtungen, welche im Lande herrschen. Das Reich Dahomeh kann als Musterbild des Despotismus gelten. Der König ist hier unumschränkter Herrscher und mit einer noch grösseren Machtvollkommenheit ausgestattet, als die grausamen Potentaten, die wir bereits kennen gelernt haben. Das ganze Land und auch das Volk gehört ihm. Zur Vermehrung seiner Einkünfte sind besondere Vorschriften erlassen; er erbt einen Teil des Vermögens der Verstorbenen; er giebt die Töchter des Landes nach Belieben diesem oder jenem zur Ehe und lässt den dafür gezahlten Kaufpreis in seine Kasse fliessen. Seine obersten Minister sind der Minghan. d. h. der oberste Henker, und der Mehu, d. h. Aufseher des Handels, Sonderbarerweise ist der König eine derartige Personifikation des Rechts, dass dieses mit ihm stirbt und während des Interregnums bis zur Installierung des neuen Herrschers kein Recht Geltung hat und Verbrecher straflos ausgehen.

Wie in den anderen grösseren westafrikanischen Reichen, ist auch in Dahomeh die Stellung der Frau eine hervorragende, ja die Frauen sind hier in politischer Beziehung förmlich emanzipiert, denn jedes Staatsamt ist ebenso gut Frauen wie Männern zugänglich. Ja, diese Gleichberechtigung geht so weit, dass das „schöne Geschlecht“ von Dahomeh auch zu Kriegsdiensten herangezogen wird und der König eine Amazonengarde besitzt. Die Zahl dieser weiblichen Soldaten, die durchaus keine Paradetruppe sind, wie z. B. die Amazonen des Königs Mtesa von Uganda nur eine solche waren, sondern den Kern der Armee bilden, belief sich unter verschiedenen Herrschern verschieden hoch; die Zahl schwankte von 1500 bis 3000. Aber nicht der König allein besitzt Amazonen, auch die Gouverneure in den Küstenstädten, wie z. B. Weida, haben kleinere Detachements derselben, so dass der Europäer schon hier, ohne nach Abomeh hinaufzugehen, diese Truppe sehen kann.

Die Uniformierung derselben ist auffallend hübsch. Unter einer weissen, schirmlosen, mit schwarzgestickten Tierbildern (Eidechsen, Vögeln u. s. w.) geschmückten Jockeykappe lugen die frischen, jugendlichen Gesichter recht freundlich hervor. Die Füsse sind nackt, aber die Beine mit kurzen, bis oberhalb der Kniee reichenden, grünen, gelben oder roten Höschen bekleidet. Eine

in allen Farben des Regenbogens gestreifte, die Arme und den Hals unbedeckt lassende Tunika von Seide oder Sammet umschliesst den von einem Korsett (einheimisches Fabrikat) gestützten Oberkörper. Der schlanke Wuchs wird noch ganz besonders durch einen ebenfalls vielfarbig gestreiften Gürtel hervorgehoben, in dem an der linken Seite das kurze Schwert steckt und an dem vorn die schwarzlederne Patrontasche befestigt ist. Eine weissseidene oder hellgrüne, jedenfalls hellfarbige Schärpe wird in ähnlicher Weise getragen, wie von unserer Infanterie die aufgerollten Mäntel. Die Bewaffnung besteht aus Schwertern, Streitäxten und Steinschlossgewehren, welch letztere jedoch beim Tanzen zur Seite gestellt werden. Alle diese Frauen gelten bloss für Weiber des Königs, in Wirklichkeit leben sie im Cölibat.

Die Stadt Abomeh zählt etwa 10 000 Einwohner; in ihr liegt auch der Hauptpalast des Königs, ein weitläufiges Gebäude, das nur von Sklaven, Eunuchen und Weibern bewohnt wird. Ausserdem besitzt aber der Herrscher noch mehrere im Lande zerstreut liegende Wohnungen.

Der König hat auch von der Tradition streng vorgeschriebene Pflichten zu erfüllen. — Im ersten Semester jedes Jahres muss er einen Kriegszug unternehmen. Die noch unabhängigen Jorubaländer bilden das Ziel solcher Expeditionen. Der König stellt sich an die Spitze seiner nur mit Schwertern, Streitäxten und Steinschlossgewehren bewaffneten, aber wohlgedrillten Armee und überfällt irgend eine wehrlose und nichts ahnende Stadt, deren Einwohner mit Einschluss der Weiber und Kinder erbarmungslos fortgeschleppt werden.

Das zweite Halbjahr ist der Abhaltung von Festlichkeiten gewidmet, die in militärischen Aufzügen, Tänzen und Massenabschlachtungen gipfelt. Zu diesen Festlichkeiten pflegt der König die an der Küste wohnenden Europäer in seine Residenz einzuladen. Es ist keine angenehme Aufgabe, diese Hoffestlichkeiten, die gleich monatelang dauern, mitzumachen. Man muss da 16 Stunden hintereinander unter einem aufgespannten Schirm sitzen, umtobt von dem ohrenzerreissenden Lärm Hunderter von Afrikanern und dem unaufhörlichen Abfeuern von Gewehrsalven. Wenn aber die Festlichkeit und die Fröhlichkeit den Höhepunkt erreichte, dann kam

der Augenblick, in dem die stärksten europäischen Nerven erschüttert wurden. Von einer Estrade werden in Körben die Schlachtopfer heruntergelassen, und im Nu verwandeln sich die Tänzer in Henker. Alles drängt sich dazu, die Exekution womöglich eigenhändig auszuführen; der König aber führt indessen einen Extratanz aus, um die Stimmung zu heben, und trinkt Rum aus dem Schädel eines von ihm mit eigener Hand erschlagenen Feindes. Das Volk jubelt ihm zu, stösst Verwünschungen gegen die Feinde Dahomehs aus und verlangt in den Krieg geführt zu werden.

Die Aufhebung des Sklavenhandels an der Küste hatte bei diesen Festen nur die Vermehrung der Massenhinrichtungen zur Folge gehabt; denn früher wurde das Leben der Kriegsgefangenen, die einen Kapitalwert darstellten, wenigstens aus ökonomischen Gründen mehr geschont.

Ausser diesen Hoffestlichkeiten giebt es aber noch andere, bei denen gleichfalls Menschenblut fliessen muss. So werden zu Ehren des grossen Eroberers Guadscha Trodo im Januar alljährlich gegen fünfzig Menschen geschlachtet. Der Königspalast ist nach altafrikanischer Sitte mit Menschenschädeln geschmückt.

Die grössten Opfer werden aber, wie überall unter ähnlichen Verhältnissen in Afrika, beim Tode des Königs vollbracht; denn alsdann fliesst das Blut in Strömen, da der grösste Teil seines nach Tausenden zählenden Harems, sowie seiner Sklaven dem Herrscher ins Jenseits folgen muss.

Diese Hinrichtungen werden naturgemäss bald in geringerem, bald in grösserem Umfange ausgeführt, je nach dem Naturell und der Laune des Königs. Da aber Dahomeh nahe an der Küste liegt und der europäische Einfluss an derselben dank der Konkurrenz der Engländer, Deutschen und Franzosen im Wachsen begriffen ist, ja wieder einmal mit Dahomeh kriegerische Verwickelungen stattgefunden haben, so ist wohl zu erwarten, dass in einer nicht zu fernen Zeit dieses wilde Reich sich vor einer der europäischen Mächte wird beugen müssen.

Neben den vielen düsteren hatte Dahomeh auch seine lichteren Seiten. Die Verwaltung ist eine geordnete. Jede Provinz wird von einem „Awoga“ verwaltet, welcher Titel ohne Zweifel mit unserem Advokat gleichen Ursprunges ist und von den Portugiesen

eingeführt wurde. Der Awoga ist zugleich der Militärgouverneur des Bezirks, denn er besorgt auch die Rekrutierung der Truppen. Gegenwärtig wird die Steuer in dem gangbarsten Handelsartikel, Palmöl, entrichtet. Der König schreibt jedem Awoga vor, wieviel derselbe von seinem Bezirk entrichten muss, und dieser repartiert die Steuer auf die Unterthanen seines Gebiets; da nun die Steuer wie überall nicht gern bezahlt wird, so muss der Awoga von Zeit zu Zeit dieselbe von den Säumigen mit Gewalt eintreiben.

Trotz der verhältnismässigen Ordnung muss jedoch jeder Einwohner vor der Willkür des Herrschers, die jeden Augenblick über ihn einbrechen kann, zittern.

Die vieljährigen Handelsverbindungen, welche das Reich Dahomeh mit Europäern unterhielt, führten auch zur Einsetzung einer besonderen Behörde für die Weissen. Während der Awoga über die Schwarzen gebietet, giebt es in den Küstenstädten noch einen anderen Beamten, der Chacha genannt wird, zumeist ein Mischling ist und die Streitigkeiten zwischen Negern und Weissen zu schlichten hat; der Awoga steht im Range über dem Chacha, aber der letztere ist in der Regel gebildeter und geachteter als sein schwarzer Vorgesetzter.

Dahomeh ist den Europäern keineswegs so verschlossen, wie man mitunter behauptet; der König lädt die Europäer gern zu seinen Festlichkeiten ein und sieht auch gern, wenn sie ihm etwas Neues als Geschenk bringen; aber die Europäer nehmen diese Einladung nicht gern an, denn erstens kostet sie viel Geld, und dann weiss man wohl, wann man nach der Residenz Abomeh abreist, kann aber niemals im voraus bestimmen, wann man zurückkehren wird; denn der König hat ein Verfügungsrecht über seine Gäste und behält sie mitunter wochen-, ja monatelang bei sich. Wenn er sie entlässt, pflegt er ihnen zwei Jungfrauen zu schenken; die armen Dinger werden von den Europäern in der Regel angenommen, um an der Küste freigelassen zu werden. Glücklicherweise lässt der König dem europäischen Kaufmann an der Küste die Wahl frei, ob er ihn besuchen wolle oder nicht. Seine Unterthanen müssen seinem Ruf unbedingt folgen, obwohl sie niemals wissen können, ob sie nicht in Abomeh ihren Kopf verlieren werden.

* * *

Einen ähnlichen Entwickelungsgang wie Dahomeh hat das Nachbarreich der Aschanti zu verzeichnen.

Dieses Volk gehört zu der Gruppe derjenigen Bantustämme, welche das Odschi sprechen; neben den Aschantis sind in derselben die Fanli, die Akim, Akwapim und Akwamba die hervorragendsten. Trotz ihrer tiefschwarzen Hautfarbe gehören die Aschanti zu den wohlgebildetsten Negern; man findet unter ihnen ovale, sogar recht hübsche Gesichter, mit glänzenden Augen, hohen, dicken Brauen, mit nicht sehr breiter Nase und mässig grossem Munde und frischroten, nicht zu dicken Lippen. Die Frauen haben oft einen fast griechischen Gesichtsschnitt. In ihrem Lande giebt es goldführende Flüsse, und daraus lässt sich der bei ihnen vorhandene, sonst in Negerländern seltene Reichtum erklären. Die Vornehmen unter ihnen kleiden sich in seidene Gewänder, sitzen auf Diwanen und Teppichen, tragen goldenen Schmuck und haben goldene Gefässe.

Um das Jahr 1700 traten die Aschanti in den von ihnen jetzt bewohnten Gegenden erobernd auf; ihre Sagen, die durchaus denen der Ffons von Dahomeh ähnlich sind, deuten gleichfalls auf einen östlichen oder nordöstlichen Ursprung. Da an der Goldküste die Europäer schon frühzeitig Faktoreien gegründet hatten, so ist die Geschichte des Aschantireiches eine besonders wechselvolle und an kriegerischen Verwickelungen reiche. Es gelang ihnen lange, die mit Europäern verbundenen Küstenstämme zu vergewaltigen, und noch im Jahre 1824 schlugen sie die englischen Kolonialtruppen in der Schlacht bei Assama, wobei der Gouverneur Charles Mac Carthby auf dem Schlachtfelde blieb. Zwei Jahre darauf rächte zwar Oberst Pourdon die Niederlage, aber Aschanti wurde noch lange nicht bezwungen.

Im Jahre 1873 gingen die Aschanti sogar angreifend vor und bedrängten ernstlich die schwache britische Besatzung. Nun wurde in England Sir Garnet Wolseley zum Generalgouverneur der englischen Kolonie an der Goldküste ernannt. Er ging mit 117 englischen Offizieren und 550 Soldaten dorthin ab, um mit Hilfe dieses Kernes eine Negerarmee zu organisieren und mit dieser die Aschanti zu schlagen. Leider war es schwierig, Eingeborene für den Krieg zu werben, und so musste der Feldzug mit nur wenigen Regimentern geführt werden. Nebenbei gesagt, war Stanley, der später so be-

rühmt gewordene Durchquerer Afrikas, in diesem Kriege Berichterstatter des New York Herald. Sir Garnet Wolseley musste sich anfangs auf die Verteidigung der Küstenforts beschränken, allmählich aber konnte er zur Offensive übergehen, und nachdem er den Feind in einer Reihe glücklicher Gefechte geschlagen, zog er in die von der Bevölkerung verlassene Hauptstadt Kumassi ein und brannte sie nieder.

Der König von Aschanti sah sich jetzt genötigt, 50000 Unzen (etwa 420000 M.) Gold zu zahlen und auf die von ihm beanspruchte Oberhoheit über einige der Küste näher gelegene Gebiete zu verzichten. Ebenso musste er sich verpflichten, die Menschenopfer einzustellen und den Handel zu beschützen.

Die Einrichtungen des Aschantireiches sind ähnlich denen von Dahomeh. Der König hat zwar einen Rat zur Seite, der aus der Königin, den drei Hauptwürdenträgern und einigen Edlen von Kumassi besteht, aber er entscheidet unumschränkt über das Wohl und Wehe der Einzelnen. Sein Verhältnis zu dem Rate, der „Aschanti Katoko“ genannt wird, scheint ein ähnliches zu sein, wie das der Könige von Uganda zu dem Rate Lukicho.

Seine Leibgarde besteht nicht aus Amazonen, sondern aus ausgewählten Männern, welche „Kra“ oder „Okra“, d. h. Königsseele, heissen. Ungefähr tausend an der Zahl und durch ein eigentümliches goldenes Ordenszeichen gekennzeichnet, begleiten sie den König auf Schritt und Tritt und bewachen sorgsam sein Leben; schon in ihrem eigensten Interesse muss ihnen dasselbe eben so teuer sein wie ihr eigenes, denn wenn der König stirbt, so müssen auch die Königsseelen sterben, die Garde geopfert werden, damit sie ihrem Herrscher auch im Jenseits dienen. Stirbt aber ein Kra, während sein König noch lebt, so ist der König sein Erbe und zieht alles ein, was sich an Geld und Wertsachen im Nachlass der Königsseele vorfindet.

Dasselbe Prinzip wird Beamten gegenüber befolgt; nach ihrem Tode werden alle ihre Besitztümer königliches Eigentum, so dass sie nur für den König sparen und erwerben können.

Die Aschanti glauben an ein Fortleben nach dem Tode. Das Reich der Geister liegt ihrem Glauben nach unter der Erde. Dort fängt das Leben von neuem an und dauert ewig; alle Rangstufen

der sozialen Ordnung werden erhalten; der König wird wieder König, der Sklave bleibt Sklave. Dank diesem Glauben verliert der Tod viel von seinen Schrecken, und die Aschanti sterben mit Gleichmut.

Der Reichtum des Königs ist infolge der oben erwähnten Einrichtungen ein sehr grosser, und zu ihm zählt auch sein grosser Besitz an Frauen, denn die Harems sind mit denselben überfüllt. Sie dürfen sich mit Ausnahme der grossen Nationalfeste niemals am Tage auf den Strassen Kumassis zeigen. In der Nacht aber unternehmen sie, von den Eunuchen begleitet, dem Volk unerwünschte Promenaden; denn da niemand die Königsfrauen sehen darf, so sind die Eunuchen mit Peitschen, Prügeln und Ketten ausgerüstet, um die Ungehorsamen oder Unvorsichtigen zu strafen. Darum herrscht auch während eines solchen Rundganges Totenstille in der Stadt; die Kinder verschliesst man in den Häusern, und jedermann legt seine Hände auf die Hüften.

Die Gesetze in Aschanti sind überaus streng und die Strafen grausam. In den Strassen von Kumassi darf niemand pfeifen, ein Ei fallen lassen oder zerbrechen, einen Tropfen Palmöl vergiessen u. s. w. Wir haben aber bereits so viel der Grausamkeiten der Negerdespoten aufzählen müssen, dass uns Aschanti in dieser Beziehung schwerlich etwas Neues bieten würde. Merkwürdig ist nur die Sitte, dass, wenn der Verurteilte ein gewisses Wort ausruft, ihm dieses ein gewisses Recht des Schutzes verleiht, so dass er nicht getötet werden darf. Die königlichen Schergen überfallen darum ihre Opfer von hinten und stecken ihnen die Dolchklinge durch beide Wangen, so dass sie das rettende Wort nicht aussprechen können.

Die Tage dieses Despotenreiches sind aber gezählt. „Mit mathematischer Sicherheit,“ sagt Hugo Zöller, „kann man den Tag berechnen, an welchem in Kumassi englische Beamte befehligen werden.“

Sultane des Togolandes.

Unmittelbare Nachbarn der Aschanti sind die Ewe, welche als Bewohner des deutschen Togolandes eine besondere Beachtung verdienen. Ihr Charakter ist im allgemeinen besser als derjenige der Dualla. Sie sind friedliebend, gutmütig, heiter und arbeitsam. Für

den Handel sind sie gut begabt; Schwierigkeiten bereiten sie dem Durchgangsverkehr nicht. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, doch arbeiten sie auch gern bei den Europäern an der Küste und beschäftigen sich mit Zwischenhandel.

Ihre Küstenhäuptlinge haben nur eine geringe Macht und sind weiter nichts als hervorragende Kaufleute und Stammälteste.

Im Gebirge des Togolandes, das sich hinter dem Küstenstriche erhebt und den Namen der Fetischberge trägt, ist die Bevölkerung trotziger und kriegerischer gesinnt; aber auch hier giebt es nur kleine Häuptlinge, die oft einander bekriegen.

Inmitten dieser Berge im Adeliland wurde von Dr. Wolf, den wir bereits aus unseren früheren Schilderungen kennen, die Station Bismarckburg gegründet. Dr. Wolf gelang es, von Anfang an mit den kleinen abergläubischen Häuptlingen freundliche Verbindungen anzuknüpfen, denn die Hühneraugurien, die auch hier üblich sind, fielen für ihn günstig aus, und dann gelang es dem Stabsarzt, den Häuptling Kontu von einem Augenleiden zu heilen und ein schon dem Tode verfallenes Kind eines anderen Häuptlings ins Leben zurückzurufen, so dass er in den Fetischbergen selber als ein grosser Medizinmann galt.

Dr. Wolf kann jedoch die politischen Verhältnisse des Landes nicht anders als eine soziale Anarchie bezeichnen.

Hinter den Fetischbergen erhebt sich das sudanische Hochland; wir nähern uns hier den Ländern der westlichen Haussastaaten; aber auch hier finden wir Gebiete, die von völlig versprengten Stämmen bewohnt werden.

Da liegt z. B. das Land Grussi, dessen Bevölkerung so arm ist, dass, wenn Grussileute nach benachbarten Dörfern kommen, auf sie mit Fingern gezeigt wird, weil sie weder etwas anhaben, noch Sachen von Wert zum Tausche mitbringen.

Sie sind als verrufene Räuber und Wegelagerer von Karawanen gefürchtet und bereiteten auch Hauptmann von François auf dessen Zuge nach Salaga die grössten Schwierigkeiten, so dass die deutsche Expedition bei dem achtzehntägigen Marsch durch ihr Gebiet nur mit Gewehr im Arme gehen und schlafen konnte. „Das Schlimmste war,“ berichtet der Reisende, „dass sie uns keine Lebensmittel verkauften und wir, zu Skeletten abgemagert, matt und schwach wurden.

Meine Leute waren so abgespannt, dass ich die Nachtwachen stets selbst übernehmen musste. Trotz aller aufgebotenen Liebenswürdigkeit war ihrem ungastlichen Sinne nicht das Geringste abzulocken. Überall wiederholte sich dasselbe Bild. Irgend ein Feldarbeiter sah uns ankommen, pfiff ein bestimmtes Signal, und sofort eilten von allen Seiten Männer, mit Pfeil, Bogen und Lanze bewaffnet, herbei, um uns den Weg zu verstellen. Reitende Boten gingen zu den nächsten Ortschaften, um auf unser Kommen aufmerksam zu machen.“

Die Gehöfte dieser Leute liegen oft zerstreut, nicht einmal zu Ortschaften vereinigt; ein Oberhäuptling existiert auch nicht, und viele Dörfer haben überhaupt keine Häuptlinge. Die Feindseligkeit dieser Menschen lässt sich aber leicht erklären, da ihre Gebiete seit jeher die Jagdgründe der Sklavenjäger gewesen sind.

Auf diesem Hochlande, an der Haussagrenze, findet man die ersten Anfänge zur Staatenbildung in Salaga, Jendi, Karga und Gambaga. Hier giebt es wenigstens Herrscher, die allgemein anerkannt sind, welche Gericht halten und ihr Land nach aussen vertreten.

Hauptmann von François hat in den „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten“ seinen Einzug in Jendi geschildert, um einen Begriff von dem Auftreten und der Macht eines solchen Herrschers zu geben.

Dem friedlichen Reisenden ging das Gerücht voraus, dass er die Absicht hätte, Jendi den Krieg zu erklären und den Sultan zu töten. François war darum keineswegs erstaunt, als auf dem Wege nach Jendi einige Reiter, begleitet von 50 Kriegern zu Fuss, seiner Karawane entgegeneilten und ihr Anführer ihm erregt zuwinkte, umzukehren. Es war eine Erscheinung, wie wir sie bereits aus den Schilderungen des ersten Bandes kennen; denn wir befinden uns bereits im Bereiche der Haussakultur. Er hielt auf einem feurigen, kleinen Braunen, war von Statur dick und klein, mit grauem, kurzem Vollbart, stark hervortretenden, blutunterlaufenen Augen, in weissem Turban, weitem weissen, mit Lederstücken besetzten Hemd und weissen, sackartigen Hosen. Hinter ihm befanden sich seine Krieger, die drohend ihre Gewehre schwangen. Als François vortrat und erklärte, dass er nach Jendi wolle, wandte er wütend

sein Pferd um, seine Trommler setzten sich vor ihn und machten einen betäubenden Lärm, und hinterdrein marschierten seine übrigen Leute, indem sie sich wild nach François umblickten und mit ihren Lanzen Stösse nach der Erde führten. Das war eine unerbetene Eskorte, von der sich der Reisende nach einem einstündigen Marsche zu trennen suchte, indem er in einem wasserleeren Flussbett Halt machte, wobei er unbemerkt Munition ausgab und die Gewehre in Stand setzen liess.

Als er weiter marschierte und sich Jendi näherte, hörte er in der Hauptstadt die Kriegstrommeln schlagen, und eine grosse Zahl mit Speeren, Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffneter Eingeborener eilte an der Karawane vorüber. Der Führer, der, wie der Reisende nachträglich erfuhr, Lima hiess und ein Bruder des Sultans war, musste sich bereits in Jendi befinden. So setzte sich François mit einem älteren Mann, der am Wege stand, in Verbindung und bestimmte ihn, nach Jendi zu gehen und dort mitzuteilen, der Wunsch des Fremden sei, „dem Sultan einen Besuch zu machen und denselben seiner freundlichen Gesinnung zu versichern.“ Die Folge der Botschaft war, dass François unbelästigt den Weitermarsch fortsetzen und in der Vorstadt neben einer Haussa-Karawane Lager beziehen konnte.

Von hier konnte er die auf einem flachen Bergrücken gelegene Stadt überschauen, die, etwa 4000 m lang und 600 m breit, weitläufig gebaut war und durch ihre vielen Schattenbäume einen durchaus freundlichen Eindruck machte.

Bald darauf erschien wieder Lima mit etwa 100 Bewaffneten und liess sich unter einem Baume dicht bei dem Zelte François' nieder. Es klärte sich jetzt durch Zwischenpersonen manches Missverständnis auf. Lima wünschte Geschenke, und François ging sofort auf ihn zu, äusserte sein Bedauern, dass er in ihm nicht sofort den Bruder des Sultans erkannt habe, und beschenkte ihn mit etwas Seide und einigen Taschentüchern, wofür der brave Reitersmann freundlichst dankte und hoch zu Ross, von seinen sechs schlagenden Tambours begleitet, abzog.

Am anderen Morgen um acht Uhr machte sich François, von vier seiner mit Repetiergewehren bewaffneten Träger und zwei Dolmetschern begleitet, auf den Weg zum Sultan. Er schildert

am angegebenen Orte die Audienz in folgender anschaulicher Weise:

„Dicht vor Jendi sass Lima, mich erwartend, unter einem Wollbaum, umgeben von seinen Kriegern. Nach kurzer Begrüssung rückten wir ab. Voraus die Trommler, dann kam Lima zu Pferde, hinter ihm etwa 50 Krieger mit Gewehren in Sektionen zu vier Rotten abmarschiert. Darauf kam ich in weissem Flanellanzuge, ohne Waffe, gefolgt von meinen sechs Leuten, neben mir und hinter mir ein Schwarm neugieriges Volk. Durch eine 4 m breite Strasse, deren beide Seiten dicht mit Gaffern besetzt waren, kamen wir nach einigen Minuten auf einen unregelmässigen kleinen Platz. Derselbe war voller Menschen, die laut schrieen und johlten.

Gleich rechts sassen unter einer Veranda dicht gedrängt eine Anzahl älterer Männer in weissen Anzügen, rechts daneben stand ein Trupp Soldaten und neben diesen zehn Trommler, die ihre Instrumente aus Leibeskräften bearbeiteten. Wir gingen um den Platz herum. Lima liess sich darauf unter einem Baum nieder, der an der entgegengesetzten Seite des Platzes, den älteren Männern gegenüber, lag, und ich begab mich zu diesen letzteren, da ich erfuhr, dass sich unter ihnen ein jüngerer Bruder des Sultans befinde. Derselbe war durch den ihm bereiteten Sitz kenntlich. Neben und hinter sich hatte er grosse Lederkissen, während die anderen Männer auf blanker Erde kauerten. Vor ihm standen seine Sandalen und ein Messingnapf voll Wasser. Ich gab ihm die Hand und begrüsste sein Gefolge mit einer Handbewegung. Er erwiderte meine Begrüssung, wobei sein ganzer Hof sich verbeugte. Dann teilte ich ihm den Zweck meines Hierseins mit. Er bedauerte darauf, dass ich den Weg in der Hitze habe zurücklegen müssen, und liess sich von meinen Reisen erzählen. Im Laufe des Gesprächs legte er die erst gezeigte Zurückhaltung ab und sprach schliesslich sein Bedauern aus, dass ich nicht länger bei ihm verweilen könne. Als Geschenk hatte er für mich ein zwölfjähriges Mädchen bereitstehen, doch bot er mir dasselbe nicht an, anscheinend weil er unsicher war, wie ich das Geschenk annehmen würde.

Inzwischen trafen aus der Umgegend viele Zuzüge von Kriegern ein. An der Spitze jedes Zuges kamen einige Trommler, dann folgte

der Häuptling zu Pferde und hinter ihm seine Leute mit den verschiedensten Waffen. So wuchs die Zahl der Trommler auf etwa 60, die der Krieger auf etwa 5000 und die Volksmasse auf mindestens 10 000. Unter dem Geschrei dieser Masse und dem furchtbaren Lärm der Trommeln rangierte sich nun der Zug zum Sultan. Zuerst kam Lima mit seinen Leuten; dann trat ich mit Gefolge an und hinter mir der von mir begrüsste jüngere Bruder des Sultans. Meinem Dolmetscher und meinen Leuten wurde ganz angst, als sie die vielen Krieger sahen, die mit wilden Gesichtern ihre Waffen schwangen. Einer von meinen Krujungen benutzte die Gelegenheit, um im Gedränge zu verschwinden. Mein Dolmetscher bat mich dringend, nicht in ein Haus zu gehen oder von den mir angebotenen Getränken etwas zu geniessen.

Wir marschierten so in einem starken Gedränge zwischen zahlreichen Gehöften, deren Mauern mit Menschen dicht besetzt waren, eine Viertelstunde lang und kamen dann auf einen Platz, der etwa 100 m im Quadrat gross war und ein eigentümliches Schauspiel bot. Links lag in vollständiger Ruhe das Gehöft des Sultans, das sich von den anderen Gehöften durch seine grösseren Hütten unterschied. An den drei anderen Seiten standen in dichten Reihen wohl 500 Krieger zu Fuss. Der ganze innere Raum war mit hockenden Männern bedeckt, und über die Köpfe derselben hinweg sah ich gerade vor mir noch etwa 50 m entfernt, unter einem mächtigen Wollbaum, eine Gruppe von Männern, von welchen einer zwischen grossen Lederkissen auf einem Rindenfell sass. Das war der Sultan. Unsere Musik verstummte, als wir auf den Platz kamen. Ein feierliches Schweigen trat ein; die mit mir gekommenen Brüder des Sultans reihten sich in die Schar der übrigen Krieger ein, und mehrere Tausende von Augen waren auf mich gerichtet. Vor mir sah ich eine fussbreite Strasse, welche die hockenden Männer frei gelassen hatten, in schräger Richtung nach dem Sultan hinführen. Diese Strasse schlug ich, gefolgt von meinen Leuten, ein, vorsichtig bemüht, den hockenden Leuten nicht auf die Füsse zu treten. Die Hitze war mittlerweile sehr stark geworden, und über dem dichtgedrängten Menschenhaufen lagerte eine dunstige, dicke Luft.

Etwa zehn Schritt vor dem Sultan war die Strasse durch eine

lebendige Mauer geschlossen, die aus den vornehmsten Leuten der Stadt bestand, alle mit weissen, weiten Hemden und Hosen bekleidet.

Über die Köpfe der vor mir hockenden Leute hinweg erkannte ich in dem Sultan einen mittelgrossen, in den Sechzigern stehenden Mann mit ergrautem Backenbart und ernsten, scharf markierten, den Negertypus tragenden Gesichtszügen. Er war ähnlich wie sein Bruder Lima angezogen. Hemd, Beinkleider und Turban waren aber reicher gestickt, und statt der Lederstücke trug er auf Turban und Hemd einige silberne Platten, hinter welchen sich auf Papier geschriebene Koransprüche befanden. An den Fingern trug er schwere silberne Ringe. Hinter dem Sultan stand ein Mann mit einer Flöte, ein Trompeter und mehrere Trommler, neben ihm zwei Leute mit Fliegenwedeln, und vor ihm kauerte ein Mann mit einem Becken Wasser.

Meine Verbeugung erwiderte er mit einigen Worten, die von den Versammelten mit tiefer Verneigung nachgesprochen wurden.

Dann hielt ich eine längere Rede, in der ich dem Gedanken Ausdruck gab, dass ich gekommen wäre, freundliche Beziehungen zwischen dem mächtigen deutschen Reiche und seinen Leuten zu vermitteln; Karawanen sollten frei zwischen Togo und Jendi verkehren, an der Küste würden die Leute aus Jendi sicher gut aufgenommen werden, und umgekehrt sollten die Händler von der Küste bei ihm Schutz finden und ohne Schädigung verkehren können. Zoll von Waren würde an der Küste nicht genommen werden und solle auch er nicht erheben.

Einen Koffer mit Geschenken hatte ich mitgenommen; doch hatte ich nicht geglaubt, einen so mächtigen Häuptling begrüssen zu müssen, und die Geschenke schienen mir zu unbedeutend und der Moment nicht geeignet. Ich übergab dieselben daher nicht und nahm dieselben, nachdem der Sultan die feierliche Begrüssungszeremonie für beendet erklärt hatte, mit mir zurück, um sie ihm bei einer späteren Gelegenheit, wesentlich vermehrt, zuzusenden. —

Nach Beendigung der Begrüssung sandte mir der Sultan Berittene und Leute zu Fuss voraus, welche mir Platz durch die Volksmenge machen sollten. Dieselben erfüllten ihre Aufgabe mit grosser Energie. Die Reiter jagten mit ihren kleinen, prächtig auf-

gezäumten und gesattelten, von Leder und Messing schillernden Pferden rücksichtslos in die Menge hinein, während die Leute zu Fuss mit Lederpeitschen nach rechts und links in die Menge hieben. So kam ich unangefochten durch die Menschenmasse und sah nachher im Freien mit Vergnügen zu, wie meine Begleiter mir ihre Pferde in verschiedenen Gangarten vorführten, sich beim Vorbeireiten mit mächtigen, 1,50 m im Durchmesser haltenden Schilden derart deckten, dass vom Pferde fast nichts zu sehen war."

Jendi ist die grösste Stadt in dem oberen Woltagebiete, aber nicht die bedeutendste. In handelspolitischer Beziehung ist es längst von dem kleineren, etwa 10 000 Einwohner zählenden Salaga überflügelt. Der Grund hiervon ist, dass in Salaga ein duldsamer, verständiger, die Interessen des Handels fördernder Sultan wohnt, während der in Jendi die Karawanen mitunter aussaugt und sein Bruder Lima ein gefürchteter Bandit ist. Salaga hat ausserdem eine günstigere geographische Lage und macht dem von uns bereits im ersten Teil geschilderten Timbuktu den Rang streitig. Über den Sultan von Salaga, seine Regierungsweise u. s. w. liegen keine genaueren Berichte vor; wohl aber können wir ein flüchtiges Bild einer innerwestafrikanischen Handelsstadt entwerfen.

Denken wir uns eine Menge kleinerer und grösserer, meist kreisrunder Gehöfte so auf einen Raum verteilt, dass zwischen denselben 1—3 m breite Wege übrig bleiben. Dazwischen eine grössere Anzahl kleiner Plätze, auf denen Wollbäume angebracht sind oder Wasserlöcher, die hier als Brunnen dienen, sich befinden, und zwei grosse Marktplätze, so haben wir die Gesamtansicht von Salaga — einer Stadt, die so wirr, so planlos angelegt ist, wie kaum eine andere in der Welt.

Von landschaftlicher Schönheit findet sich in der ganzen Umgebung keine Spur; rings herum dehnen sich einförmige Getreidefelder, dahinter die trostlose, mit niedrigem Savannengras bewachsene, von $^2/_3$ m hohen Sträuchern bestandene Ebene. Unschön, kahl — aber der Boden ist fruchtbar und die Savanne ein prächtiges Weideland.

Denselben ungemütlichen, öden Eindruck macht die Stadt. „Strassen und Plätze starren vor Schmutz und verbreiten furchtbare Düfte. Aller Unrat wird auf sie geworfen, und sämtliche Be-

dürfnisse werden auf ihnen befriedigt. Besonders unreinlich sind die Strassen, da sie nie gereinigt werden, während der Markt wenigstens ab und zu gesäubert wird. Zum Glück räumen zahlreiche Aasgeier bei Tage und ebenso zahlreiche Schakale, Wolfshunde und Hyänen bei Nacht den schlimmsten Schmutz fort. Der Sultan ist vor Schmutz geflohen und hat seine Residenz in Pembi, eine Stunde südöstlich von Salaga, aufgeschlagen.

Höchst ungünstig sind die Wasserverhältnisse. Salaga hat das schlechteste Trinkwasser im ganzen Woltagebiet. Da es weit von fliessenden oder stehenden Gewässern entfernt ist, wird das Regenwasser in trichterförmigen Löchern aufgefangen, von denen jedes Gehöft eins hat. Vielfach liegen Unrathaufen, tote Esel, Pferde und Hunde dicht neben den Wasserlöchern. Der starke Verbrauch von Wasser durch Menschen und Vieh hat zur Folge, dass gegen Schluss der Regenzeit die Cisternen zum Teil austrocknen. Dann herrscht die ekelhafte Manier, diese Wasserlöcher als Latrinen zu benutzen. Brunnen sind unbekannt." Kein Wunder also, dass ein Mensch ohne Würmer in Salaga für ungesund gehalten wird.

Salaga ist aber ein höchst wichtiger Ort und für den Anthropologen auch ein sehr anziehender; denn täglich kommen und gehen hier Karawanen, und man kann an einem Tage die verschiedensten afrikanischen Rassen beobachten; da sind die Fulbe, die Haussa, die Berber, die Aschanti, die Grussi, die Joruba, kurz alle Leute aus dem westlichen Sudan und von der Guineaküste. Salaga ist auch für den Fremdenverkehr, der stets ein Drittel der eigenen Bevölkerung der Stadt ausmacht, völlig eingerichtet. Freunde finden bei Geschäftsfreunden Unterkommen; und für Fremde stehen genug leere Häuser da.

Und was für ein Leben herrscht auf dem Marktplatze von Salaga! Da ist zunächst der Lebensmittelmarkt. Jeden Morgen schlachten die Metzger gegen 20 Ochsen und 40 Hammel, verkaufen das frische Fleisch und räuchern das übrigbleibende. Für die Abfälle haben sie ihre ständigen Kunden. Sie werden den Geiern zugeworfen, die in dichten Scharen die Metzgerbuden umstehen und nur über Mittag hoch oben in den kühlen Luftregionen ihre Kreise ziehen.

Waren aller Art, afrikanische und europäische, werden feil-

geboten, Handwerker fertigen am Platze ihre Sachen an, Wasser- und Holzverkäufer, Barbiere und Friseure sind in voller Thätigkeit, und bis zum späten Abend dauert das rege geschäftliche Treiben.

„Erst mit Einbruch der Dunkelheit schliessen die Verkäufer ihre Buden. Es tritt dann eine verhältnismässige Ruhe ein, und nun huschen die Nachttiere, Schakale, Hyänen und Wolfshunde, durch die Strassen. Nur vereinzelt gehen noch Bewohner über die Strasse, mit dickem Knüppel oder Lanzen bewaffnet, um sich gegen unliebsame Begegnungen mit den Vierfüsslern zu schützen. Auch der Wasserlöcher wegen ist dann Vorsicht geboten.“

Man kann in Salaga alles kaufen, was Afrika bietet, und kann es nach Belieben mit Kaurischnecken oder englischen Schillingen bezahlen; nur muss man keine englischen Münzen mit dem Kopf der früheren Regenten mitbringen; denn diese haben hier keine Geltung; der Kopf der Königin Victoria muss darauf sein.

Sehen wir uns einige Posten des Preiszettels an, wie ihn der deutsche Reisende notiert und in Markwährung umgesetzt hat:

Da kosten 5 Eier 10 Pf., 1 kg Maisbrot 8 Pf., 1 l Hirsebier 3 Pf.; 1 Rind 30 bis 40 Mk., 1 Schaf 4 bis 6 Mk., 1 Huhn 1 Mk. Da kann man ein Pferd für 50 bis 75 und ein junges Mädchen für 30 Mk. kaufen; denn in Salaga blüht noch der Sklavenhandel, und es werden hier alljährlich an 15 000 Menschen umgesetzt.

Die Gabunesen.

Westafrika ist im Gegensatz zu dem östlichen Teile des Kontinents mit besseren natürlichen Kommunikationsmitteln ausgestattet. Es hat grosse, schiffbare Flüsse, welche tief in das Innere des Landes einschneiden. Für die mittleren Teile desselben ist namentlich der Niger mit seinem Nebenflusse Benue von Bedeutung; auf diesen Strömen können die Flussdampfer bis zu den Haussastaaten des Sudan gelangen. Wenn auch der Kongo in seinem unteren Laufe infolge einer Reihe von Stromschnellen und in seinem oberen Laufe durch die Stanleyfälle der Schiffahrt unüberwindliche Schwierigkeiten bietet, so bildet er doch im Verein mit seinen mächtigen Nebenflüssen ein Netz von brauchbaren Wasserstrassen und erleichtert dem Europäer wesentlich das Eindringen in die innersten Teile des dunklen Weltteils.

Ostafrika hat jedoch einen anderen Vorzug. Es besitzt eine bessere Bevölkerung; die dortigen Negerstämme sind seit Jahrtausenden in Berührung mit asiatischen Völkern gewesen und stellen vielfach eine edlere Rasse dar. Trotzdem ist der Neger Westafrikas keineswegs eine traurige Karikatur, wie man sie in früheren Reisebeschreibungen und ethnographischen Werken zu finden pflegte. Im grossen und ganzen stellt der Westafrikaner eine bessere Menschenrasse dar, als lange Zeit hindurch angenommen wurde, und so ist auch seine Kultur keineswegs eine durchaus niedrige. An der Küste ist allerdings ihr ursprünglicher Charakter verwischt. Im Inneren finden wir aber noch oft Bezirke, in denen man sehen kann, was die afrikanischen Stämme aus eigener Kraft hervorzubringen wussten.

Eine unsrer Abbildungen stellt Proben innerafrikanischer Handfertigkeit dar. Wir sehen auf derselben Kriegswaffen, Fetische und einige Hausgeräte. Von einem Kunstgewerbe findet man hier kaum eine Spur. „In der Darstellung des Häuslichen,“ sagt F. Ratzel in seiner ‚Völkerkunde‘, „übertrifft kein Volk diese Westafrikaner, welche zum Überflusse die Skulptur so sehr lieben, dass sie sich gar nicht genug thun können mit den Fratzen, die sie in jedem zugänglichen Materiale ausprägen. Um von der Indecenz derselben nicht zu reden, sind sie in der Mehrzahl hauptsächlich so hässlich, weil sie absolut nichts Stilisiertes an sich haben, sondern brutal naturwahr sein oder höchstens ins Hässliche übertreiben wollen. Zum letzteren trägt die Ungeschicklichkeit noch bei, mit der besonders die Götzenbilder gearbeitet worden sind, welche menschliche Gestalten darstellen. Das Einsetzen der Augen mit glänzend weissen Kauris, die Verschönerung des Bauches mit einem viereckigen Stückchen Spiegelglas sind so kindische Veranstaltungen, dass man darüber lachen könnte, wenn es sich dabei nicht um die Götter dieser Menschen handelte, und wenn die Effekte nicht so barbarisch hässlich herauskämen.“

Auf einer besonders hohen Stufe der Vervollkommnung steht bei den ursprünglichen westafrikanischen Völkern die Flechterei und die Weberei. Das Rohmaterial hierzu finden dieselben in vielen Pflanzen, so in den Fasern der Öl- und Weinpalme, in denen des Pandanus und der Ananas. Diese Gewebe, welche mitunter selbst mit dem Samte und dem Damast verglichen werden können, sind viel besser und dauerhafter als die nach Afrika importierten europäischen Zeuge. Aber diese bedruckten Zeuge übten auf die Neger einen besonderen Reiz aus und verdrängten die einheimische Ware, ja brachten die eingeborene Industrie zum gänzlichen Verfall. So kommt es, dass, je weiter man von der Küste in das Innere vordringt, die Zeuge, überhaupt die Arbeiten der Eingeborenen um so besser werden, und Pogge hat treffend erklärt, dass ihm beim Eindringen in das Innere Afrikas vorgekommen sei, als ob er in die Zivilisation hineingelange!

Von den freien Künsten bethätigt der Westafrikaner nur die Musik. Zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit hat sie sich nicht emporgeschwungen; sie ist afrikanische Musik geblieben.

Unsere Abbildung zeigt ein innerafrikanisches mandolinen- oder guitarrenförmiges Instrument. Das wichtigste und am meisten vervollkommnete Instrument bildet aber die Marimba, die man treffend als Kalebassenpiano bezeichnet hat. „Das Gerüst der Marimba bildet ein 12 bis 20 cm breites, dünnes Holzbrett, welches entweder rechteckig oder hufeisenförmig ist und $^1/_2$ bis 1 m Durchmesser hat. Unter demselben sind sechs oder mehr Kürbisse verschiedener Grösse angebracht. Indem der Musiker mit zwei kautschukumwundenen Schlägeln auf das Brett paukt, erzeugt er laute und harmonische Töne.“

Während der Forscher, je tiefer er in das Innere des Kontinentes vordringt, um so mehr von den eigenartigen Erzeugnissen der Afrikaner angezogen wird, übt die europäische Kultur einen gleichen Einfluss auf die Eingeborenen aus, und die Folge davon ist, dass man in diesen Gebieten zwei Strömungen beobachten kann. Die erste dringt von der Küste landeinwärts vor. Händler mit europäischen Waren suchen die entfernteren Stämme auf, um erstere bei ihnen gegen Landesprodukte auszutauschen. Diese Waren üben auf die Eingeborenen einen überaus starken Einfluss aus. Die europäische Kultur blendet die Kinder der Wildnis, und so hat sich neben der Händlerbewegung eine zweite, der Drang nach der Küste, ausgebildet, welche den Charakter einer förmlichen Völkerverschiebung annimmt.

Die letztere tritt uns am deutlichsten in den Gebieten von Gabun bis zum Süden des Kamerunlandes entgegen.

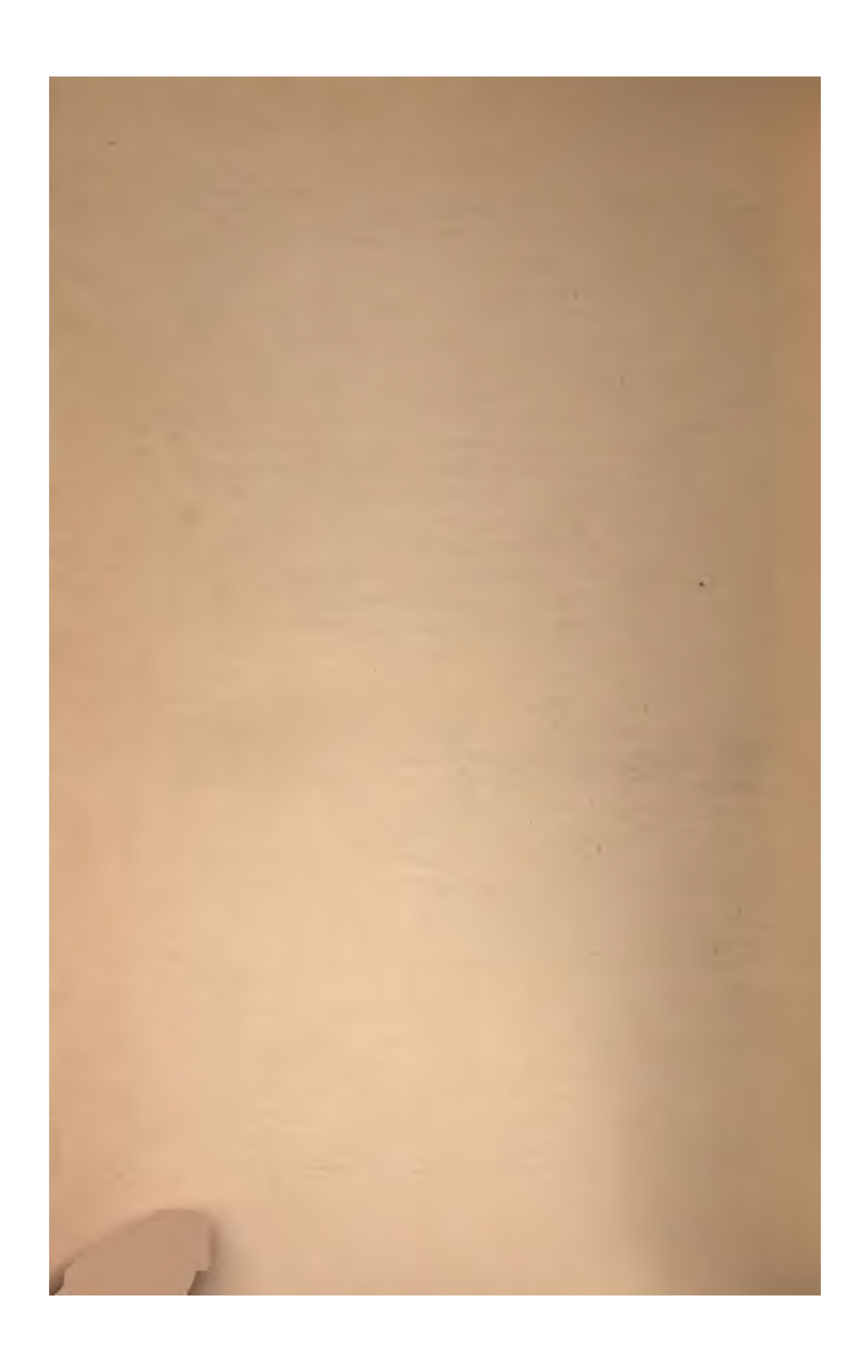
In der französischen Kolonie Gabun ist der Stamm der Mpongwe ansässig. Die Leute denken nicht über die Zeit ihrer Väter hinaus und haben somit keine geschichtliche Überlieferung. Sie sind wie alle Küstenneger passionierte Händler, andre Arbeiten gelten ihnen als schmutzige Geschäfte, die sie lieber den Sklaven überlassen. Sie haben zwar „Könige“, welche durch Akklamation in der Volksversammlung gewählt werden, aber die Macht dieses Königtums reicht nicht weit; denn die Sitten sind patriarchalisch und darum die Macht des Oberhauptes einer Familie eine so grosse, dass dieses als ein Häuptling im kleinen gelten kann.

Wirklich sonderbar ist das Verhältnis zwischen dem Mpongwe als Herren des Landes und den meistens als Kaufherren angesiedelten

(S. 292.)



Proben innerafrikanischer Handfertigkeit.



Weissen. Hübbe-Schleiden schildert es in seinem Werke „Ethiopien“ etwa in folgender Weise: Nach dem in den Gabunländern herrschenden Rechte ist das Oberhaupt der Familie oder der Ortschaft, bei der sich ein Weisser zuerst niederlässt, der Majordomus dieses Weissen, und dieser ist sein weisser Mann. Um eine populäre Vorstellung von dem Rechtsverhältnisse zu geben, kann man nicht besser sagen, als: der weisse Mann ist ein Haustier seines Majordomus. Das europäische Leben hat keinen einzigen Begriff, der auch juristisch diesem Verhältnisse besser entspräche, als der eines Lieblingstieres, das wir in unserem eigenen Interesse hegen und pflegen, auch Nutzen aus ihm ziehen und als sein Herr gelten, einerlei, ob wir Eigentümer des Tieres sind oder nicht.

Das Verhältnis des Weissen ist zweifellos ein dingliches Recht. Der Schwarze ist das Subjekt und der Weisse das Objekt dieses Rechtsverhältnisses. Der weisse Mann ist unbestritten Eigentümer seines Hauses und seines Grundes und Bodens, ja eventuell der unumschränkte Herr seines Etablissements. Der Mpongwe erhebt durchaus keine Ansprüche an die Sachen des Weissen, auch hat er aus dem Verhältnisse keinerlei Forderungen an den Herrn selbst. Er hat lediglich ein Anrecht auf die Person des Weissen, nämlich darauf, dass dieser bestimmte Mann überall als sein weisser Mann angesehen wird. Dieses Verhältnis verpflichtet nicht nur den Weissen nicht, dem Schwarzen Abgaben oder Dienste zu leisten, sondern im Gegenteil leistet der Schwarze seinem weissen Manne alle erdenklichen Dienste, wo er nur kann, und zwar in seinem eigensten Interesse. Es ist sein höchstes Ziel, seinen weissen Mann reussieren zu sehen; um so grösser sein weisser Mann wird, um so höher steigt auch er. Sein Interesse ist ungefähr dasselbe, wie bei uns das des Besitzers eines ausgezeichneten Rennpferdes. Nur ein hochgestellter Schwarzer von angesehener Familie kann der Inhaber solches Rechtes sein, aber das, was er durch sein Verhältnis zu seinem weissen Manne wird, erhebt ihn weit über allen Adel seines Stammes. Ein Schwarzer, der einen weissen Mann hat, ist fast so gut, als ob er einer höheren Rasse angehörte. Alles, was der Weisse thut, verbreitet auch seinen Ruhm im Lande; die schwarze Welt schreibt es seiner Ehre gut, ganz als ob er selbst die Leistung vollbracht hätte. So wenig wie wir aber bei einem Haustiere von

einer Verpflichtung reden, so wenig legt auch dieses Verhältnis dem weissen Manne eine juristische Verpflichtung auf. Wie wir unser Pferd oder unseren Jagdhund nicht fragen, ob sie uns als Herrn anerkennen, ebensowenig fällt es dem Schwarzen ein, von seinem weissen Manne solche Anerkennung zu fordern. Dennoch ist dieses Verhältnis ebenso bindend wie unsre dinglichen Rechte an einem Haustiere. Gerade so, wie wir jeden dritten, der uns unser Pferd oder unseren Jagdhund stiehlt, unterschlägt oder abspenstig macht, dafür belangen würden, so wendet sich auch der Majordomus gegen jeden Schwarzen, der ihm seinen weissen Mann abspenstig machen will oder sein Recht auf den Mann in irgend einer Weise verletzt oder beeinträchtigt. Er hält seinen weissen Mann nicht direkt dafür verantwortlich, dass er sich nicht von ihm verirrt, wohl aber fordert er von allen anderen Schwarzen, dass sie sich solches Verirren nicht ungebührlich zu nutze machen. Der Weisse ist dadurch in seiner Person und in seinem Leben in keiner Weise beschränkt; der Anspruch richtet sich lediglich auf die Thatsache seiner Existenz im afrikanischen Lande und auf die Ehre und die Vorteile, die sich für seinen Schwarzen daran knüpfen. In der Regel ist der Majordomus des Weissen auch sein Händler, oft sogar sein Haupthändler; daneben aber, oder selbst statt seiner, mag sich der Weisse soviel Händler, Aufseher, Arbeiter und Diener halten, wie er will: als Schwarze unter Schwarzen aber müssen alle diese den Majordomus des Weissen als seinen Schwarzen anerkennen. Wollte ein andrer Schwarzer es sich gefallen lassen, von dem Weissen als sein Majordomus behandelt zu werden, so würde man ihn ohne weiteres vergiften, oder er würde unversehens auf der Jagd erschossen werden, oder man würde ihn mit Fetisch- und Geisterbeschwörung zu Tode ängstigen.

Dass diese Eifersucht auf seinen weissen Mann im Grunde genommen weiter nichts als eine kaufmännische List ist, wird jedem Leser klar sein. Das Verhältnis wurde auch seit jeher von europäischen Handelshäusern als ein missliches und unangenehmes empfunden. Die regere Thätigkeit der Franzosen in Gabun wird auch den Majordomus des Weissen abschaffen.

Seit fünfzig Jahren sind die Gabunesen durch eine Einwanderung aus dem Inneren in ihrem Besitze ernstlich bedroht. Um

jene Zeit erschienen an der Küste zum ersten Male Leute aus dem Inneren, die sich selbst Fan nannten. Sie unterscheiden sich wesentlich von allen an der Westküste wohnenden Stämmen. Schlank und kräftig gewachsen, sind sie von viel lichterer Farbe, die manchmal stark ins Gelbliche spielt; ihr Blick ist starr und wild; sie lachen selten, und wenn man fröhliche Leute unter ihnen findet, so sind es zumeist Frauen und Knaben. Sie sind Menschenfresser, frönen aber dieser Sitte nur verstohlenerweise; obwohl sie kriegerisch gesinnt sind, so sind sie doch zugänglicher und vor allem auch fleissiger als die Küstenneger.

Besucht man ihre im Walde erbauten Dörfer, schaut man ihrem Leben und Treiben zu, so findet man bei ihnen sehr viele Anklänge an einen anderen, fernab von der Westküste wohnenden Stamm, an die Niam-Niam, die Schweinfurth und Casati so anschaulich geschildert, über deren Schicksale in den Ländern am Uellestrome wir im ersten Teile dieses Buches ausführlich berichtet haben. Auch ihre aus den Schäften der Raphiapalme gebauten Hütten zeichnen sich durch grosse Festigkeit aus; zu Palästen, wie sie am Uelle errichtet werden, haben sich jedoch die Fans nicht aufschwingen können; auf der Wanderung begriffen, sind sie noch schwach und haben keine nennenswerten Staaten bilden können; ihre Häuptlinge sind unbedeutend. Aber sie zeichnen sich vor den Westafrikanern durch ihre Energie aus; sie haben sich bereits vom Gabun bis zu den südlichen Grenzen des Kamerunlandes ausgebreitet, und in diesen Gebieten scheint die Zukunft ihnen zu gehören.

Westafrika und der Sudan.

Werfen wir einen Blick auf die neuen Karten von Afrika, so sehen wir auch von der Westküste farbige Striche gegen das Innere des Landes ausstrahlen. Dieselben stellen die politischen Grenzen der Interessensphären der europäischen Kolonialmächte in Westafrika vor. Während wir in Ostafrika diese Grenzen auch nach dem Inneren zu abgeschlossen finden, sind sie auf der Westseite nach innen noch offen. Die Küste ist geteilt, das Innere noch nicht vergeben. Für Deutschland ist dabei die Abgrenzung des Kamerun-

gebietes von grösstem Interesse. Im Norden ist dieselbe durch eine Linie gegeben, die vom Rio del Rey ausgehend in nordöstlicher Richtung bis in die Landschaften von Adamaua verläuft. Diese Grenzregulierung ist durch das deutsch-englische Abkommen vom 2. August 1886 festgestellt worden. Wenn wir nun in Ostafrika bei der Schilderung der Entwickelungsgeschichte der Wahumareiche bedauern mussten, dass die Grenze zwischen deutschem und englischem Besitz ohne Rücksicht auf die politischen Verhältnisse des Landes gezogen werde, so trifft dies auch für diesen Teil Westafrikas zu. Die deutsch-englische Grenze trennt Adamaua in zwei ungleiche Teile. Der grösste Teil dieses Haussareiches ist Deutschland zugefallen, aber die Hauptstadt des Landes, der Sitz des Sultans, das Zentrum der Verwaltung ist in englische Hände übergegangen.

Nun sind die Deutschen bis in jene Gegenden vorgedrungen, und welche Nachteile diese Grenzregulierung für unsere koloniale Thätigkeit mit sich brachte, erhellt aus einem Berichte des Premierlieutenant Morgen. „Als ich dem Sultan von Tibati,“ sagte der genannte Forscher in seinem auf der Versammlung der deutschen Kolonialgesellschaft in Nürnberg gehaltenen Vortrage, „die deutsche Flagge überreichen wollte, wies der sonst mir sehr freundschaftlich gesinnte jugendliche Häuptling dieses Geschenk mit der Bedeutung zurück, dass er hierzu erst die Erlaubnis des Oberherrn von Jola einholen müsste — in Jola aber sitzt John Bull und lässt es unter anderen Mitteln auch nicht an Geld (jährlich 1000 Pfund) fehlen, um den Herrscher in seinen Garnen zu behalten.“

Ausserdem ist diese nördliche Grenze des Kamerungebietes auch ohne alle Rücksicht auf geographische Verhältnisse gezogen; sie schneidet alle Flüsse Katzena Allah, Kogin Donga, Tarabba und schliesslich den Benue quer durch, uns die oberen meist unschiffbaren Teile lassend.

Über die Südgrenze äussert sich derselbe Reisende wie folgt: „Die Südgrenze ist durch das Abkommen mit Frankreich vom 24. Dezember 1885 derart festgelegt werden, dass wir uns Einmischungen zu enthalten hätten südlich einer Linie, welche, von der Mündung des Kampoflusses ausgehend, diesen Fluss bis zum 10.° östlicher Länge von Greenwich aufwärts und von diesem Punkte

ab parallel zum Breitengrade bis zum 15.° östlicher Länge läuft. Dass nun dieser 15. Grad unsere Ostgrenze bilden soll, das zu behaupten bekommen ausser den Engländern eben nur noch die Franzosen fertig. Ich denke, meine Herren, dass Deutschland bei Festlegung der Ostgrenze auch noch ein gewichtiges Wort mitreden wird. Und wenn die Franzosen nun, auf die Hinterlandstheorie pochend, die wir beim Niger, Benue und Tsadseebecken viel eher anwenden könnten, in unser Hinterland Expeditionen mit politischem Zweck entsenden, so haben wir alle Ursache, wegen Wahrung unsrer Grenzen auf der Hut zu sein."

Wenn wir einen Blick auf die Karte werfen, so sehen wir, dass von Kamerun der kürzeste Weg zu den Sudanländern führt, die wir in dem ersten Teile unserer Darstellung geschildert haben. Das Hinterland von Kamerun tritt in eine unmittelbare Fühlung mit den Haussastaaten, mit Bornu und Bagirmi, die von Barth und Nachtigal durchforscht wurden. Dieses natürliche Hinterland uns zu sichern, das ist eine der Hauptaufgaben unserer Kolonisatoren an der Westküste, und wir können mit Befriedigung aussprechen, dass die Erfolge der unermüdlichen Thätigkeit deutscher Reisender sehr beachtenswert sind, obwohl das grosse Publikum, von den Ereignissen in Ostafrika in Anspruch genommen, diesen eine geringere Aufmerksamkeit schenkt.

Um die Bedeutung dieses Hinterlandes dem Leser klar zu machen, müssen wir vorerst eine kurze Skizze des betreffenden zwischen ihm und der Kamerunküste liegenden Gebietes entwerfen, von welchem der geheimnisvolle Schleier durch die Thatkraft deutscher Forscher in der jüngsten Zeit gelüftet wurde.

Wenn wir von dem im Norden unseres Gebietes bis zu einer Höhe von etwa 4000 m aufsteigenden Kamerungebirge absehen, haben wir eine etwa 70 km breite Küstenebene vor uns. Sie ist nur an den sie durchschneidenden Flussläufen bewohnt, sonst überall mit einem dichten, unbewohnten Urwald bedeckt. Von dieser Ebene aus steigt das Land in schroffen Terrassen zu der Hochebene des Sudan empor. Der Urwald schwindet hier, an seine Stelle tritt die mit schilfartigen Gräsern bestandene Savanne, hin und wieder von Galeriewäldern unterbrochen, welche die Flussläufe säumen. Über diese Terrassen stürzen die Flüsse in Wasserfällen und Strom-

schnellen zu Thal — leider sind sie dadurch in ihrem mittleren Laufe unschiffbar.

Was nun die Urwaldregion anbelangt, so finden wir hier nicht immer jene wunderbar reiche und üppige Wildnis, die man sonst mit dem Begriff tropischer Urwälder zu verbinden pflegt. Der oft arme Boden erzeugt im Gegenteil Forste, die mehr unseren mitteleuropäischen Laubholzwäldern ähneln. „Die Bäume,“ schildert Bernhard Schwarz diese Waldungen, „sind fast ausnahmslos Pflanzen mit harten, klebrig feuchten, glänzenden, lederartigen Blättern, Ebenaceen, Cedrelaceen u. dgl. Aber auch diese stehen so dünn, dass man vom Wege aus immer weit in den Wald hineinsehen kann. Zudem findet der Wanderer fast nur junges Holz, dünne Stämmchen von kaum Meterhöhe, woran wohl der Elefant, der die Blätter und Zweige abzuweiden pflegt, die Hauptschuld hat. Lediglich vereinzelt finden sich entwickeltere Stämme, die dann aber auch immer so kolossal sind, dass sie mit ihren Kronen ein undurchdringliches Laubdach über das Ganze breiten. In diesen Urwäldern marschiert man, ein weiterer Vorteil, stets im prachtvollsten Schatten. Die Durchschnittstemperatur übersteigt kaum 30 Grad Celsius. Die Sonne bekommt man tagelang gar nicht zu Gesicht, und der allerdings auch jetzt noch häufige Regen vermag fast niemals bis zum Boden durchzudringen. Blumen erscheinen nur selten, wie denn überhaupt von einem Unterholz kaum die Rede sein kann. Fast überall erblickt man das nackte, braune Erdreich. Dagegen müssen unter den hohen Bäumen viele fruchttragende sein, da nicht selten ganze Schichten von faulenden Früchten den Weg bedecken. Auch Gummilianen kommen in dem ganzen Gebiet zahlreich vor. Dasselbe würde also trotz seiner eben gekennzeichneten Dürftigkeit schon um deswillen immer noch kolonial wertvoll sein, selbst wenn hier nicht die kostbarsten Hölzer, als Ebenholz, Rotholz, Mahagoni u. s. w. gediehen. — — —

Zur Zeit hat freilich der Aufenthalt in diesen ungeheuren Einöden noch wenig Verlockendes für den Menschen. Die Luft ist hier, jedenfalls infolge der grossen Abgeschlossenheit nach oben und einer Menge stagnierender und sumpfender Gewässer, so verderbenbringend, dass selbst die Eingeborenen daselbst nicht lange würden leben können. Dazu gedeihen die Aaspflanzen

in diesem Gebiete so massig, dass dem Europäer oft fast übel werden kann.

Daher kommt es denn auch, dass das ganze unermessliche Terrain überaus dünn bevölkert ist. Nur von Zeit zu Zeit findet sich an einer freieren, luftigeren Stelle, meist in der Nähe eines Gewässers, eine kleinere Ansiedelung oasenartig in das weite Blättermeer eingebettet.

Selbst die Tierwelt scheint dies dumpfe Waldgebiet nicht zu lieben. Nur Antilopen und Elefanten sind noch zahlreich vertreten. Der letztere ist hier sogar in seinem eigentlichen Reiche, und es sollen Herden von 30 bis 50 Stück vorkommen. Grossartig ist es, wenn hier und da die selbstgebahnten Pfade dieser ungeheuren Tiere den Weg kreuzen. Dann sieht man in lange Galerien hinein, in welchen umgeknickte Stämme von Armesdicke und umhergeworfene und zertretene Äste ein grauenvolles Chaos bilden. Nur die Vogelwelt zeigt sich in diesen Waldeinöden ausgiebiger repräsentiert. Zahlreiche Papageien kreischen in den Wipfeln, besonders von dürren Baumriesen, grosse Pfefferfresser schweben von Ast zu Ast, und in regelmässigen Pausen schallt der monotone Ruf des Glockenvogels wie ein ernstes Memento mori durch das stille Reich des Todes, nicht selten übertönt von dem schmetternden Trompeten des Elefanten, des plumpen Herrschers dieser Wüsteneien.“

Das ist das Küstengebiet, in dem wir noch den Handelshäuptlingen begegnen, die auf ihre Privilegien und Durchgangszölle dem Händler gegenüber pochen. An manchen Stellen stösst der Reisende auf Reste einer uralten Bevölkerung. Es bewohnen nämlich die Urwaldregion hinter der Batangaküste Leute von einem auffällig kleinen Wuchs, welche dadurch sehr merkwürdig sind, dass sie keine festen Ansiedelungen in Dörfern haben, sondern, lediglich von der Jagd lebend, den Wald durchstreifen. Sie lagern sich unter unvollkommenen Schutzdächern. Es wird von ihnen erzählt, dass sie diejenigen gewesen, welche die Pfade im Urwalde gemacht haben. Dies weist darauf hin, dass sie länger im Lande angesessen sind als die anderen. Sie nennen sich selbst Bojaeli, werden aber von den anderen Stämmen Baüec genannt und von denselben als tieferstehend verachtet. Sie selbst sollen alle anderen Menschen

Mi nennen. Sie scheuen das Zusammenkommen mit diesen und erscheinen nur selten in ihren Dörfern, um gegen die Ergebnisse der Jagd Pulver und Gewehre einzutauschen. Sie haben eine entschieden gelbe Gesichtsfarbe, sind von niedrigem Wuchs und haben einen fremdartigen Gesichtsausdruck.

Wer würde in ihnen nicht Verwandte des Akkastammes erkennen? In der That beginnen schon hier die Anklänge an die fernen Regionen des Sudan. Dringt der Reisende weiter vor, nähert er sich der Grenze der Urwaldzone, so erhält er auch Nachrichten von einem Graslande, von Händlern, die auf Pferden reiten, von sudanischen Waren und von Sklavenhändlern und Sklavenjägern. Endlich schimmert zwischen den Waldlücken in weiter Ferne eine braune Masse hervor. Es sind Bergkuppen, die sich zwischen bewaldeten Höhen erheben, und die braune Farbe stammt von dem Grase der Savanne her. Der Wald nimmt nach einigen Tagemärschen ein Ende, und mit dem freudigen Rufe: Gras! Gras! stürzen die Träger vorwärts, da sie das Ziel ihrer Wünsche erreicht haben.

„Ich vergesse nie den Eindruck,“ erzählte Hauptmann Kund, „den ich hatte, als ich das erste Dorf jenseit der Urwaldregion erreichte, in welchem der Häuptling bei unserem Rückzug nicht sehr freundlich gewesen war. Als ich den Eingang des Dorfes betrat, war auf der ganzen langen Dorfstrasse kein Mensch zu sehen. Totenstille herrschte; an den niedrigen Eingängen der Hütten sassen, der ganzen Reihe derselben entlang, alle bewaffneten Männer. Die Frauen und Kinder suchten auch zu sehen, was sich nun ereignen würde. Ich liess absichtlich meine Leute in einer gewissen Entfernung folgen und ging die Dorfstrasse entlang, nur mit einem Stock, ohne irgend eine Waffe in der Hand. Die Leute sassen still wie Statuen; aber jedes Auge war auf mich gerichtet. Als ich am Ende der Dorfstrasse angekommen war, rief ich den Dolmetscher an mich heran und liess ihn die Dorfstrasse hinunterrufen, man möge uns zu essen bringen. Die ängstliche Spannung, die über den Gemütern lastete, wollte sich aber nicht lösen. Alles blieb still und regungslos wie zuvor. Erst als ich mitten im Dorf das Zelt aufgeschlagen hatte, wagten einzelne Leute sich in meine Nähe, auch der Dorfhäuptling erschien, aber mit klopfendem

Herzen und zitternden Gliedern. Erst allmählich beruhigte er sich auf meine Versicherung, dass es nach wie vor immer bei dem bleibe, was wir ihnen stets gesagt hätten, der Weisse komme zum Schwarzen nicht als Feind, sondern als Freund."

Dies ist ein Beispiel für den Einfluss, den die schwarzen Küstenhändler auf die tiefer landeinwärts wohnende Bevölkerung ausüben. Sie gehen den Expeditionen voraus und erzählen den Häuptlingen: „Es wollen Weisse in das Land kommen. Ihr müsst ihnen nicht trauen. Sie wollen jetzt das Elfenbein, wofür sie uns an der Küste bezahlen müssen, umsonst haben; sie wollen es bei euch stehlen. Sie haben sehr viele Sklaven, mit guten Gewehren bewaffnet, bei sich. Lasst sie nicht ins Land, denn sie werden euch euer Elfenbein und eure Weiber nehmen und viele von euch zu Sklaven machen. Der Weisse ist schlecht. Wenn er mit seinen Schiffen auf dem grossen Wasser zu uns kommt, so will er gute Sachen bei uns holen und möglichst wenig dafür bezahlen. Wir, obwohl wir viel Gewehre haben, viel mehr als ihr im Inneren können kaum gegen ihn fechten. Wenn ihr ihn zu euch lasst, werdet ihr erst recht nicht mit ihm fertig werden. Ihr müsst ihm auch nicht glauben, wenn er euch Freundschaft versichert und sich freundlich benimmt und euch Geschenke giebt. Er will euch nur damit bethören. Er wartet ab, bis er gesehen hat, wie er am leichtesten euer Elfenbein und eure Sklaven bekommen kann, und dann wird er mit euch fechten und viele von euch töten."

Dass solche Reden nicht immer ihren Eindruck verfehlen, beweisen uns die unglücklichen Kämpfe, welche Dr. Zintgraff im Norden Kameruns auf dem Wege nach Adamaua bestehen musste. Jedenfalls wird es aber nicht schwierig fallen, diesen Widerstand im Notfalle mit bewaffneter Hand zu brechen, und die Ausgaben für eine Expedition in diesem Sinne würden viel geringer sein, als diejenigen, die uns Ostafrika bereitet hat, da hier die Häuptlinge viel schwächer sind.

In der Urwaldzone und dem angrenzenden Gebiete wohnen die Bantustämme, die in diesem Teile unseres Buches bereits geschilderten oder ihnen verwandten Stämme der Bantuneger, die Dualla, Batanga, Fans u. s. w., dann kommt eine Grenzzone gemischter Bevölkerung, durch die man zu den Sudannegern gelangt. Erstere

sind Heiden, letztere Mohammedaner. „Es ist hochinteressant,“ sagt Premierlieutenant Morgen, „die Verschiedenheit dieser beiden Rassen zu sehen und zu studieren. Sie sprechen anders, sie sitzen anders, sie kleiden sich anders, kurz und gut, es ist eine andere Welt.“

Die Welt des Sudan ist unseren Lesern bereits bekannt. Wie ist es nun mit der Grenzzone zwischen Westafrika und dem Sudan, soweit das Hinterland unserer Kolonie Kamerun in Frage kommt, bestellt?

Unsere Gewährsmänner erklären: „Im Inneren auf dem Plateau ist das Klima geradezu gesund zu nennen, Fieber ist fast ganz ausgeschlossen.“ Auch die Verpflegung ist verhältnismässig leicht. An Vegetabilien bietet die Küstenzone Bananen, Yams, Bataten, Zuckerrohr, der Sudan Mais, Durrhakorn, Melonenbäume, Reis. Schafe, Ziegen, Hühner giebt es aller Arten und in verschiedenen Gegenden auch Rindvieh. Ausserdem ist der Wildreichtum in der Savannengegend geradezu unglaublich. Der Reisende begegnet hier alltäglich Herden von Elefanten, Büffeln und Antilopen.

Auch sind nicht alle Stämme feindlich und wild. Über die Jaunde in Südkamerun, in deren Lande eine Station errichtet wurde, äusserte sich seiner Zeit Hauptmann Kund:

„Das Volk nennt sich Jaunde, ein sehr grosser Stamm, der hier mit den Tinga, einem ebenfalls bedeutenden Stamme, zusammentrifft. Den Namen Fang kennt niemand. Die Jaunde, Tinga und ihre nächsten Nachbarn zeichnen sich in der vorteilhaftesten Weise von der Bevölkerung aus, die man zu durchziehen hat, ehe man von Westen her zu ihnen gelangt. Ich möchte fast sagen, dass mit Ausnahme der Bevölkerung nördlich des Sannaga mir so schöne Erscheinungen unter Afrikanern noch nicht vorgekommen sind.

Alle sind von ausserordentlich hohem und schlankem Wuchs, wohlgenährt, glänzenden, schwarzen Augen, gesundheitstrotzend, von einer dunkelbronzenen Hautfarbe mit vollendeter Muskulatur. Die Gesichtszüge sind bei beiden Geschlechtern vielfach ausserordentlich regelmässig, und auch die Weiber, was gerade bei Schwarzen selten, sind wohlgestaltet und oft von schöner Gesichtsbildung. Die Bekleidung besteht aus einem Stück Rindenzeug bei den Männern, während die Weiber kein Zeug tragen dürfen, sondern sich nur

einer Hüftschnur bedienen, die auf der Rückenseite als Träger eines auffallend grossen, aus rotbraun gefärbten Grasfasern bestehenden Büschels dient, während vorn ein durch den Gürtel gezogenes Stück eines Bananenblattes als dürftige Hülle dient. Als Waffen dienen Speere, ohne die man einen Mann selten erblickt, und wenige Feuergewehre. Ein hervorstechender Zug der Jaunde ist ein Hang zu harmloser Fröhlichkeit. Den Tanz, der mit Flötenspiel und Händeklatschen begleitet wird, lieben sie über alles. Noch unverdorben durch den Handel, leben sie in einem von ihnen selbst gewonnenen geringen Grade von Kultur in verhältnismässig glücklichem Zustande. Ihr Land ist wohl angebaut, sie gewinnen mit wenig Arbeit genügend Lebensmittel, leben in hübschen, sauberen Dörfern, im allgemeinen in friedlichen Zuständen. Wenn ich irgendwo einen Volksstamm suchen sollte, der in seinem Naturzustande den Vorzug verdienen sollte, im Rousseauischen Sinne vor den Völkern mit fortgeschrittener Kultur, so würde ich zuerst an jene Jaunde und Tinga denken mit ihren gesunden Leibern, ihrem Frohsinn, ihrem harmlosen Hinbringen der Tage. Noch haben sie sich rein in ihren Eigentümlichkeiten, Sitten und Gebräuchen erhalten und brauchen ihre eigenen Geräte, Werkzeuge, Kleidung u. s. w."

So sind die Jaunde beschaffen, von deren Lande die Reisenden behaupten, dass man selbst an eine Gründung von europäischen Niederlassungen in demselben denken könnte.

Im übrigen wiederholen sich auch hier dieselben Verhältnisse, welche wir bereits im Hinterlande von Togo kennen gelernt haben. Wir gelangen auf dem Weitermarsche zunächst in ärmere, weniger bevölkerte Gegenden. Wir erfahren bald, dass der Grund dieses Niederganges in den Sklavenjagden zu suchen ist, die hier abgehalten werden, und nach wenigen Tagemärschen erreichen wir auch die Stützpunkte derselben, Residenzen von Raubfürsten. Wir betreten damit die neue Welt des Sudan. Schnell verändern sich hier die Menschen und die Sitten. Der Sannaga bildet hier, wie der Victoria-Nil, eine Völkerscheide, und während auf dem einen Ufer noch Bananen und Yams gebaut werden, sieht man auf dem anderen Durrha- oder Mohrhirsefelder. So nähern wir im Wutelande uns der Residenz des Fürsten Ngila oder Ngirang, die wie

eine natürliche Festung auf einem Plateau liegt und den Namen einer Stadt verdient, da sie gegen 8000 Einwohner zählt. Als Morgen Ngila aufsuchte und wegen des Durchmarsches mit ihm parlamentierte, stellte ihm dieser etwa 2000 Krieger entgegen, von denen 160 mit Feuersteingewehren, die übrigen mit Speeren oder mit Pfeil und Bogen ausgerüstet waren, wobei die Speerwerfer als Schutz noch einen grossen, fast mannshohen Schild trugen.

Nachdem die Verhandlungen einen friedlichen Ausgang genommen, empfing Ngila den Reisenden auf dem grossen, mitten im Dorfe gelegenen Übungsplatze. Der Sultan selbst sass unter einem geflochtenen Thronhimmel, umgeben von seinen Räten und etwa 100 Weibern, auf einer Matte mit gekreuzten Beinen. Er sah einem spanischen Juden ähnlich. Der Platz selbst war von allen Kriegern in militärischer Ordnung, etwa sechs Glieder tief, umgeben. Nach kurzer Begrüssung und einigen ausgetauschten Phrasen wurde dem Reisenden an einem Ende des Dorfes ein Lagerplatz angewiesen.

„Die Stadt,“ berichtet Morgen, „welche nach meiner genauen Zählung 964 Hütten mit durchschnittlich je 8 bis 10 Bewohnern, also insgesamt etwa 8 bis 10 000 Einwohner, enthält, ist äusserst sauber. Die Hütten, etwa 20 Fuss hoch, haben runde Form und bestehen unten aus einer Brustwehr von grauem Lehm, oben aus einem Dach von Maisstroh; inwendig sind dieselben in einzelne Räume, gewöhnlich Küche, Schlaf- und Wohnraum, geteilt. Die Kleidung der Männer besteht in einem um die Hüfte geschlungenen Stück Zeug aus Baumrinde; jedoch trägt Ngila selbst und sein Hofstaat, etwa 15 Personen, lange mohammedanische Kleider und zeitweise Sandalen und Turban resp. Fez. Die Weiber tragen um die Hüften eine Schnur, meist mit Perlen verziert, an welcher sich ein schmales Blatt befindet. Die angesehenen Männer tragen an Waffen, ausser einem Messer am Gürtel, ein mohammedanisches Schwert über die Schulter gehängt. Alles, Männer und Weiber, trägt eine Menge rotgefärbter Elfenbeinringe an den Armen. Die rote Farbe ist hier überhaupt sehr beliebt, indem viele sich den ganzen Körper mit einer Masse von Rotholz und Palmöl bemalen, ja sogar mit ihren in Kappenform frisierten Haaren diese Prozedur vornehmen. Als charakteristisch will ich noch hervorheben, dass

die Leute hier, wie Dr. Schweinfurth es von den Niam-Niam erwähnt, auf einem Beine stehen und die Fusssohle des anderen gegen das Knie des ersteren lehnen.“

Wenn in den Trachten der Vornehmen und in den Sitten des Volkes sich bereits der Einfluss der Sudanvölker kundgiebt, so ist derselbe auch in der Viehzucht bemerkbar. Als Haustiere finden wir hier bereits neben Schafen, Ziegen und Hunden auch Pferde, und Ngila verfügt über eine Reiterei von fünfzehn Mann.

Von Ngilas Dorf öffnen sich die Wege nach dem Sudan. In sieben Tagemärschen ist zunächst das wichtige Land Tibati, eine ziemlich selbständige Provinz Adamauas, zu erreichen, und von dort führt wieder ein grosser Handelsweg nach Bagirmi. Ngila unterhält auch dementsprechend einen regen Verkehr mit den Haussastaaten. Alljährlich kommen in seine Residenz Bevollmächtigte der Haussahändler, zumeist Sklaven derselben, um Handelsgeschäfte zu treiben. Sie bringen von dort Gewehre, Pulver, weisse Krystallperlen und lange Schwerter, wofür sie Elfenbein und Sklaven eintauschen.

Ngila ist darum ein Raubfürst und sendet seine Krieger gegen die benachbarten Stämme, um Sklaven zu jagen. Während der Anwesenheit Tappenbecks kehrte einer seiner Hauptleute mit 150 frisch eingefangenen Sklaven, Weibern und Kindern, zurück. Auch standen mehrere Sklavenkarawanen der Haussahändler zum Abmarsch nach Jola und Sokoto bereit.

Der Verkehr der Ngilaleute mit den Haussastaaten bringt es auch mit sich, dass die Häuptlinge ihre Söhne nach Adamaua zur „Ausbildung“ schicken. Auf diese Weise dringt also der Islam auch in dieser Beziehung vor und nähert sich bereits der Küste. Höchst bezeichnend ist dabei die folgende Stelle in dem jüngsten Berichte Morgens in den „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“: „Die Völker, welche dieses Terrain bewohnen, haben seit dem Vorjahre bereits eine Verschiebung erlitten, und zwar die Ngumba und Jaunde eine solche nach Norden, die Kwolle und Jetoni nach Westen und die Mwelle nördlich des Sannaga nach Süden und Südwesten. Auf die beiden ersteren drücken die Mpangwe von Süden, auf die zweite Gruppe die Mwelle von Osten und auf die letzten die Wute von

Norden her, sie sind an der Route vollkommen verschwunden. Es dürfte, nach diesen Ereignissen zu urteilen, die Zeit nicht mehr ferne sein, wo die vordringenden Stämme aufeinanderplatzen und einen gewaltigen Existenzkampf führen werden. Wer als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen wird, ist mir bei der Stärke, dem Drill und dem Mute der Wute, wie ich sie zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht zweifelhaft, zumal noch von den Fulah (Tibati) nachgedrängt wird; höchstens könnte für die Gegner die bessere Bewaffnung, d. h. die grössere Zahl der Gewehre in die Wagschale fallen. Dieser Krieg wird gleichzeitig einen Kampf zwischen Mohammedanismus und Heidentum bedeuten; denn wenn nach meinen in Ngila gemachten Beobachtungen der Islam von der grossen Masse auch lau aufgenommen wird, so stellt sich doch der Häuptling als ein gläubiger Anhänger desselben hin."

Wir haben schon gesehen, dass die Wute in Ngila viele Eigentümlichkeiten der Fulbe von Adamaua angenommen haben. In Tibati findet man selbstredend die Verhältnisse noch mehr nach dem sudanischen Brauche geordnet, den wir in unserer Schilderung der Haussastaaten näher beschrieben haben. Hier trägt fast jeder Sklave eine Tobe oder einen Burnus; die Häuser sind sorgfältiger hergestellt und mit einer hohen Strohwand umgeben, um die Bewohner und Bewohnerinnen derselben, insbesondre die Geheimnisse des Harems, den Blicken Vorübergehender zn entziehen.

Premierlieutenant Morgen ist vom Wuteland nach Tibati vorgedrungen und erhielt von dem Herrscher desselben die Erlaubnis, das Land zu betreten. Der junge zwanzigjährige Sultan Mohammed Alamu empfing den Reisenden in seinem stehenden Kriegslager, welches etwa vier Tagemärsche südwestlich von der Hauptstadt liegt. Der Sultan, dessen Gesichtsschnitt reines Fulbeblut verrät, scheint für westafrikanische Verhältnisse ein mächtiger Fürst zu sein und soll über 1000 Mann Reiterei in das Feld stellen können. In dem Kriegslager waren um ihn etwa 12000 Menschen versammelt.

Der Sultan von Tibati dringt erobernd vor, und Premierlieutenant Morgen war Zeuge, wie ihm von einem unterjochten Stamme 500 Sklaven (Männer, Weiber und Kinder) als Tribut gezahlt wurden. Der grösste Teil derselben war für den Markt von Sokoto

bestimmt. In dieser Weise wird von den Mohammedanern des Sudan auch unser westlicher Anteil an Afrika entvölkert!

Von Tibati gelangt man leicht auf Strassen, die einen äusserst lebhaften Karawanenverkehr aufweisen, über Banjo, einen wichtigen Handelsplatz, an den Benue, und auf diesem Wege gelangte auch Morgen mit seiner Expedition in die englische Interessensphäre und kehrte mittelst englischen Dampfers und Dampfbarkasse über den Benue und Niger an die Küste zurück. Auf dieser Fahrt konnte Morgen feststellen, dass englische Karawanen bereits zwischen Kuka und dem Benue verkehren. Ebenso bemühen sich französische Karawanen, auf verschiedenen Wegen den Tsadsee, den Ausgangspunkt unserer Schilderung, zu erreichen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so sehen wir, dass dreihundert Kilometer von der Küste von Kamerun entfernt sich im Wutelande über tausend Haussahändler niedergelassen haben, welche jährlich Hunderttausende von Pfunden Elfenbein und Tausende von Sklaven auf die Märkte von Haussa und Bornu, nach Sokoto, Kano und Kuka, bringen.

Warum wählen diese Händler nicht den kürzeren Weg zur Küste? Ohne Zweifel wird dies nicht allein durch politische Verhältnisse, durch die Zusammengehörigkeit der Sudanreiche bestimmt, sondern auch durch die Unsicherheit der Strassen im deutschen Schutzgebiete und durch die hohen Durchgangszölle, welche die Handelshäuptlinge von den Karawanen erpressen. So geschieht es, dass aus einem so nahe an unserer Küste gelegenen Gebiete wertvolle Waren nach den Märkten gebracht werden, auf welchen die auf dem Niger und Benue herrschenden Engländer ihre Geschäfte besorgen.

„Um diese Hindernisse für das Aufblühen der Kolonien zu beseitigen," schloss Morgen seine Rede auf der Versammlung der deutschen Kolonialgesellschaft in Nürnberg, „bedarf es der Anlage von Wegen, vor allem um die nicht schiffbaren Flussteile, und des Schutzes derselben durch Stationen mit Besatzung von Schutztruppen. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ich im Busch eine militärische Bedeckung bei mir habe, oder ob sich die unter 60 Pfund schweren Lasten ächzenden Träger, die von vornherein jedem Gefecht abgeneigt sind, selbst auch noch verteidigen müssen.

Wenn die Händler, seien es weisse oder schwarze, erst neben gutem Wege auch ihren Schutz haben, dann wird sich ihre Unternehmungslust zeigen, dann werden sich vor allem die Reichtümer des Hinterlandes von Kamerun zeigen, das mit der reichsten englischen Kolonie konkurrieren kann. Aber nicht nur die bekannten Handelsprodukte, als Elfenbein, Gummi, Felle u. s. w. werden in Fülle zur Küste gebracht werden, es wird sich bei der besseren Verbindung auch lohnen, Tabak- und Kakaoplantagen, welche bisher nur an der Küste angelegt wurden, auf dem Plateau einzurichten; und schliesslich können wir auch in einem Lande wie Jaunde, wo das Klima gesund, die Menschen zutraulich und das Essen gratis ist, an Ansiedlungen denken."

Wir haben bis jetzt den Weg im Süden Kameruns nach Adamaua verfolgt. Im Norden liegen die Verhältnisse durchaus ähnlich, und es wechseln nur die Namen der Völker. Die Bettelkönige des Küstenringes schwinden, wenn man sich der Grenze der Urwaldregion nähert, bis man endlich im Graslande besser organisierten Gemeinwesen begegnet. Man sieht noch „Wilde", bei denen bald beide Geschlechter, bald nur die Weiber nackt einhergehen; dann tragen schon die Vornehmeren Kleider, bis man die Pflanzdörfer Adamauas erreicht und aus den Lehmmauern derselben dem Reisenden die Haussaleute in ihren langen Gewändern, mit langen Spiessen und Schwertern entgegenkommen.

Beim Vordringen der Europäer in diese Gebiete ist vielfache Vorsicht und Rücksichtnahme nötig. Was wir zuerst erstreben und warum wir kämpfen, das ist zunächst die Eröffnung des Weges und das Anknüpfen von Handelsbeziehungen. Die grosse Zivilisationsfrage, welche die Aufhebung der Sklavenjagden betrifft, kann in diesen Gebieten nicht sofort aufgerollt werden; dazu sind noch die Europäer zu schwach, und sie sind nicht in der Lage, in dieser Beziehung die Sudanstaaten in die Schranken zu fordern. Der Sklavenhandel wird vorerst nur auf den Linien, die durch Stationen geschützt werden, unterdrückt werden.

Für unsre Kolonie Kamerun kann es sich aber nicht allein darum handeln, die Produkte des näheren Hinterlandes an die Küste zu ziehen. Wir müssen weiter hinausschauen. Es müssen auch Handelsbeziehungen mit den Haussastaaten angeknüpft werden, und in

diesen muss der deutsche Einfluss befestigt werden. In dieser Hinsicht ist aber Eile nötig; denn unsre Nachbarn, die Engländer und Franzosen, sind, wie wir gesehen haben, nicht müssig. Sie umgehen in weitem Bogen unsre Besitzungen und wollen uns am Tsadsee zuvorkommen. Die Sicherung unserer inneren Grenzen von Kamerun erscheint darum dringend notwendig, und die Forderung ist sicher billig, dass auch die Hinterländer bis zum Schari und Tsadsee zu Kamerun geschlagen werden.

Auch für diese koloniale Frage sollte die öffentliche Meinung mehr interessiert werden. Der Besitz in Ostafrika ist gegenüber dem Wettstreite der Europäer gesichert. Wir haben dort nur die eingeborenen feindlichen Elemente zu bekämpfen, wir brauchen dort nur das begonnene Werk auszubauen. Hier zwischen Kamerun und dem Sudan liegen die Dinge anders. Wir müssen auf der Hut sein, dass die Früchte der Mühen deutscher Expeditionen nicht anderen Völkern zufallen. Wir können, wie wir bereits hervorgehoben haben, mit den rühmlichen Erfolgen der Erschliesser des Hinterlandes von Kamerun zufrieden sein, aber wir dürfen nicht vergessen, dass über Grenzen in Afrika die Entscheidung in Europa getroffen wird, und so muss die öffentliche Meinung in Deutschland die Wacht an diesen Grenzen übernehmen mit derselben Rührigkeit, wie dies in England und in Frankreich der Fall ist.

Schlusswort.

An der Westküste Afrikas hat man auch Negerstaaten aus befreiten und schon zivilisierten nordamerikanischen Negern gegründet.

Als in den Vereinigten Staaten die Sklaverei noch in voller Blüte stand, bildete sich dort im Jahre 1816 die „American Colonisation Society“ behufs Kolonisierung Afrikas durch freiwillige Einwanderung aus den Vereinigten Staaten, sowie behufs Förderung von Christentum und Zivilisation. Die ersten schwarzen Kolonisten verliessen New-York im Jahre 1820, und am 25. April 1822 wehte zum ersten Male die amerikanische Flagge über der Gegend des

heutigen Monrovia, das nach Monroe, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, seinen Namen erhielt.

Am 9. Juli 1847 erklärte der Senat der Vereinigten Staaten, die Kolonie, die bis dahin unter dem amerikanischen Schutze stand, für einen unabhängigen Staat; der gelehrte Professor Greenleaf vom Harward College arbeitete für denselben eine Musterverfassung aus, über welche die Meinungen geteilt sind; man behauptet, sie sei für die Neger viel zu hoch, und ein wenig mehr Autokratie würde dem Staate nur zum Nutzen gereichen können.

Die Negerrepublik Liberia an der Pfefferküste Oberguineas erstreckt sich über einen 600 km langen Küstenstreifen. Landeinwärts gehören nominell noch weite Gebiete zu dieser Republik; ihre thatsächliche Herrschaft hört jedoch schon in der Entfernung von einigen Kilometern auf. Es wohnen hier etwa 18000 aus Amerika übergesiedelte oder anderweitig befreite Neger. Die Kolonie hält sich, aber von einer besonderen Blüte kann nicht die Rede sein. Landwirtschaft und Viehzucht, die bei den angrenzenden eingeborenen Stämmen sehr gut gedeiht, liegen bei den Kolonisten von Liberia ganz darnieder. Jeder von ihnen möchte Kaufmann sein, obwohl das Land keinen genügenden Platz für so viele Kaufleute bietet. Am bittersten hat man sich aber in der Hoffnung getäuscht, dass die zivilisierten Neger zivilisatorisch auf ihre schwarzen Brüder einwirken würden. Von diesem Einfluss ist nicht eine Spur zu merken; wenn auch die eingewanderten Neger Christen sind, so sind die Eingeborenen Heiden geblieben. Der Versuch der „afrikanischen Kolonien in Afrika“ kann somit nicht als gelungen betrachtet werden. Was in Monrovia und in der ähnlichen Negerkolonie in Sierra Leone zur Blüte und zum Wohlstande des Landes beiträgt, ist unbedingt auf Rechnung der dort anwesenden europäischen Kaufleute zu setzen.

Diese Erfahrung kann uns nicht überraschen, wenn wir sie vom historischen Standpunkte betrachten. Wir können auf Grund der einzelnen Bilder, die wir der Reihe nach dem Leser vorgeführt haben, wohl die Behauptung aufstellen, dass der Neger aus eigenem Antriebe zu einer höheren Kultur sich nicht aufschwingen kann.

Man könnte zwar auf Grund gewisser Thatsachen sich leicht veranlasst sehen, einen gegenteiligen Schluss zu ziehen. Wir haben

gesehen, dass die Küste fast überall an echt afrikanischen Staatengründungen arm ist; mächtigere Staatenbildungen finden wir nur im Inneren. Da sind im Norden die Reiche des Sudan, da finden wir die Mangbattu, an den Nilquellseen die Reiche Uganda und Unjoro mit ihren Dependenzen und im Südwesten das Reich des Muata Jamwo. — Die Küste der für die gegenwärtigen Kolonialbestrebungen in Frage kommenden Gebiete ist überall arm und von zersprengten Volksstämmen bewohnt; ohne Zweifel muss dies auf den Einfluss des Sklavenhandels zurückgeführt werden, der im Osten von den Arabern und im Westen von den Europäern betrieben wurde. So scheint es, dass dort, wo die Bevölkerung Afrikas in Ruhe gelassen wurde, sie sich auch entwickeln konnte.

Wenn wir aber die Thatsachen näher betrachten, so finden wir doch, dass zu jenen Staatenbildungen zumeist andere, auswärtige Elemente beigetragen haben. Die Staaten des Sudan verdanken ihren Ursprung den aus Asien eingewanderten semitischen Elementen und dem Islam; auf fremde Einflüsse, wie wir ausführlich berichtet haben, weist die Kultur des begabten Wagandavolkes hin; ägyptische Einwirkungen glauben die Forscher selbst bei dem abgeschlossenen Völkchen der Bakuba entdeckt zu haben.

Alle diese Thatsachen bezeugen deutlich, dass der Neger unter dem Einfluss einer höher stehenden Rasse wohl einer höheren Kulturstufe zugeführt werden kann. Andererseits bezeugt auch die Geschichte des dunklen Weltteils, dass der Neger nur unter einer strengen Herrschaft und einer vollen Bevormundung dauernd in einer bestimmten Richtung arbeiten kann. Die Freiheit, die ihm vielfach von den Missionaren geschenkt wurde, verstand er nicht zu benutzen und hat sie nur missbraucht. Die Emanzipation der Neger wird somit nur stufenweise erfolgen können.

Die Geschichte der afrikanischen Völker und die Prüfung ihrer politischen Verhältnisse giebt uns aber noch einen anderen wichtigen Fingerzeig für die Richtung, die bei dem Befestigen des europäischen Einflusses in Afrika massgebend sein dürfte.

Die Gründung von Pflanzungen, die Erziehung des Negers zur Arbeit ist ohne Zweifel das vornehmste Ziel der Kolonisation, da nur durch sie die brach liegenden Schätze des afrikanischen Bodens erschlossen werden können. Wir sehen aber, dass der Neger nicht

mehr baut, als er braucht, oder dass er nur das baut, was ihm eine unmittelbare Aussicht auf günstige Verwertung liefert.

Die Haupttriebfeder aller wichtigeren Bewegungen in Afrika ist der Handel. Handelsfragen bilden für den Afrikaner die wichtigsten Staatsfragen. Die Könige und Häuptlinge, ob gross oder klein, sie alle sind Händler. Darum bietet auch der Handel das beste Mittel zur Erschliessung des dunklen Weltteils.

Wenn die europäischen Stationen Einfluss im Inneren haben sollen, so müssen sie auch Handelsstationen sein, an die sich die Pflanzerarbeit als ein gleichwichtiger Faktor anschliesst, von dem man aber erst in späterer Zeit Erfolge zu erwarten hat.

Lange Zeit hindurch trieben die Europäer im Inneren Afrikas grundsätzlich keinen Handel, da sie nur wissenschaftliche Zwecke verfolgten und sich die Feindschaft der arabischen und eingeborenen Händler nicht zuziehen wollten. Diese Rücksichten sind nicht mehr massgebend, und die Zeit tritt ein, wo der Europäer auch den Handel im Inneren des Landes an sich reissen muss. Auf diese Weise wird er am besten und am sichersten seine Rivalen verdrängen.

Und so sehen wir, dass neben der Pflanzerthätigkeit, welche die Europäer an der Küste entfalten, eine grosse Zahl der neuesten Expeditionen Handelszwecke verfolgt, indem sie die Karawanenstrassen sichert und in Handelsbeziehungen mit den Negern tritt. In diesem Sinne war die letzte Expedition Emins bedeutungsvoll, und dasselbe Ziel verfolgt die Expedition Zintgraffs, welche die Handelskreise der Häuptlinge, die den Weg von Kamerun nach Adamaua versperren, zu durchbrechen sucht.

Die alten Reichtümer Afrikas sind im Schwinden begriffen. Die Sklavenausfuhr ist aufgehoben, und das Elfenbein soll nur noch für eine absehbare Reihe von Jahren vorrätig sein; dafür ist in dem Kautschuk ein neuer Artikel erstanden. Vor der Hand werden aber das Elfenbein und der Kautschuk noch immer genügen, um die Kosten der Expeditionen ins Innere zu decken und auch einen Gewinn abzuwerfen, so dass das europäische Kapital sich williger als bis jetzt an der Kolonisierung Afrikas wird beteiligen können.



Druck von Carl Marquart in Leipzig.



Reich ausgestattete Jugendschriften, Geschenkwerke etc.

aus dem Verlage von
Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Für das reifere Mädchenalter (14—17 Jahre).

In **neuer**, gediegener Ausstattung erschien soeben und zwar in **vierter** Auflage:

Erzählungen für die reifere weibliche Jugend von Aurelie.

I. Der Opal. II. Die Stieftochter.

Mit Bildern von M. Claudius. In **einen** Band gebunden 3,50 *M*, geheftet 2,25 *M*.

In zweiter, mit Abbildungen versehener Ausgabe ist erschienen:

Elisabeths Winter und Frühling in Rom.

Briefe eines jungen Mädchens in die Heimat
von
Olga Eschenbach.

Mit 16 Tonbildern, die Hauptsehenswürdigkeiten Roms berücksichtigend.

Reich gebunden 4 *M*.



Albanerin. — Aus: „Eschenbach, Rom."

Die ungleichen Schwestern.

Eine Erzählung für die reifere weibliche Jugend
von **Angelika von Lagerström.**

Dritte Auflage, mit einem Titelbild von P. Wagner. Reich gebunden 3,50 *M*. Geh. 2,25 *M*.

Zwei Wege zum Licht.

Eine Geschichte für die reifere weibliche Jugend von **Hedwig Haberkern.**
Zweite Auflage. Reich gebunden 3 *M*. Geheftet 2,25 *M*.

Mütterliche Briefe. Eine Mitgabe an Töchter bei ihrem Eintritt in den Kreis der Erwachsenen. Dritte Auflage. Reich gebunden 1,25 *M*. Geheftet 75 *Pf*.

Probebild aus: **Augusti, An fremdem Herd.** Band II.



(Siehe die vorhergehende Seite.)

☛ Für heranwachsende Mädchen (12–14 Jahre). ☚

Schriften von Clementine Helm.



Verkleinerte Abbildung aus:

Der Weg zum Glück. Nach J. Colombs **„Deux mères“** frei bearbeitet. Mit vielen Abbildungen. 2. Auflage.

Doris und Dora. Eine Erzählung für junge Mädchen. Freie Bearbeitung der französischen Erzählung: **Chloris et Janneton** von Josephine Colomb. Mit 12 Tonbildern u. vielen Abbildungen im Text. 3. Auflage.

Vater Carlets Pflegekind. Nach J. Colombs Werk **„La fille de Carilès“**, gekrönt mit dem großen Monthyonpreise, für die deutsche Jugend bearbeitet. Mit 12 Tonbildern. 6. Auflage.

Preis jedes der drei Bücher in Prachtband 6 M., geheftet 4,50 M.

☛ Die Bearbeitungen dieser drei besten Colomb'schen Schriften durch Frau **Clementine Helm** haben allenthalben Anerkennung und gute Aufnahme gefunden. Inhalt und Ausstattung haben diesen Erzählungen einen hervorragenden Platz in der Jugendlitteratur gesichert; besonders **Vater Carlets Pflegekind** ist ausdrücklich als eine wirkliche Perle unter den Mädchenbüchern bezeichnet worden. Ein neues Buch von Jos. Colomb ist durch **Brigitte Augusti** für die deutsche Jugend bearbeitet worden und unter dem Titel „Miriam, das Zigeunerkind“ erschienen. (Siehe Seite 2.)

Schriften von S. Wörishöffer.

Das Buch vom braven Mann.

Bilder aus dem Seeleben.

Mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.
Mit vielen Abbildungen. 4. Auflage. Prachtband 6 *M.* Geheftet 4,50 *M.*

Gerettet aus Sibirien.

Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie.

Auf Grund einer Erzählung von Améro u. Tissot für die reifere deutsche Jugend bearbeitet.
Mit vielen Abbildungen. 3. Auflage. Prachtband 6 *M.* Geheftet 4,50 *M.*

Schriften von J. H. O. Kern.

In Sturm und Not.

Bilder aus allen Meeren und Kämpfe mit Wind und Wellen.
Mit erläuterndem Anhang der seemänn. Ausdrücke u. vielen Bildern. Geb. 5 *M.* Geh. 3,50 *M.*

Die Geißel der Südsee.

Leben und Thaten eines Freibeuters der Jetztzeit.
Mit vielen Abbildungen. Prachtband 7,50 *M.* Geheftet 6 *M.* **(Neu!)**

Mali, der Schlangenbändiger.

Scenen aus dem indischen Leben.
Nach **Rousselet**, deutsch von **L. Mannheim.**
Mit vielen Bildern. 2. Auflage. Prachtband 6 *M.* Geheftet 4,50 *M.*

Kalulu, Prinz, König und Sklave.

Scenen aus dem Leben in Central-Afrika.
Von **H. M. Stanley**, frei übersetzt von **L. Mannheim.**
Mit vielen Bildern. 6. Auflage. Prachtband 6 *M.* Geheftet 4,50 *M.*

Der Letzte der Mohikaner.

Nach **J. F. Cooper** frei bearbeitet von **A. Helms.**
Mit vielen Vollbildern u. Abbildungen im Text. Prachtband 7,50 *M.* Geheftet 6 *M.*
(Bei Bestellungen auf dieses „Prachtwerk“ wolle man ausdrücklich angeben: Verlag von Hirt.)

Probebild aus: **Pajeken, Boß der Städtegründer.**



(Siehe die folgende Seite.)

= Schriften von Friedr. J. Pajeken. =

Neu! Bob der Städtegründer. Neu!

Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas.

Mit Abbildungen von **Joh. Gehrts.** Prachtband 5 M. Geheftet 3,50 M.

☛ Dieses neue Buch **Pajekens** ergänzt seine schnell zu voll berechtigter Anerkennung gelangte erste Jugendschrift:

Bob der Fallensteller.

Eine Erzählung aus dem Westen Nordamerikas.

Mit vielen Bildern. 2. Auflage. Prachtband 5 M. Geheftet 3,50 M.

☛ **Pajeken** erzählt in beiden Schriften in anregender und belehrender Weise eigene Erlebnisse, während seines langjährigen Aufenthalts im Westen Nordamerikas; diese Jugendschriften leiden also nicht an Übertreibung, wie viele andere Erzählungen, welche ähnliche Stoffe behandeln.

= Schriften von J. Pederzani-Weber. =

Der Einsiedler von St. Michael.

Erlebnisse eines Deutschen an der Nordwestküste von Amerika.

Nach dessen Briefen der reiferen Jugend erzählt.

Mit vielen Abbildungen von **Johs. Gehrts.** Prachtband 5 M. Geheftet 3,50 M.

Kynstudt.

Die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens.

In kulturgeschichtlichen Bildern der reiferen Jugend erzählt.

Mit 12 Tonbildern nach Zeichnungen von **Johs. Gehrts.** Prachtband 6 M. Geheftet 4,50 M.

Heinz Treuaug,

Wie er ein Ritter ward, und wie er den Freimut geschwungen hat.

Der reiferen Jugend geschildert

von

A. Helms.

Mit 16 Tonbildern u. vielen Abbildungen im Text. 4. Aufl. Prachtband 6 M. Geh. 4,50 M.

Geschichtliche Schriften für die reifere Jugend

von

Oskar Höcker.*)

Jeder Band ist ganz selbständig und einzeln käuflich: In Prachtband je 5 ℳ, geh. je 3,50 ℳ.

☛ **Die Abbildungen sind genau im Stile des jedesmaligen Zeitabschnittes ausgeführt.**

Der Sieg des Kreuzes.

Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der

Entwickelung des Christentums.

Mit Abbildungen von Prof. **Alb. Baur** und **Johs. Gehrts.**

I. Band: **Unter dem Joche der Cäsaren.** (Aus der Zeit des Kaisers Hadrian.)
II. Band: **Durch Kampf zum Frieden.** (Aus d. Zeit d. Christenverfolgung unter Diokletian.
III. Band: **Zwei Streiter des Herrn.** (Aus der Zeit der Merowinger.)
IV. Band: **Ein deutscher Apostel.** (Aus der Zeit des heiligen Bonifacius.)
V. Band: **Wuotans Ende.** (Aus der Zeit der Kämpfe Karls des Großen.) [Schlußband.]

Das Ahnenschloß.

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus vier Jahrhunderten.

Mit Abbildungen von **C. Römer.**

I. Band: **Der Erbe des Pfeiferkönigs.** (Aus dem Reformationszeitalter.)
II. Band: **In heimlichem Bunde.** (Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.)
III. Band: **Zwei Riesen von der Garde.** (Aus der Zeit des Zopfes u. der Wachtparade.)
IV. Band: **Deutsche Treue, welsche Tücke.** (Aus der Zeit der Befreiungskriege.)

☛ Die 4 Bände dieser, in protestantisch-nationalem Sinne geschriebenen Jugendschriften-Sammlung haben bereits in mehr als 25000 Exemplaren Verbreitung gefunden.

Nur folgende Höcker'sche Jugendschriften-Reihe kostet in Prachtband je 6 ℳ, geh. je 4,50 ℳ:

Merksteine deutschen Bürgertums.

Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter.

Mit Abbildungen von **Johannes Gehrts.**

I. Band: **Die Brüder der Hansa.** (Erzählung aus der Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes.)

II. Band: **Auf der Wacht im Osten.** (Erzählung aus den Zeiten der Polenkämpfe im 14. Jahrhundert.) **[Neu!]**

***) Mit diesen bereits in vielen Tausend Exemplaren verbreiteten Schriften sollen nicht lediglich „Erzählungen“ geboten werden, sie haben vielmehr sämtlich einen auf eingehendem Quellenstudium beruhenden kulturgeschichtlichen Hintergrund.**

Probebild aus: **Höcker, Der Sieg des Kreuzes.** Band IV.



(Siehe die vorhergehende Seite.)

Probebild aus: **Sonnenburg, Berthold der Getreue.**



(Siehe die vorhergehende Seite).

Schriften für das jüngere Kindesalter.



Petit à Petit

ou

Premières Leçons de Français

par

A. Herding.

Pour les enfants de cinq à dix ans.
Ouvrage illustré de 206 gravures, dessinées par **Fedor Flinzer.** Troisième édition.

☛ Zu dem vorgenannten, schnell beliebt gewordenen Buche ist folgendes, nach Inhalt und Ausstattung gleich eigenartige Seitenstück getreten:

By Little and Little or First English Lesson-Book for Children from five to ten years of age. An adaptation of Mrs. A. Herdings „Petit à Petit ou Premières Leçons de Français" by **Hedwig Knittel.** With 206 Illustrations designed by **Fedor Flinzer.**

= Preis jedes der beiden Bücher geschmackvoll kartoniert 2,50 ℳ. =

Kindergartenlieder mit Klavierbegleitung von **Angelika Hartmann,** Seminarvorsteherin zu Leipzig. Ein stattliches Heft in 4°. **4. Auflage.** 2,25 ℳ. — Sehr anmutige, einfache und schnell beliebt gewordene Kompositionen.

☛ Für Kinder von 9—13 Jahren. ☚

Folgende Lieblingsbücher der Jugend empfehlen wir geneigter Beachtung:

Rheinsagen, der reiferen Jugend erzählt von **Martin Claudius** (M. Betzel). Mit vielen Abbildungen. Geschmackvoll kartoniert 3 ℳ.

Die Verfasserin ist so wohlbekannt durch ihre stets gediegenen Schriften, voll wahrer Religiosität, daß eine Empfehlung dieses Buches kaum nötig sein dürfte.

Hirt's Theater für die Jugend. Eine Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke von **Auguste (A. Danne), Agnes Franz, Clementine Helm, Louise Thalheim** und **Ottilie Wildermuth.** Mit bunten Kostümbildern (deutsche Volkstrachten). Kartoniert 2 ℳ.

Triebel, Rob., 350 Rätsel. Für die heranwachsende Jugend. Gebunden 75 ₰

☛ Beachtenswerte Volksbücher. ☚

Bienenfleiß und Bienensegen. Eine Bienen- und Menschengeschichte für jung und alt von **Herm. Jahnke.** Mit Abbildungen. Geh. 1,20 ℳ. Geb. 2 ℳ.

In der Ferienkolonie. Drei Ferienbilder aus dem deutschen Volks- und Naturleben. Ein Familienbuch für jung und alt von Dr. **W. Falckenheiner,** Reg.- und Schulrat. Geschmackvoll kartoniert 1,50 ℳ. — Von demselben Verfasser ist auch erschienen:

Jungdeutschland am Fuße unserer nationalen Ehrendenkmäler. Festschrift zur Feier des 15. Jahrestages der Begründung des deutschen Reiches (18. Januar 1886). 1 ℳ.

Geographische und geschichtliche Werke für Jung u. Alt.

Abgeschlossen liegt jetzt folgendes große Unternehmen vor:

Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln.

Für die Belebung des erdkundlichen Unterrichts und die Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche mit besonderer Berücksichtigung der Völkerkunde und Kulturgeschichte, herausgegeben von **Dr. Alwin Oppel** und **Arnold Ludwig.**

Teil I: Allgemeine Erdkunde.

Herausgegeben unter Mitwirkung von **Prof. Dr. H. Fritsch** (Berlin), **Dr. H. Leipoldt** (Dresden), **Prof. Dr. A. Penkmann** (Wien), **B. Waeber** (Liegnitz) und vielen anderen hervorragenden Fachmännern.

Mit 319 Abbildungen auf 25 Tafeln.

Zweite Auflage. Geheftet **3,60** *M.* Geb. **4,75** *M.* Erläuternder Text **1** *M.*

Teil II: Typische Landschaften.

Herausgegeben unter Mitwirkung von **F. Kanitz** (Wien), **Dr. Karl Müller** (Halle), **Richard Oberländer** (Leipzig), Prof. **Seibert** (Bregenz) und vielen anderen hervorragenden Fachmännern.

Mit einführendem Text und 29 Bogen Abbildungen, 178 Landschaftsbilder enthaltend.

Zweite Auflage. Geheftet **5** *M.* Gebunden **6,50** *M.*

Teil III: Völkerkunde.

(In 3 Abteilungen.)

Herausgegeben unter Mitwirkung von **Dr. J. Baumgarten** (Coblenz), **C. Bock** (Christiania), Prof. **Dr. Kan** (Amsterdam), **F. Kanitz** (Wien), Dir. **Dr. Müller** (Antwerpen), Prof. **Dr. Partsch** (Breslau), Prof. **Seibert** (Bregenz) u. A.



Abteilung 1: Völkerkunde von Europa.

Mit 300 Holzschnitten auf 30 Tafeln und einem kurzen erläuternden Text. Geheftet 5,50 *M.* Gebunden 7 *M.*

Abteilung 2: Völkerkunde von Asien und Australien.

Mit 300 Abbildungen auf 27 Tafeln und einem kurzen erläuternden Text. Geheftet 6,50 *M.* Gebunden 8 *M.*

Abteilung 3: Völkerkunde von Afrika und Amerika.

Mit 311 Abbildungen auf 31 Tafeln, erläuterndem Text u. Generalregister d. Gesamtwerks. Geh. 7 *M.* Geb. 8,50 *M.*

Als ein erweiterter, erläuternder Text zum II. Teile ist erschienen:

Landschaftskunde. Versuch einer Physiognomik der gesamten Erdoberfläche in Skizzen, Charakteristiken und Schilderungen von **Dr. A. Oppel.** 2. Ausgabe. Geheftet 12 *M.* Gebunden 14,50 *M.*

Umschau in Heimat und Fremde. Ein geographisches Lesebuch von Prof. **Dr. Sentschel** und **Dr. Märkel.** Mit vielen Bildern. Teil I: **Deutschland.** Geh. 2,50 *M.* Geb. 3,30 *M.* Teil II: **Europa** (mit Ausschluß des Deutschen Reichs). Geh. 3,60 *M.* Geb. 4,50 *M.*

Als ein Seitenstück zu den vielverbreiteten **„Geographischen Bildertafeln"** seien empfohlen:

Ferdinand Hirt's Historische Bildertafeln.

Für die Belebung des geschichtlichen Unterrichts herausgegeben von mehreren praktischen Schulmännern und Gelehrten.

Teil I: Das Altertum bis zum Untergange des Heidentums. 2,50 *M.*

Teil II: Von den Anfängen d. Christentums bis zum Beginn d. XIX. Jahrh. 2,50 *M.*

Teil I u. II **in einem Bande,** nebst erläuterndem Text (einzeln 1 *M*) geh. 6 *M*, geb. 7,50 *M*

☞ Hierzu ist ein Nachtrag von 8 Bogen in Vorbereitung. ☜

Geschenkwerke für die Familie, Jung wie Alt.

Ein Seitenstück zu der auf der nächsten Seite angezeigten allbeliebten Gedichtsammlung **„Im Wechsel der Tage“** ist folgendes, ebenfalls in handlichem Kleinquart veröffentlichte **Prachtwerk**, das jetzt in **zweiter Auflage** vorliegt:



→ Eine Auswahl ←

aus den Werken deutscher religiöser Dichtung.

Herausgegeben von

Bernhard Rogge, Kgl. Hof- u. Garnisonprediger.

Mit einem einleitenden Gedicht von Karl Gerok.

Sehr reich mit Bildern geziert durch **W. Claudius, Prof. W. Friedrich, Prof. B. Plockhorst, O. Wichtendahl** und viele andere Künstler, nebst einer Heliogravüre nach **Prof. A. Noack.** Prachtband 12,50 M. Velin-Ausgabe 20 M.

☞ **„Allzeit im Herrn“**, in dem religiöse Bilder wechseln mit sinnigen Darstellungen aus der Natur und dem Menschenleben, ist ein wirklicher Hausschatz und durch die prächtige Ausstattung ein wertvolles, für alle Gelegenheiten passendes Geschenkwerk.

In zweiter, ergänzter Auflage ist nachgenannte Biographie erschienen:

Friedrich der Dritte, **Deutscher Kaiser und König von Preußen.** Ein Lebensbild, Jung und Alt gewidmet von **B. Rogge,** Kgl. Hof- und Garnisonprediger. Mit zwei Bildnissen des Kaisers und vielen anderen Abbildungen. Reich gebunden 3 *M.* Geheftet 2,25 *M.* Velin-Ausgabe gebunden 5 *M*

☞ Der Verfasser ist in seiner Eigenschaft als Augenzeuge der Kaiserkrönung zu Versailles, und — im Königlichen Hause wohlgelitten — als Zeuge des heldenhaften Duldens dieses vielgeliebten Fürsten in seinen letzten Lebensstunden, ein wirklich berufener Biograph des hochseligen Kaisers.

Deutsch-patriotisches Prachtwerk,

herausgegeben unter ausdrücklicher Zustimmung Sr. Majestät des **Kaisers Wilhelm I.**

Wahlsprüche der Hohenzollern. Zusammengestellt und historisch erläutert von

Heinrich v. Mühler, Königl. Preußischem Staatsminister a. D.

In drei Ausgaben:

Familien-Ausgabe. Mit dem Faksimile eines eigenhändigen Briefes Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I., 29 Tafeln in reichstem Farbendruck, 34 Tafeln erläuternden Textes u. s. w. in 4°. Preis in reicher heraldischer Mappe 25 *M.*

Ausgabe für Jugend und Volk. Enthält, außer dem Faksimile des Briefes Sr. Majestät, nur den Text und einige Holzschnitte. 8°. Reich gebunden 2,50 *M.* — **Billige Ausgabe.** Kartoniert nur 1 *M.*

Im Wechsel der Tage.

Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung.

Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter,

begründet von

Adolf Brennecke,

neu bearbeitet von **Paul Heinze.**

Mit vielen künstlerischen Holzschnitten und Heliogravüren.

Siebente Auflage.

Sehr reich gebunden 10 *M.*



☞ Diese überaus reich ausgestattete Gedichtsammlung — fast jede Seite enthält eine reizende charakteristische Abbildung — hat so ungeteilten Beifall gefunden, daß wiederum eine neue Auflage nötig gewesen ist. Mit diesem beispiellos billigen Prachtwerke ist eine wirklich vornehme Festgabe geboten.

In unserem Verlag haben wir folgende kleinere Sammlung übernommen, die trotz reicher Ausstattung sehr billig ist und gern als Geschenk gewählt wird:

Ich grüße Dich!

Lieder und Gedichte gesammelt von **Anna Schauberg.** Mit vielen Abbildungen, schönen Initialen und einem Widmungsblatt. 11. Auflage. In Goldschnittband 3 *M.*

Nachgenannte**s** neuere Werk eines namhaften Erzählers empfehlen wir ganz besonderer Beachtung:

Im Rauschen der Wogen, Im Branden der Flut.

Bilder aus dem Seemannsleben und von der Wasserkante.

Geschildert von **P. G. Heims,** Kaiserl. Marinepfarrer.

Prachtband 8 *M.* Geheftet 6 *M.*

☞ Zwischen jede einzelne dieser trefflichen Schilderungen sind geeignete Dichtungen eingefügt, deren Wahl der Verfasser in sinniger Weise getroffen hat.

Druck von August Pries in Leipzig.





